Friederich Freyh.
Herr Binder
von
Spriegelstein

Des

Freyherrn Binder v. Kriegelſtein,

k. k. wirklichen geheimen Raths, und des H. Stephansordens Kommandeur,

hinterlaſſene

philoſophiſche Schriften.

Herausgegeben,

von

August Veith von Schittlersberg.

Erſter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſiſch. Privilegio.

Wien und Prag,

in der v. Schönfeldiſchen Buchhandlung.

1783.

559

KÖNIGL. PREUSSISCHES HAUS-ARCHIV
Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Vorerinnerung des Herausgebers.

Eine von mir herausgegebene kleine Schrift hatte das unverdiente Glück, die Aufmerksamkeit und den Beyfall des erhabenen Verfassers dieser hier gesammelten Schriften zu erhalten, zugleich auch mir die unschätzbare Ehre seiner Bekanntschaft, und seines Zutrauens zu erwerben.

Er

Er beehrte mich mit dem Auftrage allerhand seit einigen Jahren von ihm entworfene Abendgedanken und Bruchstücke verschiedener Aufsätze, welche alle die Religion zum Stoffe hatten, in Ordnung zu bringen, manch Abgebrochenes zu ergänzen, und Manches, so nur angedeutet war, ausführlicher zu behandeln.

Ich widmete dieser Arbeit die wenigen Nebenstunden, die mir von meinen Berufsgeschäften übrig blieben, und als ich von Zeit zu Zeit einige

bear-

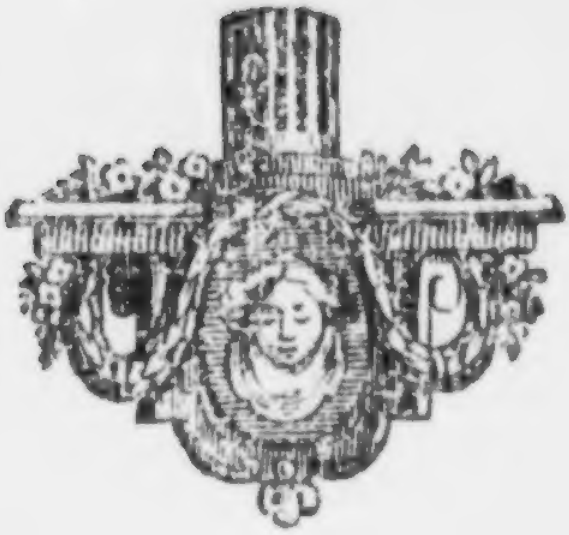
bearbeitete Stücke ihm vorzulegen die Ehre hatte, bestimmte er sie im Drucke erscheinen zu lassen, welches auch bereits vor einigen Monaten geschehen wäre, wenn nicht eine mir aufgetragene Reise in Geschäften meine Arbeit unterbrochen hätte.

Nun säume ich nicht diesem noch vor seinem beyspielvollen Tode wiederholten Befehle Folge zu leisten, wobey ich mir jedoch erlaubet habe, den verehrungswürdigen Namen des Verfassers verdrücken zu lassen, nicht um dem

Ver-

Werke mehr Gewicht, ſondern mehr Leſer zu verſchaffen, und meinerſeits zu Verewigung ſeines Andenkens alles beyzutragen

August Veith von Schittlersberg.



Vorrede des Verfaſſers.

Es iſt eine Lehre der chriſtlichen Religion, daß ſie zwar nie überwunden, jedoch immer beſtritten werden müße. Alle Welt iſt Zeuge, wie ſehr dieſe Lehre an ihr erfüllet worden ſeye. Von jeher hat ſie mit Aergernißen, mit Spaltungen und Irrlehren zu käm-

pfen gehabt. Jedes Jahrhundert war reich an Streitigkeiten und neuen Angriffen der Ketzer, selbst die letzteren Zeiten sind hierinn sehr merkwürdig gewesen. Kaum scheint es etwas ruhiger zu werden, so hebt der Unglauben sein Haupt empor, und greift allenthalben um sich. Der Angriff, den er waget, ist weit gefährlicher, als die Angriffe aller Ketzer je waren, weil er die Grundfeste der Religion zu untergraben und umzuwerfen bemühet ist. Man trägt heut zu Tage keine Scheu, öffentlich gegen die Religion zu Feld zu ziehen. Man macht es sich zum Geschäfte Zweifel, gegen ihre Wahrheiten zu ersinnen, zufällige Mißbräuche, und abergläubische Meynungen mit ihrer reinen Lehre zu vermischen, und ihr hierüber Vorwürfe zu machen, das Heiligste, was sie hat, zu höhnen, sie in aller Au-

gen herabzusetzen, und wenn es möglich wäre, von dem Erdkreise zu vertilgen.

Diese wichtige Begebenheit verdient in ihrer Veranlaßung etwas näher erwogen zu werden. Unstreitig rührt der Fortgang des Unglaubens theils von den Fehlern der Gläubigen her, theils von der Art, mit welcher die Prediger des Unglaubens zu Werke gehen. Es ist ein wesentlicher Fehler bey uns, daß der Glaubensunterricht meistens nur auf das, was zu glauben ist, und nicht so viel auf die Ursachen und die vernünftigen Gründe, aus welchen man glauben soll, erstrecket wird. Es wäre allerdings zu wünschen, daß die meisten Christen die gegentheiligen Meynungen von dem, was ihre Glaubenslehre ausmacht, gar nicht wüßten, und ihre Gründe nicht kännten, dann würde ihnen mancher Ge-

wissensstreit, manche Gefahr der Verführung erspart werden. Unschuld und Unwissenheit bis zu einem gewissen Grade, sind ohne Zweifel eine gute Schutzwehre gegen den Unglauben. Man hat aber diesem an sich wahren Satze eine allzuweite Ausdehnung gegeben, und die Ignoranz in diesem Stücke überhand nehmen lassen, ohne zu bedenken, daß die geänderten Umstände der Zeit und der Menschen ganz andere Maaßregeln erfordern. Heut zu Tage heischet es Vernunft und Religion, den Gläubigen die dienlichen Waffen in die Hände zu geben, womit sie sich gegen die Anfälle des Unglaubens vertheidigen können.

Es ist ganz begreiflich, daß ein Christ, der die Vernunftgründe, die für die Wahrheit seiner Glaubenslehre streiten, nicht einmal kennen gelernet hat, bey der Vorspieglung irgend

einiger Gegengründe ein Mißtrauen gegen ſeine Religion faße, daß er in ſeinem Glauben wankend werde, und ſich endlich ganz zur Parthey des Unglaubens hinüberſchlage, zumalen, da die Religionsfeinde die gefährlichſten Mittel in Händen haben, ihren Anhang zu vergrößern. Ihre Lehre ſchmeichelt der Sinnlichkeit und den Leidenſchaften, und darum iſt ſie ſehr willkommen. Die Vernunft nach der Lehre Chriſti dem Glauben unterwerfen, Lehrſätze, die über unſere Begriffe gehen, als untrüglich annehmen, ſind Dinge, die dem menſchlichen Stolze nicht behagen. Eine Lehre, die den Sinnen alles Vergnügen erlaubt, iſt natürlicherweiſe viel anziehender, als eine Lehre, die Bezähmung der Begierden, die Abbruch, Enthaltſamkeit, und Abtödtung auferlegt. Was die Religion als Wolluſt verdammt, nennt der Unglaube ein unſchuldiges Vergnügen,

zu welchem der Trieb und Hang in unſere Natur gelegt iſt. Die Lehre, daß man ſeine Lüſten beſtreiten und bezwingen müße, nennt er ein Mittel, dem Menſchen die Glückſeligkeit, deren er fähig iſt, zu rauben, und ſich zu ſeinen eigenen Peiniger zu machen. Ueberhaupt iſt es weit bequemer, ſich von der Verbindlichkeit der chriſtlichen Moral los zu machen, und über die Vorwürfe des Gewiſſens hinaus zu ſetzen, als ein Syſtem beyzubehalten, nach welchen man den Verſtand aufopfern, dem Wille Gewalt anthun, und den Körper unterjochen ſoll. Daher folgt ganz natürlich, daß die Grundſätze der Ungläubigen und ihre Scheingründe einen leichtern Zugang zu dem menſchlichen Herze finden, als die ſtrenge Lehre des Evangeliums. Vorzüglich aber bey jungen Leuten, bey welchen das Feuer der Leidenſchaften oft über alle Vernunft ſieget. Die we-

nigſten Menſchen geben ſich Mühe, über die Grundſätze der Religion, in welcher ſie gebohren und erzogen ſind, und über ihren Zuſammenhang Betrachtungen anzuſtellen, und das Gewicht der Einwürfe und Zweifel, die man dagegen rüget, abzuwägen. Das Herz iſt wechſelweiſe die Beute ihrer Leidenſchaften, und weil ihre Vernunft den Begierden ihres Herzens zu viel nachgeben muß, ſo werden Scheingründe mit Freuden für Wahrheiten angenommen. Weil man über dieß die Sätze der Religion aus dem Zuſammenhange herausreißet, ſie meiſtentheils nur einzeln beſtreitet, und durch dieſen Kunſtgriff Widerſprüche herausdrehet, weil man ſie ſolcher vorgeblichen Widerſprüche wegen, als eine menſchliche Erfindung, als ein Werk der Pfaffen oder des Aberglaubens, als eine Maxime der Herrſchſucht und des Geizes abſchildert, ſie für vernunftwi-

drig ausschreyet, und den Glauben als einen Antheil blöder Köpfe, kleiner und schwacher Geister vorgiebt, so geschieht es, daß auch jene, welche nicht aller Religion abgesagt haben, und die Sprache ihres Gewissens noch hören, sich es zur Schande rechnen, öffentlich ihre Religion zu bekennen, und wenigstens die Miene des Indifferentismus annehmen, um nicht für blöde gehalten zu werden. Zudem lassen es sich die Schriftsteller des Unglaubens sehr angelegen seyn, ihre Zweifel und Einwürfe nach Möglichkeit aufzuputzen, sie in eine schmeichelnde und einnehmende Schreibart einzukleiden, mit Satyre zu würzen, und nichts unversucht zu lassen, was die Gläubigen auf Irrwege zu leiten vermögend ist. Um auch ihren Schriften den Anstrich von Gelehrsamkeit, und das Ansehen von Gründlichkeit zu geben, werden die Bibel und die Geschichte der Reli-

gion mit weit hergeholten kritiſchen Anmerkungen angegriffen, und ihr theils falſche, theils verſtümmelte Zeugniße alter Geſchichtſchreiber ohne Bedenken entgegen geſtellt.

Dieſe Kritiken und Einwürfe gründlich zu beurtheilen und bey ſich ſelbſt zu widerlegen, ſind nur wenige gelehrte Chriſten im Stande. Selbſt unter der Geiſtlichkeit giebt es viele, denen es in dieſem Stücke an den erforderlichen Kenntnißen gebricht. Man begnüget ſich von den Lehrſätzen der Religion andere zu unterrichten, und hieraus ein Werk des Gedächtniſſes zu machen, ohne bis auf den Grund ihrer Glaubwürdigkeit zu dringen, noch weniger die Vorwürfe und Zweifel des Unglaubens zu prüfen, und zu widerlegen. Geräth nun ein Chriſt von dieſen Waffen der Wahrheit entblößt in die Geſellſchaft der Religionsverächter,

ſo kann er ihren Anfällen keine Gegenwehr leiſten, und ihr Hohngelächter nicht beſchämen. Hat er die Schranken der Eingezogenheit, der Unſchuld noch nicht überſchritten, ſo wird ihm das Geſpötte über heilige Dinge zwar auffallen, und ſeinen Abſcheu erregen, zugleich aber auch den Stachel eines beunruhigenden Zweifels in ihm zurücklaſſen. Wiederholte Zuſammenkünfte mit dieſer Gattung Menſchen werden ſein Aergerniß mindern, und ihm ſeine Anſtände wichtiger machen. Verſäumt er die Gelegenheit ſich Aufklärung hierüber zu ſuchen, und Gott um Beyſtand mit reinem Herzen anzuflehen, ſo wird das anfängliche Entſetzen, das er bey Mishandlung der Religion empfand, ſich endlich gar nicht mehr bey ihm einfinden, er wird von Zweifel in Zweifel fallen, er wird bald wünſchen, daß die Chriſten unrecht hätten, und weil er es wünſchet, wird es ihm auch bald

gelingen, ſich davon zu überreden, er wird erſt insgeheim ſeinem Glauben entſagen, dann ſo gut wie ſeine Geſellſchafter ein Verächter und Spötter der Offenbarung werden, und endlich noch andere zu Proſelyten des Unglaubens zu machen bemühet ſeyn.

Ich könnte aus eigener Erfahrung noch manche Wege der Verführung anzeigen, und das, was innerlich bey dem Uebertreter zum Unglauben vorgehet, mit lebhaften Farben ſchildern, allein ich will es bey dem, was ich hier angeführet habe, bewenden laſſen, und zur Mittheilung meiner Betrachtungen ſchreiten, zu welchen ich aus der angezeigten Veranlaſſung angefriſchet worden, und die mich von meinem Irrthume glücklich wieder zurückgeführt haben.

Es mangelt uns zwar nicht an vortrefflichen Werken, die die Wahrheit der christlichen Religion stattlich erweisen, man kann aber auch über diesen Punkt nie zu viel schreiben, und jede Bemühung, Beyträge zu dem Beweise einer so wichtigen Sache zu liefern, hat ihren Werth. Aus einerley Blumen, sagt der heilige Franziskus von Sales, lassen sich allerhand Kränze flechten. Nach Unterschied der Gemüthsbeschaffenheit an Seite des Lesers macht eine Methode vor der andern bey Bearbeitung dieses Gegenstands einen besondern Eindruck, es kann also nicht schaden, wohl aber nützen, wenn auch bekannte Wahrheiten verschiedentlich verbunden, und in einer geänderten Gestalt vorgetragen werden. Jener Schriftsteller wählt eine erhabene feurige Schreibart, dieser eine einfache, ungeschmückte, jener schwinget sich bis zu den abstraktesten Begrif-

ſen hinauf, und ſchließet mit mathematiſcher Strenge, dieſer hingegen bedienet ſich ganz faßlicher Ideen, und führt Beweiſe, die auch unphiloſophiſchen Köpfen angemeſſen ſind; jener wählet zu Erweiſung der Wahrheit Thatſachen und hiſtoriſche Gründe, dieſer läßt nur die Vernunft allein reden. Beydes, Methode und Schreibart ſind bey mir einfach, und für alle Gattungen Leſer gemacht.

Von allgemeinen Wahrheiten ſchreite ich zu beſondern beſtimmtern Sätzen hin. Ich trachte erſtens zu beweiſen, daß ein Gott und ein ewiges Leben ſeye, aus dieſen zwey Wahrheiten fließet die dritte, daß es eine Religion geben müße. Eine bloß natürliche Religion aber iſt nicht hinreichend, die Offenbarung Gottes muß unſerm Verſtande zu Hilfe kommen. Daß aber die chriſtliche Religion jene Offenba-

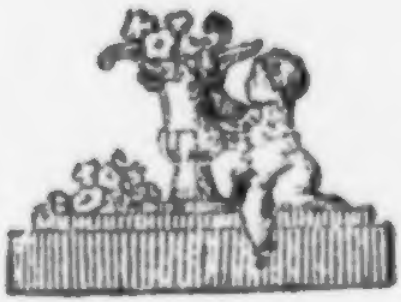
rung Gottes seye, bemühe ich mich aus folgenden Merkmaalen zu erweisen, weil sie erstens mit den göttlichen Eigenschaften nicht nur vollkommen übereinstimmt, sondern auch selbe in einem weit erhabnern Lichte zeiget, als sie die menschliche Vernunft sich allein überlassen je erblicken konnte; Zweytens, weil sie der gesunden Vernunft vollkommen entspricht, und Lehren enthält, die alle bloß menschliche Sittenphilosophie weit übertreffen; und Drittens endlich, weil alles, was sich seit ihrer Entstehung zugetragen hat, ihre göttliche Abkunft bestätiget.

Ich mache das aufrichtige Geständniß im voraus, daß ich nichts, oder doch wenig neues sagen werde, daß alle diese Gegenstände nichts weniger als ganz erschöpfet sind, daß ich mich in keine metaphysische Subtilitäten und kritische Untersuchungen eindränge. Ich

laſſe es bey Betrachtungen und Gründen bewenden, die jedem Verſtande begreiflich ſind, und zum Theile ſelbſt beyfallen können. Allein eben dieſes dürfte gerade darum von irgend einigem Nutzen ſeyn, um ſo mehr, als ich nicht zu überreden, ſondern zu überzeugen, nicht zu ſtreiten, ſondern zu belehren ſuche. Gelehrten und Ungelehrten iſt ihr Antheil in dieſem Werkchen beſtimmt. Dahero ich auch allen Wörterpracht und redneriſche Verzierungen, empfindliche Ausdrücke und bittere Vorwürfe, als ein Mittel die Wahrheit gehäßig zu machen, und die Leidenſchaften in Bewegung zu ſetzen, ſorgfältig vermieden, dagegen eine einfache und deutliche Sprache gewählet habe.

Ich werde mich übrigens glücklich ſchätzen, wenn ich durch die Mittheilung dieſer Schrift zu Aufklärung man-

ches Verſtandes über die Vernunftgrün-
de, die für unſere Religion ſtreiten,
etwas beygetragen, und in irgend ei-
ner Seele ein und den andern heilſa-
men Gedanken erwecket haben werde.



Einleitung.

I.

Die Meynungen der Menſchen über Gott und Religion ſind von jeher getrennet; jene nehmen eine göttliche Offenbahrung an, dieſe verwerfen ſie, und halten eine bloß natürliche Religion für die einzige ächte, andere leugnen das Daſeyn Gottes, und andere laſſen ein unendliches Weſen zu, behaupten aber zugleich eine unabänderliche Nothwendigkeit aller Begebenheiten und al-

ler unſerer Handlungen, wodurch Geſetze und Pflichten von ſelbſt hinwegfallen. Unter dieſen und ſo vielerley andern gegeneinander laufenden Meynungen kann doch nur eine die wahre ſeyn. Als vernünftige Menſchen müſſen wir die Wahrheit lieben, wir ſollen ſie alſo aus Neigung ſuchen.

II.

Zu dieſer Liebe der Wahrheit ſtößt noch ein ungemein groſſes Intereſſe hinzu, denn iſt die Meynung, die einen Gott und eine Offenbahrung zugiebt, die wahre, ſo laufen wir Gefahr ewig unglücklich zu werden, wenn wir ſie ausſchlagen; iſt ſie falſch, und haben wir keinen Gott über uns, haben wir keine Beſtrafung zu fürchten, noch irgend einen Lohn zu gewärtigen, und fallen wir ihr dennoch bey, ſo quälen wir uns unnütz mit einem fürchterlichen Traume, wir brechen uns manches Vergnügen ab, thun uns

Zwang und Gewalt an, verbittern uns das Daſeyn, und dieſes alles ohne Vergeltung, ohne Nutzen. Es ſeye alſo der feſte Entſchluß gefaßt, unter ſo widerſprechenden Meynungen die wahre zu ſuchen, es koſte was es wolle.

III.

Die Führerinn, die uns auf dieſer Bahne leiten kann, iſt die geſunde Vernunft allein, ſie iſt die Richterinn, die über dieſen Streit der Meynungen zu entſcheiden hat. Ihre Natur iſt beſtimmt Wahrheit zu entdecken, zu begreifen, zu prüfen, und aus den erworbenen Kenntnißen Folgen zu ziehen. Wenn es auch in moraliſchen Dingen nicht immer ſolche Wahrheiten giebt, die mathematiſch gewiß, das iſt, ſo offenbahr und einleuchtend ſind, daß ſie jeden Verſtand zum Beyfall nöthigen, ſo lehrt uns doch die Vernunft ganz ſichere Regeln, nach

welchen wir auch bey andern nicht evidenten Wahrheiten zu verläßlichen Schlüßen gelangen. Es giebt auch bey Wahrheiten dieſer Gattung einen Grad von Gewißheit, dem man ſeinen Beyfall vernünftiger Weiſe nicht verſagen kann.

IV.

Doch wenn die Vernunft Richterinn über die Wahrheit ſeyn ſoll, muß ſie nicht unpartheyiſch und verläßlich ſeyn? und haben wir nicht Urſache zu fürchten, daß es ihr vielleicht an beyden gebricht? wenigſtens erhebt ſich ſchon ein ſtarker Verdacht gegen ſie, gerade aus der Verſchiedenheit und dem Streite ſo vieler Meynungen, in die ſich die Menſchen ſammt ihrer Vernunft theilen; wir könnten alſo auch eben ſo gut wie jene, bey der Abſicht die Wahrheit zu ſuchen, ſie gerade verfehlen, wenn wir nicht den Urſachen des Irrthums, und den Mitteln,

die zu deſſen Vermeidung dienen, nachſpüren. Es iſt alſo eine der erſten Sorgen, die Frage ins klare zu ſetzen, ob die Vernunft ſelbſt oder etwas anderes als ſie, die Irrthümer veranlaſſe, und in wie weit wir uns auf ſelbe verlaſſen dürfen?

V.

Betrachte ich das, was wir in dem Menſchen geſunde Vernunft nennen, für ſich allein, ſo finde ich, daß es ihr nicht frey ſtehe, ihren Beyfall einer offenbaren Wahrheit zu geben, oder zu verſagen. Ich kann mit aller Gewalt, die ich meinem Verſtande anthun wollte, unmöglich für wahr halten, daß zweymal zwey ſieben ausmache, und eben ſo unmöglich iſt es mir nicht zu glauben, daß zweymal zwey ſo viel als vier iſt. Jeder iſt hievon aus der innigſten Erfahrung überzeugt: In ſo weit alſo, als ſich unſre Vernunft mit einfachen einleuchtenden

Wahrheiten abgiebt, in ſo weit iſt ſie ganz untrüglich, und alle Menſchen ſind über jene Sätze, die unmittelbar aus ſolchen Wahrheiten fließen, durchaus einig, nur über Sätze, die nicht ſo einfach, nicht ſo einleuchtend ſind, wie dieſe, können ſie immer eines entgegengeſetzten Sinnes ſeyn. Dieſe Unbeſtimmtheit aber liegt nicht in der Wahrheit ſelbſt, über die wir uns einander widerſprechen, denn jede Sache, die uns nur wahrſcheinlich, oder nur unwahrſcheinlich dünket, iſt an ſich ſelbſt entweder ſchlechterdings wahr, oder ſchlechterdings falſch, weil nichts in der Welt an und für ſich zweifelhaft, oder unbeſtimmt ſeyn kann. Es iſt alſo die Urſache, warum das, was an ſich unfehlbar gewiß iſt, uns aber dennoch nur wahrſcheinlich vorkömmt, nur in der Beſchränkung unſers Verſtandes zu finden. Dieſer iſt ſo zu ſagen das Auge desjenigen Weſens, das in uns denket, gleichwie aber

unſere leiblichen Augen nicht in das Unendliche hinſehen, ſondern nur bis auf eine beſtimmte Ferne reichen, und zwar nach Verſchiedenheit ihrer Struktur eines vor dem andern weiter trägt, eben ſo iſt es mit unſerm Verſtande beſchaffen. Wir können nicht den ganzen Zuſammenhang aller Wahrheiten mit einem Blicke überſehen, und darum kann uns eine einzelne Wahrheit zweifelhaft ſcheinen, die doch an ſich in die ununterbrochene Reihe unzähliger evidenter Wahrheiten mit eingekettet, und eben darum ſo gewiß iſt als dieſe. Weil ferner ein Verſtand vor dem andern dieſen Zuſammenhang mehr oder weniger einſieht, ſo entſtehet hieraus, daß einer vor dem andern dieſer oder jener Wahrheit mehr oder weniger, oder gar nicht beyfällt. Und hierinn entdecken wir ſchon eine Quelle, aus welcher der Unterſchied entſpringt, der unter den Meynungen der Menſchen herrſcht. Dieſe Begränzung des Verſtandes

giebt uns zu unſern gegenwärtigen Unterſuchungen erſtens die Regel an die Hand; daß wir nicht jede Sache geradehin darum für falſch erklären ſollen, weil wir ihren Grund oder Zuſammenhang mit andern ſichern Wahrheiten nicht einſehen können, noch darum alle Hoffnung die Wahrheit zu finden aufgeben ſollen, weil wir nicht ins Unendliche hinſehen können, das heißt: wir ſollen unſerer Vernunft nicht zu wenig, und nicht zu viel zumuthen.

VI.

Mit aller dieſer Beſchränkung unſerer Verſtandeskräfte können wir doch niemal irren, wenn wir nur immer richtigen Gebrauch von ihnen machen. Hiezu iſt aber erforderlich, daß wir alles das aus dem Wege ſchaffen, was dieſer richtigen Anwendung hinderlich iſt. Unſtreitig ſind die Begierden und Leidenſchaften jene unſeligen Störerinnen, die uns

in dieſem Stücke alles erſchweren. Eine beſtändige Erfahrung lehrt uns leider! daß ſie in unſere Betrachtungen einen ſtarken, und beynahe beſtändigen Einfluß haben, daß ſie ſich immer gegen unſere Vernunft empören, und über ſie nur zu oft den Sieg davon tragen. Alle Laſter, wenn ihr Anſcheinendes gut geprüft, und ihre unvermeidliche Schädlichkeit erwogen wird, laufen gegen die geſunde Vernunft, und wir müſſen es doch ſelbſt geſtehen, daß wir ungeachtet dieſer Erkenntniß dennoch ſehr oft von dem Triebe der Leidenſchaften uns zu ihnen hinreiſſen laſſen. Der Geizige kümmert ſich um ſeine Schätze hager, er nagt am Hungertuche im Ueberfluße. Der Schwelger richtet ſeinen Körper zu Grunde, und bringt ſich ſelbſt um einen beträchtlichen Theil des Lebens. Beyde ſehen alle Warnungen, die ihnen die Vernunft gegen das Laſter einſpricht, an ſich wirklich erfüllet, ſie empfinden ſich unglück-

lich, und ſie hören doch nicht auf der Vernunft zum Trotze zu geizen und zu ſchwelgen.' So viel vermögen nämlich Leidenſchaften über uns! Gelingt es ihnen aber auch nicht allemal den Meiſter über die Vernunft zu ſpielen, ſo miſchen ſie ſich doch immer mit in unſere Betrachtungen und Unternehmungen ein. Wenn wir über Wahrheiten zu urtheilen begriffen ſind, ſo drängen ſie ſich mit in das Richteramt, und wir ſprechen gemeiniglich nach dem, was ſie uns eingeben. Gehen wir über irgend eine vorzunehmende Handlung mit uns ſelbſt zu Rathe, ſo geben ſie gemeiniglich die ausſchlagende Stimme dabey. Laſſet zum Beyſpiel die Vernunft allein über die Zuläßigkeit oder Unzuläßigkeit des Zweykampfes urtheilen, ſo wird ſie ſagen, daß es thöricht ſeye, ihn als ein Mittel anzuſehen, wodurch die verlohrne Ehre wieder zurück erlanget werden könne, da auch ein Niederträchtiget ſich ſchla-

gen kann, ohne darum was beſſers zu wer-den, als er war. Sie wird ſagen, daß es grauſam ſeye, einen Menſchen muthwillig zu tödten, und ſein eigenes Leben vorſetzlich in die offenbare Gefahr zu ſetzen, da es ei-nen Richter, und gelindere Wege giebt, ſich für Beleidigungen Recht zu verſchaffen. La-ßet nun eben dieſe Vernunft in einem ſtol-zen, rachgierigen Menſchen urtheilen, und ſie wird eben denſelben Gegenſtand in ei-nem ganz andern Lichte betrachten. Der Stolz wird ihr in dem Zweykampfe eine Art von Unerſchrockenheit und Ehre vorſpie-geln, die Rachgier wird ihr darinn eine ſü-ße Beruhigung über den erlittenen Schimpf vorſtellen, und hinter dieſem Schleyer wird die Vernunft den Greul des Uebels nicht mehr wahr nehmen, ſie wird ihn als was rühmliches, oder doch als was unſträfliches anſehen, und ihn wenigſtens nicht ſo ent-ſetzlich finden, als ſie ihn ohne das Zauber-

werk der Leidenſchaften gefunden hätte. Laſſet eure noch ſo gegründeten Rechtsanſprüche vor einen Richter kommen, der einen verjährten Groll gegen euch im Herzen trägt, und es wird einer der ſeltenſten Fälle ſeyn, wenn er in allen den unläugbarſten Beweiſen, die ihr für eure Sache anführt, ſo viel Recht an eurer Seite findet, als ein anderer, der in Beziehung auf euch keine Urſache hat, was anders als die Stimme der Vernunft allein zu hören. Aus dieſer Zudringlichkeit der Leidenſchaften bey den Beurtheilungen der Vernunft entſteht es, daß wir auch in Dingen, in welche unſer Eigennutz nicht nur verflochten iſt, meiſtentheils nach dem Zuge der herrſchenden Leidenſchaften entſcheiden. Die Menſchen (ſagt Cicero) urtheilen mehr nach Begierde, nach Zorn, nach Schmerzen, nach Freude, nach Hoffnung, nach Furcht, nach Irrthum, oder nach ſonſt einer heftigen Gemüthsbewegung,

als nach der Wahrheit. *) Daher rührt es, daß jener Arzt gelinde Mittel, dieſer hingegen gewaltſame anrathet, daß ein Sittenlehrer ſtrenge Sätze, der andere eine leichte Moral predigt. Alle ziehen die Vernunft zu Rathe, jener hört aber zugleich die Verwegenheit, dieſer die Furcht, einer die Liebe, der andere den Haß, und dieſes iſt eine zwote Quelle, aus welcher die Mißhelligkeit unter den Meynungen der Menſchen entſpringet. Endlich iſt auch oft der Anfall von Leidenſchaften ſo groß, daß wir weder im Stande ſind, irgend eine vernünftige Ueberlegung vorzunehmen. So achten wir zum Beyſpiel bey einem heftigen Schmerze auf alle Troſtgründe nicht, und in der Hitze

*) Plura judicant homines aut amore, aut cupiditate, aut iracundia, aut dolore, aut lætitia, aut ſpe, aut errore, aut aliqua permotione mentis, quam veritate. *Cic.* 2. *de Orat.*

des Zorns mißhandeln wir ſelbſt unſere Freunde und Wohlthäter.

VII.

Es iſt alſo außer Zweifel, daß wir bey den Bewegungen des Gemüths unmöglich den wahren Gebrauch von unſern Verſtandeskräften machen können. Denn die Unterſuchung der Wahrheit fodert Aufmerkſamkeit, die Aufmerkſamkeit braucht Ruhe des Geiſtes, die Ruhe des Geiſtes wird nur durch die Unterdrückung unſerer Neigungen und Begierden hergeſtellt. Wem alſo daran gelegen iſt, bey einem ſo wichtigen Streite der menſchlichen Meynungen über Gott und Religion, die wahre zu finden, um nicht durch eine unüberlegte Wahl einer falſchen entweder ſein ganzes Daſeyn, oder das künftige Wohl aufzuopfern, der ſuche vor allem mit ſich ſelbſt Friede zu machen, und die Ruhe des Geiſtes herzuſtellen, der lege jene Lie-

be, mit welcher wir für gewiſſe vorgefaßte Meynungen eingenommen zu ſeyn pflegen, jenen Stolz, der es uns oft nicht erlaubt, die gründlichſten Beweiſe gelten zu laſſen, wenn wir ſie nicht unſerer eigenen Erfindung zu verdanken haben, jene Furcht, die uns von einem tiefern Blicke in die Wahrheit zurückhält, um nicht etwa ein Syſtem aus Ueberzeugung umfangen zu müßen, welches uns härtere Pflichten auferlegt, jene Neigung zur Wolluſt, die uns annoch ſo offenbaren, aber ſtrengen Wahrheiten aus dem einzigen Grunde zweifeln macht, weil ſie uns nicht behagen, und endlich jene partheyiſche Achtung auf die Seite, mit welcher wir den Schriften berüchtigter Religionsfeinde zu begegnen geneigt ſind.

Ohne dieſe Behutſamkeit werden wir nie den gehörigen Gebrauch von der geſunden Vernunft machen, und in dieſem Falle

wird ſie nothwendig eine unverläßliche, partheyiſche Richterinn ſeyn. Mit dieſen Maaßregeln aber können wir gewiß ſeyn, daß uns die Vernunft nicht irre führen wird.

VIII.

Die Uneinigkeit der menſchlichen Meynungen findet ſich gleich bey jener Wahrheit ein, die in Beziehung auf ein vernünftiges Weſen die erſte und wichtigſte aller Wahrheiten iſt, nämlich: ob es einen Gott, das iſt, einen Urheber aller ſichtbaren Dinge giebt, und was für Eigenſchaften demſelben zukommen? Von der Entſcheidung dieſes Streites hängt die Beantwortung aller Fragen ab, die man über Religion und Offenbahrung ſtellen kann.

Wir bemühen uns daher vor allem das Daſeyn Gottes, und die ihm zukommende Eigenſchaften außer Zweifel zu ſetzen, und damit den Grund zu den weitern Sätzen zu legen,

Erſtes Hauptſtück.

Beweis, daß es einen Gott giebt, und was für Eigenſchaften demſelben zukommen.

I.

Das Daſeyn der Welt iſt ungezweifelt.

Ich denke, und bin mir deſſen bewußt, mein Daſeyn iſt mir alſo gewiß, und wenn es mir möglich wäre daran zu zweifeln, ſo würde dieſer Zweifel ſelbſt ein Beweis ſeyn, daß ich denke, wirke, und wahrhaftig da bin. Ich ſehe und fühle unzählige Weſen, die

auf mich wirken um mich herum, und ich bin mir der Eindrücke bewußt, durch welche ſie ſich allen meinen Sinnen mittheilen. Mit dem Bewußtſeyn meines Daſeyns, und des Daſeyns aller Dinge, in deren Geſellſchaft ich mich befinde, iſt eine Wißbegierde in mir verbunden, die unaufhörlich nach der Urſache dieſer Daſeyn frägt. Dieſe Wißbegierde läßt ſich nicht unterdrücken, ich empfinde mich ſo lange unruhig, ſo lange ich nicht weiß, woher ich, und alle Dinge außer mir entſtanden ſind? Die Beantwortung dieſer Frage iſt mir alſo von äuſſerſter Wichtigkeit.

II.

Eine unendliche Reihe von Voreltern iſt widerſprechend.

So ſicher mir mein Daſeyn iſt, eben ſo gewiß iſt mir auch, daß ich nicht immer war, ſondern einen Anfang genommen habe. Ich bin von Eltern erzeugt, und vor dieſer Erzeugung war ich nicht geweſen; meine Eltern hatten abermal ihren Anfang, ſie haben ihr Daſeyn einer weitern Erzeugung meiner Groß-

eltern zu verdanken. Ich mag mir was immer für eine ungeheure Zahl von Erzeugungen denken, ich mag die Reihe von Voreltern ſo weit hinausdehnen, als ich will, ſo finde ich doch in dieſer ganzen unüberſehbaren Zahl von Voreltern keinen einzigen ohne Anfang, es kann alſo auch die ganze Reihe von Voreltern nicht ohne Anfang beſtehen, denn ſobald ich von einem jeglichen Gliede einer Kette ſagen kann, daß es nicht von jeher ein Glied dieſer Kette geweſen iſt, daß es eine Zeit gegeben habe, da es noch nicht war, was es iſt, und daß es erſt in irgend einer Werkſtätte hiezu geſchmiedet worden ſeye, ſo kann ich auch von der ganzen Kette, welche aus eben dieſen Gliedern zuſammengeſetzt iſt, behaupten, daß ſie nicht von jeher beſtanden habe, daß es eine Zeit gegeben, da dieſe Kette noch nicht war, und daß ſie einen Anfang genommen habe. Es iſt nicht widerſprechend, daß eine Sache einen Anfang habe, und ohne Ende immer fortdaure, daß aber eine Sache ohne Anfang von Ewigkeit her ſeye, und dennoch ein Ende nehme, iſt widerſprechend. Denn von Ewigkeit her ſeyn, heißt einen unendlichen Zeit-

raum hindurch exiſtiren, in einem unendlichen Zeitraume aber kann ich nie auf ein Ende kommen, ſonſt würde er nicht unendlich ſeyn. Von Ewigkeit her ſeyn, heißt keinem Zeitwechſel unterworfen ſeyn, da nun alle meine Voreltern geſtorben ſind, und dem Zeitwechſel unterworfen waren, ſo kann die ganze Reihe von Voreltern nicht von Ewigkeit her ſeyn.

Das ganze Menſchengeſchlecht muß alſo einen erſten Erzeuger gehabt haben, weil im widrigen Falle eine Wirkung ohne Urſache beſtünde, welches einen offenbaren Widerſpruch in ſich ſchließet. Doch laſſet uns eine unendliche Reihe von Voreltern annehmen, laſſet uns unendlich viele Erzeugungen vorausſetzen, und es kann aus dieſer Annahme, aus dieſem Satze nichts anders, als nur dieſer höchſt unſinnige Schluß folgen, daß ich und meine Zeitgenoſſen noch nicht da ſind, und auch keine Hoffnung haben jemal zu exiſtiren. Denn wenn ich mir zum Beyſpiel eine unendliche Reihe von Händen aufwärts vorſtelle, und ſetze, daß ein Apfel von Hand zu Hand dieſe unendliche Reihe durchzuge-

ben habe, bis er endlich zu mir gelange, ſo ſehe ich die offenbare Unmöglichkeit ein, daß er mir jemal zu Theil werden könne, weil er in einer unendlichen Reihe von Händen noch immer unendlich weit von mir entfernet bleibt. Und eben ſo wenig hätte uns je die Ordnung des Daſeyns treffen können, wenn wir eine unendliche Reihe von Erzeugungen voraus annehmen, und vorausſetzen.

III.

Die Welt konnte nicht immer geweſen ſeyn, ſie muß einen Anfang genommen haben.

Wir bemerken ferner an allen Thieren und Pflanzen, daß ſie dem nämlichen Zeitwechſel unterworfen ſind, wie wir, wir ſehen ſie neben uns gebohren werden und aufkeimen, und ſie ſterben und verweſen wieder unter unſern Augen. Würde das menſchliche Alter die Dauer anderer Theile der Körperwelt überſchreiten, ſo würden wir auch Zeugen von ihrer Entſtehung und ihrem Untergange ſeyn können. Inzwiſchen läßt uns theils die Erfahrung, theils die Einförmigkeit, die in der ganzen Natur herrſcht, nicht zweifeln.

daß auch alle übrigen Theile der Natur einem gleichen Schickſale unterliegen, daß auch Sonnen nach tauſend und tauſend Jahren endlich ausbrennen müſſen. Wenn nun alle Theile der Natur in dem nämlichen Falle mit uns Menſchen ſind, wenn ſie dem Zeitwechſel eben ſo gut, wie wir unterliegen, ſo kann die ganze Natur eben ſo wenig, als wir, von Ewigkeit her, und ohne Anfang beſtehen.

IV.

Weitere Beſtätigung deſſen.

Wir dürfen aber alle dieſe metaphyſiſche Schlüße beyſeite ſetzen, und die Geſchichte der Menſchen allein betrachten, ſo werden wir finden, daß die Welt ihr Alter, ihre Jugend, ihre Kindheit gehabt habe, und daß ſie nicht immer geweſen ſeyn konnte. Es waren Zeiten, da ſie nur hier und dort bewohnt war, da die Erde größtentheils eine Wildniß, der Menſch roh, unwiſſend, und ungeſittet geweſen iſt. Man fieng an die Begebenheiten und Thaten der Menſchen aufzuzeichnen, und aus dieſen Denkmälern,

die ſie der Nachwelt zurückließen, lernen wir, wie ſich das menſchliche Geſchlecht vermehrt, in Völkerſchaften getheilet, und auf dem Erdkreiſe von Jahrhunderten zu Jahrhunderten verbreitet, wie es Staaten errichtet, ungeheure Strecken des waldichten und öden Erdbodens wohnbar und fruchtbar gemacht, wie Geſetze, Religion, und Sitten unter ihnen entſtunden, wie Künſte, und Wiſſenſchaften zu keimen, zu wachſen, und zu blühen anfiengen; wie durch neue Entdeckungen und Erfindungen, die vor dem nie waren, unzähligen Bedürfnißen und Unbequemlichkeiten des menſchlichen Lebens nach und nach abgeholfen wurde, und wie wir ſtuffenweis von dem niederſten und rauheſten Zuſtande bis zu dieſem Grad von Vollkommenheit, auf dem wir uns heut zu Tage erblicken, geſtiegen ſind.

Zeigt nicht dieſes ſtuffenweiſe Wachsthum des menſchlichen Geſchlechts, bis zu dieſer Vollkommenheit, einen Anfang deſſelben? iſt dieſes nicht Beweis genug, daß es nicht immer und von Ewigkeit her da war?

V.

Widerlegung eines Einwurfs.

Zwar machet man den Einwurf dagegen, daß alle dieſe Künſte, Wiſſenſchaften, und neuen Entdeckungen, von denen wir ſelbſt den Zeitpunkt ihrer Entſtehung genau anzugeben wiſſen, vor viel tauſend Jahren ſchon mögen bekannt geweſen ſeyn, daß ſie aber durch unzählbare Veränderungen und Zufälle verloren gegangen, und in eine gänzliche Vergeſſenheit gerathen ſind, und daß das menſchliche Geſchlecht in unzähligen Kreisläufen von Unvollkommenheit zur Vollkommenheit hinaufgeſtiegen, und von dieſer wieder zu jener herabgeſunken ſeye. Aber dieſer Einwurf kann gegen eine ſo einleuchtende Wahrheit um ſo weniger etwas behaupten, als erſtens die Annahme dieſer unzähligen, und bis ins Unendliche getriebenen Epochen willkührlich und ohne Grund, zweytens, ſolch eine gänzliche Vergeſſenheit aller Künſte und Wiſſenſchaften, eine ſo allgemeine Zerſtörung der Vollkommenheit, zu der einmal das menſchliche Geſchlecht gediehen iſt, höchſt un-

glaublich und unwahr iſt. Ich will zugeben, daß Erfindungen und Künſte, die nur unſere Wolluſt reizen, und ſonſt keinen beſondern oder allgemeinen Vortheil und Nutzen der menſchlichen Geſellſchaft verſchaffen, als zum Beyſpiel: die Tonkunſt, und die Erfindung mancher muſikaliſchen Inſtrumente, die Baukunſt und andere bildende Künſte, und ihre verſchiedenen Arten mit der Zeit verloren gehen, und vergeſſen werden können, je nachdem ſich die Denkungsart, die Sitten, und der Geſchmack einer Nation ändert, ungeachtet es doch immer unglaublich iſt, daß ſogar keine Spuren ihres ehemaligen Daſeyns zurückbleiben ſollten. Daß aber ſolche Künſte und Erfindungen, welche einmal über den ganzen Erdkreis bekannt und verbreitet ſind, welche einen allgemeinen und außerordentlichen Nutzen dem Menſchengeſchlechte bringen, und welche gemacht ſind, den allen Menſchen gemeinen Hang und Neigung zur Selbſterhaltung, zur Ehre, und zum Herrſchen, zu unterſtützen und zu befriedigen, daß, ſag ich, ſolche Künſte und Erfindungen unter einer allgemeinen Wachſamkeit der Menſchen nichts zu verlieren, was

mit ihrem Intereſſe verknüpfet iſt, unter ihnen wirklich verloren gehen, und gänzlich vergeſſen werden ſollten, kann unmöglich mit Ernſte geglaubt werden. Wenn wir die Entdeckung der neuen Welt, die Erfindungen der Schiffahrt, des Seekompaſſes, der Sternkunde, der Meßkunſt, des Pulvers, der Buchdruckerey, der Zergliederungskunſt, der Uhren, und unzähliger anderer Werkzeuge und Maſchinen, die uns gegenwärtig nicht nur ungemein nützlich, ſondern ſchlechterdings unentbehrlich und nothwendig ſind, und welche vor dem theils gar nicht, theils ohne Vergleich unvollkommner da waren, erwägen: ſo müßen wir geſtehen, daß ein gänzlicher Verluſt aller dieſer Erfindungen nimmermehr zu beſorgen ſeye, wenn gleich die Welt ewig dauern ſollte; Es wäre denn, daß man vorher beſſere Sachen erfände, die uns zu dem nämlichen Zwecke, zu welchem dieſe Erfindungen dienen, noch geſchwinder und leichter führen würden.

Und ſo konnte zwar wohl die bey den Alten geübte Art mit Pfeilen zu ſchießen, Feſtungen zu ſtürmen und zu erobern in Vergeſſen-

heit gerathen, weil wir durch die Erfindung des Pulvers ein zu diesem Zwecke weit dienlicheres Mittel entdeckt haben. Daß aber einst auch diese Entdeckung völlig vergessen werden solle, so lange kein besseres Streitmittel für dessen Stelle vorhanden ist, läßt sich um so weniger vernünftigerweise vermuthen, als selbes bereits so allgemein bekannt ist, daß, wenn auch etliche Theile der Welt ganz ausstürben, diese Erfindung dennoch immer in den übrigen bestehen würde. Und gleichwohl müßte dieses geschehen seyn, wenn es wahr wäre, daß alle Künste und Entdeckungen vor Millionen Jahren schon einmal da gewesen waren, weil wir gewiß sind, daß es eine Zeit gegeben hat, wo die Welt von dem Pulver und dessen Gebrauche nichts wußte. Gleichwie nun also die Muthmaßung, als ob alle diese glücklichen, gemeinnützigen, und unentbehrlichen Erfindungen jemal zu Grunde gehen könnten, ohne daß was besseres an ihre Stelle träte, ungereimt und grundlos ist: eben so muß es auch die Vermuthung seyn, daß alle diese Erfindungen schon einst da gewesen, und gänzlich wieder verloren gegangen sind, ohne daß dieser Ver-

luſt durch vortheilhaftere Surrogaten erſetzt worden wäre. Waren aber dieſe Erfindungen einſt noch nicht da, oder ſind ſie durch vollkommnere verdrängt worden: ſo iſt Beweis genug vorhanden, daß die Welt von einer unterſten Stuffe bis zu dieſer Höhe von Vollkommenheit geſtiegen iſt; daß ſie ihr Wachsthum, ihr Alter, ihre Jugend, ihre Kindheit, ihren Anfang hat. Denn was immer zu einer gewiſſen Größe aufwächſt, kann dieſe Größe nicht von Ewigkeit her haben, weil es ſonſt nicht erſt hiezu aufgewachſen wäre; es kann aber auch nicht eine unendliche Reihe von kleinern und kleinern Stuffengrößen bevor durchgewandert haben, weil es durch eine Reihe unendlich vieler Stuffen niemal bis zu einer letzten kommen konnte, und folglich nimmermehr das gegenwärtige Maaß von Größe erreichet haben würde. Daher denn alle Dinge, bey welchen ein Wachsthum ſtatt findet, ein erſtes Maaß von Größe als einen Anfang vorausſetzen.

VI.

Die Welt kann nicht von ihr ſelbſt entſtanden ſeyn.

Wenn nun die Welt einen Anfang genommen, ſo entſtehet die Frage: wer ihr doch ihr Daſeyn gegeben habe? Der Menſch hat Fähigkeiten und Kräfte, die alle ſichtbare Weſen außer ihm nicht haben; er iſt vollkommener als alles, das um ihn iſt, und deſſen er ſich zu bemeiſtern im Stande iſt; er kann daher ſein Daſeyn, ſeine Fähigkeiten nicht von Dingen erhalten haben, die ſie ſelbſt vermißen. Er hat es aber auch nicht von ſich ſelbſt, und noch weniger können es die minder vollkommenen Weſen außer ihm von ihnen ſelbſt haben. Es iſt alſo in dem ganzen Umfange der ſichtbaren Dinge die Urſache ihres Daſeyns nicht vorhanden. Hat die Welt einen Anfang, ſo konnte ſie ja noch nicht da geweſen ſeyn, ehe ſie anfieng zu werden; wenn ſie aber vor ihrer Entſtehung noch nicht da war, ſo konnte ſie ſich auch das Daſeyn nicht ſelbſt gegeben haben. Es iſt daher widerſprechend, daß ſie von ſich ſelbſt entſtanden ſeye.

VII.

Und eben ſo wenig durch einen Zufall, oder durch den ungefähren Zuſammenfluß der Urſtofstheilchen.

Eben ſo wenig läßt ſich ihr Daſeyn einem blinden Zufalle, einem bloßen Ungefähr zuſchreiben, weil ſolch ein Zufall, ſolch ein pures Ungefähr kein wahres Weſen iſt, und daher auch keine Macht haben kann, irgend was hervorzubringen. Solch eine zufällige Entſtehung iſt unmöglich, weil es unmöglich iſt, daß, was immer entſtehet, ohne Urſache entſtehen könne. Verſteht man aber unter dieſem Zufalle einen ungefähren Zuſammenfluß der Atomen oder Theilchen des Urſtofes, aus welchen das ganze Weltgebäude zuſammengeſetzt iſt, und nimmt man an, daß dieſe Theilchen von Ewigkeit her ſich durch einander bewegten, vermiſchten, und endlich ſich ſo zuſammenfügten, bis die Natur, ſo wie ſie iſt, da ſtunde, ſo iſt damit eben ſo wenig erklärt und geſagt, als durch die Annahme einer Wirkung ohne Urſache erkläret wird. Denn es kehret immer wieder die

Frage zurück: woher ſind dieſe Urtheilchen entſtanden? woher hatten ſie ihre Bewegungen, da ſie Theile der Materie ſind, und eben ſo wenig als dieſe, ſich ſelbſt die Bewegung geben konnten?

Die Materie iſt für ſich unthätig, ſie bleibt in ſo lange in einer ſteten Ruhe, ſie verläßt nicht den Ort, an dem ſie ſich befindet, bis ihr eine äußere Kraft die Bewegung eindrücket, ſie rege macht, und aus ihrer Ruhe treibt. Die Atomen, welche nichts anders als eben dieſe Materie und Theile der Körper ſind, hatten alſo eben einer äußern Kraft nöthig, die ſie aus ihrer natürlichen Unthätigkeit weckte, ihnen Geſchwindigkeit mittheilte, und ſie in Bewegung ſetzte. Wie konnte ferner dieſer abentheuerliche Zuſammenfluß von Atomen jemal ſich ereignen, wenn man von Ewigkeit her unendlich viele verwirrte Kreisläufe und Vermiſchungen dieſer Atomen vorausſetzet? Wie konnte nach unendlichen Verſuchen ſich zuſammen zu fügen, endlich eine wirkliche Vereinigung dieſer Körperelemente erfolgen? da ſie in einer unendlichen Reihe dieſer Verſuche nie auf ei-

nen letzten kommen konnten? Und endlich widerſpricht nicht jeder flüchtigſte Anblick der Natur einer ſo ungereimten Meynung? Iſt es nicht höchſt auffallend, für die Entſtehung dieſes Weltgebäudes, wo ſo viel Plan, ſo viel Ordnung ſich in voller Herrlichkeit ausbreitet, ein blindes Ungefähr, einen zufälligen Zuſammenfluß gedankenloſer, unthätiger, und todter Atomen als die Grundurſache anzugeben?

Dieſes wird aus der Beſchaffenheit des Weltbaues weiter erwieſen.

Wir dürfen nur obenhin den Weltbau betrachten, und wir werden in dem genaueſten Verhältniſſe, nach welchem die Lage der groſſen Weltkörper eingerichtet iſt, und in der Ordnung, nach welcher alle ihre Bewegungen unabweichlich fortgehen, überzeugende Beweiſe antreffen, daß alles dieſes ſchlechterdings kein Werk eines blinden Ungefährs ſeyn könne. Unter eben ſo vielen Myriaden von Sonnenſyſtemen, als Fixſterne am Firmamente ſind, wollen wir nur unſer Sonnenſyſtem erwägen. Sechs ungeheure Sphä-

ren, die unſerem Erdballe, den wir bewohnen wahrſcheinlicherweiſe ſehr ähnlich ſind, wälzen ſich mit ihren Nebenplaneten in Millionen Meilen weiten Kreiſen um die Sonne herum, von welcher ſie Licht und Wärme zu ihrer Erhaltung empfangen müßen. Dieſe Quelle des Lebens liegt im Mittelpunkte dieſer Kreiſe, weil ihre wohlthätigen Einflüße von einer andern Lage unmöglich allen ihren Planeten eben ſo gut zuſtatten kommen würden, als von dem Mittelpunkte. Das Verhältniß ihrer Größe gegen die Größen der Erdekörper, die um ſie herumſchweben, iſt nach der entſetzlichen Entfernung derſelben von ihr und nach dem Maaße des Einfluſſes, den dieſe für die Erhaltung ihrer Bewohner nöthig haben, gehörig abgemeſſen. Sie iſt ohne Vergleich größer, als alle Planeten um ſie, weil ſie ſich allen mittheilen muß, ohne von ihnen eine gegenſeitige Mittheilung zu genießen. Ihre Maſſe überwiegt viel tauſendmal die Maſſe der Planeten, weil ſie ſie mittelſt ihrer Anziehungskraft von der geraden Linie, in welcher ſie nach dem erſten Drucke der Wurfkraft immer fortgehen würden, ab- und gegen ihren Mittelpunkt zutreiben

muß, um ſie in einer kreisförmigen Laufbahne zu erhalten. Wäre ihre Maſſe geringer, ſo würde auch ihre Anziehungskraft ſchwächer ſeyn, und ein Planet würde von dem andern, der größer als er, und ihm näher als die Sonne iſt, von ſeiner Laufbahne abgezogen, und aus dem Geleiſe gebracht werden, wodurch nothwendigerweiſe alles in Unordnung gerathen müßte. Ueberhaupt iſt die Stellung aller dieſer Erdkugeln ſo vortrefflich, ſo verhältnißmäßig eingerichtet, daß ſie niemals an einander ſtoßen, nie einander Finſterniß und Schatten bringen, der ihnen zum Nachtheile gereichen könnte.

Eben jenes mathematiſche Verhältniß und Genauigkeit, eben jene Ordnung, welche aus ihrer Lage hervorleuchtet, iſt auch in ihren Bewegungen um die Sonne durchgängig beobachtet. Das Verhältniß ihrer Bewegung und Schwere iſt wie die Quadratzahlen ihres Umlaufes im Verhältniße gegen die Kubikzahlen ihrer Entfernung, welche Regel nicht nur bey den größern Planeten dieſes Sonnenſyſtems, ſondern auch bey den Monden dieſer Planeten unfehlbar eintrift.

Ihre Kreiſe kommen einander nie im Weg, ſondern ſie gehen alle von Weſten nach Oſten zu, und verrichten ihren Umlauf in einem gewiſſen beſtimmten Zeitraume, den ſie ſeit ſo viel tauſend Jahren nie überſchritten, und nie verfehlet haben. So vollendet Merkurius ſeinen Lauf um die Sonne in beynahe acht und achtzig Tagen; Venus, der nächſte Planet an der Sonne nach dem Merkurius verrichtet ihn in etwas über zweyhundert vier und zwanzig Tagen; die Erde mit ihrem Gefährte, dem Monde, in dreyhundert fünf und ſechzig ein viertel Tage; Mars in ſechshundert ſieben und achtzig; Jupiter in beynahe viertauſend dreyhundert drey und dreyßig; Saturnus in etwas über zehntauſend ſiebenhundert neun und neunzig Tagen, nach welchem Verlaufe der Zeit ſie alle wieder auf die nämlichen Punkte ihrer Kreislinien zurückkommen, in eben demſelben Zeitraume ihre Bahn wieder von neuen zurücklegen, und in dieſer ununterbrochenen Ordnung von Jahrtauſenden zu Jahrtauſenden fortwandeln. Nebſt dieſem periodiſchen Laufe um die Sonne bemerken wir bey manchen noch eine andere tagweiſe Bewegung um ihre Are, bey manchen die

von unſerem Geſichte zu weit entfernt ſind, vermuthen wir aus der Regel der Aenlichkeit, die in der ganzen Natur Platz greifet, eine ähnliche Bewegung um ihre Pole; welche Umdrehungen der Sphären abermal nach einer beſtimmten Anzahl von Stunden geſchehen, und mit eben jener Genauigkeit und Unfehlbarkeit, als ihre periodiſchen Bewegungen eintreffen. So wie aus dieſer Würbelbewegung der Planeten um ihre Axe die Abwechslungen von Tag und Nacht, und die ordentliche Eintheilung in Ruhe und Thätigkeit für ihre lebenden Bewohner erfolget; eben ſo entſteht aus ihrer periodiſchen Bewegung jene Abwechslung der Jahrszeiten, welche ſeit Menſchen gedenken, und mehr als ſechstauſendmal immer ſo richtig zurückgekommen ſind, und eingetroffen haben. Von Jahre zu Jahre ſtellt ſich der Frühling ein, und mit ihm ſcheint der ganze Erdkreis gleichſam aus ſeinem Schlummer zu erwachen; die Keime der Gewächſe ſteigen aus der Erde herauf, die Säfte treten wieder in die Stämme der Bäume zurück, Knoſpen ſchießen aus allen Zweigen hervor, entfalten ſich, und kleiden ſie mit Blättern und Blüthen. Die Erde

iſt verſüngt, und alles ſteht bereitet für die Ankunft des Sommers. Dieſer nimmt wieder die zarten Pflanzen und jungen Früchte in ſeinen Schutz auf, er bringt ſie zu Wachsthum, Stärke, und Reife fort, und bereitet ſie für die lebenden Weſen zur Nahrung. Ihm folget der Herbſt, der nach vollendeter Zeitigung der Spätlinge und des Samens die Erde von ihrem Schmucke nach und nach wieder entkleidet, und ſie zur nahen Ruhe gefaßt macht; Endlich kömmt der Winter, und mit ihm dringt ein allgemeiner Schlummer in die Natur. Nebel, Regen, und Schnee decken die Oberfläche der Erde, und gießen in ihre ausgeſaugten und ermüdeten Theile neue Nahrung, Kräfte, und Befruchtung. Nun hat ſie geraſtet, und neue Stärke geſammelt; nun erwartet ſie die Ankunft des Frühlings: dieſer findet ſich wieder ein, Sommer, Herbſt, und Winter folgen ihm in voriger Ordnung nach, und kommen in dieſem Kreislaufe von Jahr zu Jahr richtig zurück. Nebſt dieſem ſo regelmäßigen Gange von Ruhe zur Arbeit, von Befruchtung zu einer allgemeinen Zeugung, muß uns die meiſterhafte Ordnung, nach welcher wir alle

Beſtandtheile der Erde unter drey Reiche eingetheilet ſehen, in Erſtaunen ſetzen. Alle Weſen, die hier ſind, gehören entweder zu dem mineraliſchen, vegetabiliſchen, oder thieriſchen Reiche. Dieſe Reiche zeigen abermal eine ſtuffenweiſe Steigung von einer mindern Vollkommenheit zu einer größern an, und alle Geſchlechter und Gattungen der Dinge, die alle unter dieſe drey Reiche vertheilet ſind, verrichten einen regelmäßigen Kreislauf von Verwandlungen. Bey allen findet ſich eine Art von Geburt, von Jugend, von Alter, von Auflöſung ein, und jede Auflöſung iſt wieder reich an Geburten, die die vorigen Grade von Verwandlungen Schritt für Schritt bis zu ihrer Auflöſung durchgehen müßen.

Kehren wir unſern Blick auf die beſondern Theile unſerer Erdkugel, ſo entdecken wir überall, von den Menſchen an bis zu dem kleinſten Inſekte die ſchönſte Ordnung, den regelmäßigſten Bau, die vortrefflichſte Mechanik. Wir ſehen, daß den menſchlichen Sinnen ihr Siz in dem Haupte angewieſen iſt, weil ſie in dieſer Gegend dem Ge-

hirne als dem Sammelplatze aller ſinnlichen Eindrücke am nächſten ſind. Das Herz finden wir mitten im Leibe oder nahe an dem Mittelpunkte deſſelben gelagert, weil dieſes der bequemſte Ort iſt, von welchem es die Maſſe des Geblüts bewegen, und durch den ganzen Körper herumtreiben kann. Die Beine, die Muskeln, und das ganze Nervengewebe iſt ſo zuſammengeſetzt, daß ſich jede Bewegung dem nämlichen Augenblicke, da ich ſie will, in den äußerſten Theilen des Körpers mit unbegreiflicher Schnelligkeit einfindet. Setzt nicht alles dieſes die vollkommneſte Lage und Fügung aller Theile voraus? Iſt wohl irgendwo eine Maſchine erfunden worden, die dieſe nur in ihrer mindeſten Vollkommenheit erreichet hätte? und iſt nicht eine eben ſo bewunderungswürdige Struktur in dem Körper eines jeden Inſekts, welches viel zu klein iſt, als daß es von uns mit freyem Auge wahrgenommen werden könnte, ſo gut wie in den Körpern der größern Thiere bis zu dem ungeheuern Elephanten hinauf angebracht? Haben ſie nicht eben jenen ordentlichen Umlauf des Geblüts, wird nicht in ihnen die Nahrung, die ſie zu ſich

nehmen, in ihre gehörigen Wege abgeſondert, in Säfte und Blut verwandelt, und in die verſchiedenen Gegenden ihres Körpers eben ſo regelmäßig, als es bey uns eintrift, vertheilet? Wenn denn dieſes alles ſo iſt, wenn wir von den äußerſten Gränzen unſers Sonnenſyſtems an bis zum Mittelpunkte der Erde, und von den ungeheuern Körpern der Planeten bis zu den unbemerkteſten Inſektenkörpern herab die vortrefflichſte Ordnung, den regelmäßigſten Bau, und eine unbegreifliche Mechanik durchaus antreffen, wie kann es möglich ſeyn, daß man ohne ſeinem Verſtande Gewalt anzuthun, ſo viel Ordnung, ſo viel Plan, ſo viel Vollkommenheit, als ein Werk des blinden Zufalls und eines ungefähren Zuſammenlaufs der Theilchen des Urſtoffes anſehe? Man führt mich in einen prächtigen Bilderſaal, ich ſehe viele Tauſend Bände vor mir, welche alle in gewiße Fächer nach der Aehnlichkeit ihres Inhalts vertheilet ſind. Nebſt dieſer ordentlichen Vertheilung, werde ich noch einer allgemeinen Einförmigkeit an ihrer äußeren Geſtalt und Stellung gewahr, die größern haben ihre beſondere Behältniße, ſo wie die kleinern die-

ihrigen haben, und aus dieſer richtigen Stellung erwächſt eine Ordnung, die mein Aug entzückt. Könnte ich nun wohl mich überreden, daß eine ſo vortrefflich, ſo ſymetriſch harmonirende Stellung ſo vieler tauſend Bücher von ungefähr entſtanden ſeye, daß dieſe lebloſen Bände ſich ſelbſt in ihre Fächer vertheilet, und nach der Aehnlichkeit ihres Inhalts und ihres Formats ſo neben einander hingeſtellt haben? Und wie ſollte ich wohl ſo was von jener unendlich vollkommnern Ordnung, die ſich in der ganzen Natur offenbahret, denken können?

Man zeige dem roheſten, unwiſſendeſten Menſchen ein Uhrwerk, man lege ihm den genauen Zuſammenhang aller Theile deſſelben, deren Verhältniß, Endzweck, und Wirkung vor Augen, und man beweiſe ihm durch alle erdenkliche Trugſchlüße, daß dieſes Werk ohne Werkmeiſter durch einen bloßen Zufall entſtanden ſeye, ſo wird er zu allen dieſen Schlüßen, die nur auf leere Worte hinauslaufen können, lachen, und ſich auf ſeine Augen, auf ſeine Vernunft berufen. Und iſt etwa jene Lage der Pla-

neten um ihre gemeinſchaftliche Sonne, jenes richtige Verhältniß ihrer Maſſen zu dieſer, ihre periodiſche und tagweiſe Bewegung, ihre ſo genau abgemeſſene Schnelligkeit, jene Abwechslungen von Jahrszeiten, von Tag und von Nacht, jene Eintheilung aller Erdkörper in ihre drey Reiche, jener ununterbrochene Kreislauf aller Dinge von ihrer Entſtehung bis zu ihrer Auflöſung, jene ſo richtige Zurückkunft aller dieſer Bewegungen, Abwechslungen und Verwandlungen durch ſo viele Jahrtauſende, jener vortreffliche Bau unſerer Leiber, und der Leiber aller noch ſo unbemerkten Inſekten, etwas minder vollkommenes, als die Ordnung, die ich in einem Bücherſaale antreffe? Iſt etwa da weniger Kunſt, weniger Mechanik angebracht, als man in irgend einem Uhrwerke finden kann? und hab ich vielleicht mehr Urſache zu glauben, daß ſolch ein Weltgebäu den Zufall, das blinde Ungefähr, den geträumten Zuſammenfluß der Atomen zum Werkmeiſter habe? (Sie muß alſo von einer auswärtigen Urſache hervorgebracht worden ſeyn.) Wenn denn alſo der zureichende Grund für die Entſtehung der Welt nicht in dem

Zufalle liegen kann, wenn er auch in der Welt ſelbſt, von deren Entſtehung eben hier die Frage iſt, nicht enthalten ſeyn kann, wie wir oben gezeigt haben, ſo muß er in irgend einem andern Weſen außer ihr geſucht werden.

VIII.

Dieſe auswärtige Urſache der Weltentſtehung iſt ein ewig ſelbſtſtändiges Weſen.

Dieſes Weſen muß nothwendigerweiſe von Ewigkeit her ohne Anfang da geweſen ſeyn, und kann die Urſache ſeines Daſeyns in keinem weitern Weſen mehr enthalten haben, denn hätte dieſes Weſen einen Anfang genommen, ſo würde es entweder von ſich ſelbſt haben entſtehen müßen, welches widerſprechend iſt, da eine Sache, die noch nicht iſt, unmöglich ſich ſelbſt das Daſeyn geben kann, oder es würde aus nichts entſtanden ſeyn, welches abermal eine Unmöglichkeit iſt, weil aus nichts, aus einem Unbinge ſchlechterdings nichts entſpringen kann, oder es müßte endlich von einem anderen ſchon beſtehen-

den Dinge ſein Daſeyn empfangen haben, und da würde die weitere Frage wieder zurückkommen, ob dieſes ſchon beſtehende Weſen für ſich ſelbſt von Ewigkeit beſtanden, oder ob es wieder einem dritten Weſen ſein Daſeyn zu verdanken habe? War es immer und ohne Anfang da, ſo iſt es wahr, daß es auſſer der Welt ein Weſen giebt, das von Ewigkeit ohne Anfang da war, hat es aber für ſein Daſeyn wieder eines dritten nöthig, ſo komme ich ſo lange immer auf die vorige Frage zurück, bis ich ein Weſen annehme, das ohne Anfang immer da war, und das ſein Daſeyn von keinem andern Weſen mehr erhalten hat.

IX.

Welches zugleich unendlich und das iſt, was wir Gott nennen.

Dieſes ohne Anfang für ſich beſtehende Weſen, in welchem wir allein die Grundurſache für die Entſtehung aller Dinge finden können, und welches ſein Daſeyn von keinem weitern Weſen mehr empfangen hat, iſt alſo von aller Urſache auſſer ihm ganz unabhängig, und war ſeiner ſelbſt wegen von jeher

und immer da, es iſt daher eine ewig, ſelbſtſtändig und ganz unabhängiges Weſen. Alle Eigenſchaften, die ihm zukommen, können keine Gränzen haben, denn da jede Begränzung eine äußere Urſache vorausſetzt, und der Begriff von Einſchränkung eine Abhängigkeit mit in ſich ſchließet; dieſes ewig und ſelbſtſtändige Weſen aber alles, was ihm eigen iſt, von keiner Urſache außer ihm erhalten hat, und von allen Weſen außer ihm ſelbſt vollkommen unabhängig iſt, ſo folget, daß alle ihm zukommende Eigenſchaften ohne Gränzen, ohne Einſchränkung da ſeyn müſſen. Was aber gränzenlos iſt, iſt unendlich; es ergiebt ſich alſo der Schluß von ſelbſt, daß dieſes ewige ſelbſtſtändige Weſen zugleich unendlich ſeye. Und das iſt eben, was wir Gott nennen, und als die Urquelle aller Möglichkeit und aller Wirklichkeit anbethen.

X.

Zuſammenfaſſung aller vorhergehenden Sätze in einem Schluß.

Laſſet uns nun alle bisher erwieſene Sätze in einem einfachen Schluß zuſammenfaſſen,

und ſehen, ob der Gotteslängner gegen die Bündigkeit deſſelben was einwenden könne. Er muß geſtehen, daß er, und alles, was er um ſich ſieht, durch eine Art von Erzeugung entſtanden ſeye, daß ſeine Erzeuger, und die Erzeuger aller übrigen Dinge auf gleiche Art wieder erzeugt wurden, und daß, da unter allen vorhergehenden Erzeugern kein einziger ohne Anfang da war, die ganze Reihe derſelben nicht ohne Anfang beſtehen könne. Er kann es nicht läugnen, daß man durch eine unendliche Reihe von Erzeugungen nie auf eine letzte, folglich auch nimmermehr auf dieſe gegenwärtige kommen könne, daß alſo die Vorausſetzung unendlich vieler Erzeugungen vor uns widerſprechend ſeye, und daß es daher eine erſte aller bis auf uns erfolgter Erzeugungen nothwendig gegeben haben müße, oder was eines iſt, daß die Welt einen Anfang genommen habe. Iſt aber die Welt entſtanden, und konnte ſie nicht von ihr ſelbſt, weder aus nichts, noch von ungefähr entſtehen, weil ſich keine Wirkung ohne Urſache denken läßt, ſo iſt ſie von einem andern außer ihr beſtehenden Weſen hervorgebracht, welches Weſen ohne An-

fang, und unabhängig von aller weitern Urſache für ſich ſelbſt von jeher beſtanden haben muß, da ich ſonſt in einem ewigen Würbel von Fragen herumgetrieben würde, und die Urſachen bis ins Unendliche vervielfältigen müßte, ohne doch jemal auf eine Grundurſache der Weltentſtehung zu kommen. Mit dieſer ewigen Selbſtſtändigkeit und vollkommenen Unabhängigkeit iſt der Begriff von Einſchränkung unverträglich; es iſt daher dieſes ſelbſtſtändige Weſen zugleich auch unendlich.

XI.

Der Gegenſatz: daß es keinen Gott gebe, iſt unmöglich zu erweiſen.

So viel es nun auch Menſchen geben mag, die ihr Gefühl und ihre Vernunft in dem Sumpfe der Laſter beynahe erſticket haben, und in dem Taumel ihrer Ausſchweifungen den raſenden Wunſch hegen, daß es keinen Gott geben möge, um kein Weſen über ſich zu haben, das ihre Ruchloſigkeit ahnde, ſo können ſie ſich doch davon unmöglich überführen. Denn um ſich zu beweiſen, daß es

keinen Gott gebe, müßten ſie darthun können, daß zwiſchen dem Begriffe von Daſeyn und dem Begriffe einer unendlichen Vollkommenheit eine offenbare Unverträglichkeit unterwalte, und daß dieſe zwey Begriffe einander wechſelweiſe ausſchließen, und umſtoßen.

Es iſt aber unmöglich eine ſolche Unverträglichkeit zwiſchen dieſen zwey Begriffen zu zeigen, indem das Daſeyn eine Vollkommenheit bedeutet, und ein unendlich vollkommenes Weſen ſo viel ſagen will, als ein Weſen, das alle mögliche Vollkommenheiten beſitzt. Gleichwie es nun nicht widerſprechend iſt, daß unter allen möglichen Vollkommenheiten auch die Vollkommenheit des Daſeyns mit begriffen ſeye, ſo kann es auch nicht widerſprechend ſeyn, daß ein Weſen, das alle mögliche Vollkommenheiten beſitzt, auch die Vollkommenheit des Daſeyns beſitze. Iſt aber dieſes nicht widerſprechend, ſo iſt der Begriff von Daſeyn mit dem Begriffe von einer unendlichen Vollkommenheit nicht unverträglich; das heißt: es iſt möglich, daß ein unendlich vollkommenes

Weſen da ſeye. Iſt es aber möglich, ſo muß es auch wirklich da ſeyn, weil ein unendlich vollkommenes Weſen ohne das wirkliche Daſeyn ſich gar nicht denken läßt. Es könnte nicht unendlich vollkommen ſeyn, wenn es ihm an der weſentlichſten Vollkommenheit, welche das Daſeyn iſt, gebräche. Ob nun zwar die Regel beſteht, daß ich wohl von der Wirklichkeit einer Sache auf ihre Möglichkeit, nicht aber von ihrer Möglichkeit auf ihre Wirklichkeit ſchließen könne, ſo findet doch dieſe Regel nur damals Statt, wann vom beſchränkten Weſen, nicht aber von einem uneingeſchränkten, unendlich vollkommenen Weſen die Rede iſt, weil von dem Begriffe eines unendlich vollkommenen Weſens, deſſen wirkliches Daſeyn als eine zu ſeiner Weſenheit gehörige Vollkommenheit, nicht ausgeſchloſſen werden kann.

XII.

Er führt zu den ungeräumteſten Folgen hin.

Nebſt dem, daß der Gotteslängner ſich von dem Satze: daß es keinen Gott giebt, unmöglich überführen kann, ſetzet er ſich noch

in die Nothwendigkeit die allerungeräumteſten Hypotheſen anzunehmen, unzählige, unauflösbare Schwierigkeiten zu verſchlingen, und Sätze zu behaupten, die ſich gegen allen Sinn und Verſtand empören. Denn läugnet er jenes erſte, ewige, und ſelbſtſtändige Weſen, welches wir als die Entſtehungsquelle aller Weſen verehren, ſo muß er zugeben, daß entweder die Welt ohne alle auswärtige Urſache entſtanden ſeye, oder daß ſie nie angefangen habe, ſondern ſelbſt ein ewiges ſelbſtſtändiges Weſen ſeye. Giebt er eine Entſtehung, einen Anfang der Welt zu, und läugnet er zugleich das Daſeyn aller auswärtigen Urſache für ihre Entſtehung, ſo muß er zugeben, daß ehe die Welt entſtanden iſt, ſchlechterdings gar nichts da war, daß ſie alſo nicht nur ohne auswärtige Urſache, ſondern gar ohne alle Urſache entſtanden ſeye. Und ſo iſt er gedrungen etwas zuzugeben, ſo kein geſunder Menſchenverſtand vertragen kann. Ja ſogar nach dieſem ſeinem eigenen Satze kann er das Daſeyn Gottes noch nicht läugnen; Denn wenn auch wirklich keine Urſache für ſein Daſeyn vorhanden wäre, ſo könnte er ja doch ſo gut

als die Welt eben auch ohne Urſache da ſeyn. Nimmt aber der Gotteslängner den zweyten Fall an, und behauptet er, daß die Welt nie entſtanden, ſondern ohne Zuthuung einer auswärtigen Urſache für ſich ſelbſt von Ewigkeit immer da war, ſo verfällt er in alle jene Ungereimtheiten, in die Spinoza verfallen iſt; und es ſtreitet alles wider ihn, was wir oben gegen die Ewigkeit der Welt angeführt haben. Und könnte man ihm auch eingeſtehen, daß die Welt eine ewige ſelbſtſtändige Subſtanz ſeye, ſo blieb ihm doch noch immer eine unauflösbare Schwierigkeit über. Denn iſt ſie ewig und ſelbſtſtändig, ſo haben ſich auch die Bewegungen und Modifikationen, die unaufhörlich in dieſer Subſtanz auf einander folgen, von Ewigkeit her, und ohne eine erſte beſtändig ergeben müßen, das heißt: es müſſen vor den gegenwärtigen Bewegungen und Modifikationen dieſer Subſtanz, von denen wir Augenzeugen ſind, unendlich viele dergleichen Bewegungen ſchon vorher gegangen ſeyn. Durch unendliche auf einander folgende Bewegungen aber kann ja nie bis auf die gegenwärtige gekommen werden; es müßte alſo wahr

ſeyn, daß was gegenwärtig ſich in dieſer Subſtanz zuträgt, ſich noch nicht zutrage, welches doch wohl nur von einem verrückten Verſtande geglaubt werden kann.

XIII.

Uebergang zu der Entwicklung der göttlichen Eigenſchaften.

Da wir nun gezeigt haben, daß es ein Weſen, welches wir Gott nennen, geben müſſe, und daß ſich der Gegenſatz von dieſer Wahrheit nicht nur unmöglich behaupten laſſe, ſondern auch zu den unerträglichſten Folgen und Ungereimtheiten hinführe, ſo wollen wir nun theils aus vorhergehenden Schlüſſen, theils aus den Betrachtungen der ganzen Natur, als der Wirkung dieſer ſelbſtſtändigen, unendlichen Urſache, die Eigenſchaften entwickeln, die ſelber nothwendigerweiſe zukommen müſſen.

XIV.

Gott iſt einzig und allein Gott.

Erſtens kann nebſt Gott kein anderes unendliches Weſen mehr beſtehen, denn wäre

es möglich, daß ſolch ein Weſen außer Gott beſtünde, ſo müßte es von ihm unterſchieden ſeyn, es müßte Vollkommenheiten von einer anderen Gattung, die in Gott nicht ſind, beſitzen, da nun aber Gott alle möglichen Vollkommenheiten in ſich faſſet, ſo kann es auch in einem andern Weſen keine Vollkommenheit mehr geben, die nicht eben in Gott wäre. Es könnte alſo nur dadurch von Gott unterſchieden bleiben, daß es die nämlichen Vollkommenheiten in einem höhern oder mindern Grade, als ſie in Gott ſind, beſitze. Dieſes iſt aber widerſprechend, weil ein unendlich vollkommenes Weſen weder mehr noch minder vollkommen ſeyn kann, als ein anderes gleichfalls unendlich vollkommenes Weſen, da eine Unendlichkeit nicht größer noch kleiner iſt, als eine andere Unendlichkeit. Es bliebe alſo gar nichts über, wodurch der angenommene zweyte Gott von dem erſteren unterſchieden wäre. Iſt er gar nicht von ihm unterſchieden, ſo iſt er eben der nämliche mit ihm, folgſam kann es nur einen Gott geben.

XV.

Er iſt unveränderlich.

Wir haben oben gezeigt, daß ſich in einem vollkommen unabhängigen Weſen keine Beſchränkung denken laſſe, daß alſo alle Vollkommenheiten, die in Gott ſind, der Menge und ihrer innern Vortrefflichkeit nach ohne Gränzen, oder unendlich da ſeyn müſſen. Iſt aber alles was in Gott iſt, ohne Zahl, ohne Grad, und was eben ſo viel ſagt, ohne Gränzen da, ſo kann ihm nichts mehr zugegeben, noch etwas abgenommen werden, er kann weder minder noch mehr vortrefflich werden, als er iſt, weil, was unendlich iſt, keines Abganges noch Zuwachſes fähig ſeyn kann. Gott bleibt alſo immer der nämliche. Er iſt unveränderlich.

XVI.

Einfach und untheilbar.

Er kann kein zuſammengeſetztes körperliches Weſen ſeyn, denn wäre er dieſes, ſo beſtünde er aus wirklichen Theilen, dieſe Theile könnten nicht unendlich groß ſeyn, weil ſonſt ein

jeder Theil für ſich ſo groß wäre, als das Ganze ſelbſt, deſſen Theil er ausmacht. Sie könnten aber auch keine beſchränkte Größe haben, weil alles was in Gott iſt, keine Schranken kennet. Gott kann alſo nicht aus Theilen beſtehen. In einem zuſammgeſetzten Weſen läßt ſich immer eine andere und andere Zuſammfügung der Theile, folglich auch eine beſtändige Veränderung deſſelben denken. Da nun aber in Gott keine Möglichkeit der Veränderung Statt findet, ſo kann er kein zuſammgeſetztes, ausgedehntes Weſen ſeyn. Iſt er kein zuſammgeſetztes Weſen, ſo hat er keine Theile, Gott iſt daher einfach und untheilbar.

XVII.

Ein Geiſt.

Er muß zugleich ein denkendes Weſen ſeyn, denn ſobald es denkende Kräfte in der Welt giebt, und die ganze Welt ihren zureichenden Grund in Gott hat, ſo muß auch eben in ihm die Grundurſache für die Kraft zu denken enthalten ſeyn. Er muß ſelbſt dieſe Kraft, obſchon auf eine unendlich vollkomme-

nere Art beſitzen, ſonſt würde er ſie uns nie haben geben können. Alles was wir anſchauen iſt geſchickt uns von dieſem Satze zu überführen. Die ganze Schöpfung verräth einen ewig vorgedachten Plan, nach welchem ſie hergeſtellet worden iſt. Jeder Theil derſelben iſt mit Abſicht da, nichts, gar nichts von allen in unſern Augen noch ſo unbedeutenden Weſen iſt unnütz; eines iſt wegen des andern, jedes Geſchöpf leiſtet ſeinen Mitgeſchöpfen einen weſentlichen Dienſt, und empfängt wieder einen eben ſo unentbehrlichen Dienſt von ihnen. Der ungeheure Sonnenkörper ſteht mit dem kleinſten Samenkörnchen im Zuſammenhange. Alles iſt eine Kette von Urſachen und Wirkungen, von Endzwecken und Mitteln ſie zu erreichen. Da nun ſolch ein Zuſammenhang von Abſichten und Erreichungsmitteln ein denkendes Weſen nothwendigerweiſe vorausſetzt, ſo muß Gott, der alles dieſes gemacht hat, ein denkendes Weſen ſeyn. Und da wir ferner ein einfaches, untheilbares, mit der Kraft zu denken begabtes Weſen einen Geiſt nennen, ſo folget, daß Gott, welchem eben dieſe Eigenſchaften zukommen, auch ein Geiſt ſeye.

XVIII.

Er iſt allwiſſend.

Dieſe Kraft zu denken kann ſich in Gott nur in einem einzigen ewigen Akte ausdrücken, ihre Thätigkeit kann nur in einem alles umfaſſenden Begriffe beſtehen. Denn da in Gott keine Veränderlichkeit Platz greift, ſo kann auch kein Uebergang von Gedanken zu Gedanken in ihm Statt finden. Und da alles, was in Gott iſt, unendlich ſeyn muß, ſo läßt ſich auch kein Zuwachs noch Abgang von Ideen in ihm denken, welches doch möglich ſeyn müßte, wenn es Dinge gäbe, von welchen er noch gar keinen, oder keinen vollſtändigen Begriff hätte. Der Gedanke Gottes muß ſich alſo auf alle wirkliche und mögliche Weſen, auf das Vergangene, Gegenwärtige, und Zukünftige zugleich erſtrecken, und alles Vollſtändige umfaſſen. Ein ſolcher alles umfaſſender Begriff iſt, was wir Allwiſſenheit nennen; Gott iſt alſo ein allwiſſender Geiſt. Sein unendlicher Verſtand umſpannt daher das ganze Gebiet der Schöpfung und der Möglichkeit. Kein Stäubchen, kein Atomus kann in dieſem unermeßlichen Rei-

che der Natur vorhanden ſeyn, von deſſen Maaße der Kräften, von deren wirklichen und allen möglichen Verbindungen mit andern er nicht die deutlichſte genaueſte Wiſſenſchaft hätte. Ihm muß die Anzahl aller Waſſertropfen, die die ungeheure Oceane ſo vieler Millionen herumkreiſender Weltkörper in ſich enthalten, bekannt ſeyn. Von allen jenen unzählbaren Lichttheilchen, die von der Sonne und allen Fixſternen ſeit ſechstauſend und mehr Jahren ununterbrochen herausgeſtrömt ſind, die die unfaßlichen Räume der Schöpfung ganz angefüllt durchwandert, und bis an ihre äußerſten Gränzen gedrungen haben, kann kein einziges ihm unbemerkt geblieben ſeyn, er muß die Laufbahne und den Grad der Schnelligkeit eines jeden derſelben gemeſſen haben. Alle mindeſten Veränderungen, die ſich in jedem Augenblicke Millien, und millienweiſe durch alle Theile der ganzen Natur ergeben haben, und ſich noch ergeben werden, ſieht ſein alldurchdringendes Auge zuſammen, und insbeſondere. Er durchdenkt alle Gedanken, die alle denkenden Weſen je gedacht haben, wirklich denken, und noch denken werden. Vor ihm liegt das

Schickſal aller Geſchöpfe offen, und er ſieht alles, was ſich immer in jeder andern, und in allen ſonſt noch möglichen Verbindungen der Dinge mit jeden aus ihnen zugetragen haben würde, eben ſo klar, als ihm die gegenwärtige, vergangene und zukünftige Lage, Verhältniß, und Zuſtand eines jeden Atoms bewußt iſt. Und alles dieſes umfaſſet er mit einem einzigen, ewigen, und unendlichen Gedanke.

XIX.

Sein Entſchluß iſt unabänderlich.

Kann keine Folge von Ideen in Gott beſtehen, ſo kann auch keine Aenderung des Entſchluſſes in ihm möglich ſeyn. Denn gleichwie die Unveränderlichkeit Gottes eine ewige Beharrlichkeit ſeines Willens bey einem und dem nämlichen Entſchluße mit ſich bringt, ſo würde auch die Unſtandhaftigkeit ſeines Willens einen Wechſel der Ideen vorausſetzen, und einen Beweis geben, daß ſich in Gott neue Vorſtellungen erzeugt haben müſſen, die ihn von dem einmal gefaßten Entſchluße abwendig zu machen im Stande

waren. Erſteres würde aber gegen die Einheit ſeines Gedankens ſtreiten, und letzteres würde ſeine Allwiſſenheit umſtürzen. Aber würde nicht aus dieſer Unveränderlichkeit der göttlichen Entſchlüße folgen, daß wir Gott um Erhaltung einiger Gnaden vergebens bitten, die er uns, wenn er ſie zu verleihen beſchloſſen hat, gewiß verleihen, und wenn er ſie zu verſagen beſtimmt hat, gewiß unſers Gebets ungeachtet verſagen wird? Ohne Zweifel würde dieſes erfolgen, wenn der Wille Gottes uns Gnaden zu verleihen, oder zu verſagen ein abſoluter, und kein bedingter Wille wäre; nun aber hat Gott eben unter dem Bedinge unſers Gebets uns dieſe Gnade zu verleihen, und unter dem Bedinge des unterlaſſenen Gebets ſie uns zu verſagen beſchloſſen.

XX.

Dabey aber unendlich frey im Wollen.

Mit dieſer ewigen Beharrlichkeit bey einem unendlichen Entſchluße iſt in Gott eine vollkommen uneingeſchränkte Freyheit von Ewigkeit her zu handeln vergeſellſchaftet.

Denn beſäße Gott nicht dieſe Freyheit, ſo müßte er zur Hervorbringung der Welt entweder von irgend einer äußern Urſache, oder durch ſeine eigene innere Weſenheit genöthiget worden ſeyn. Beydes iſt offenbar widerſprechend, denn erſtens iſt Gott ein unabhängiges ſelbſtſtändiges Weſen, welches keinem äußern Zwange unterliegen kann. Zweytens, würde die Welt eben ſo nothwendig, und eben ohne Anfang, als Gott ſelbſt, haben beſtehen müſſen, wenn ihr Daſeyn eine nöthige Folge ſeiner Weſenheit wäre, wodurch aber alle oben entwickelten Widerſprüche behauptet würden.

XXI.

Gott iſt unendlich weiſe.

Ungeachtet dieſer unumſchränkten Freyheit wählet Gott immer aus allen möglichen Dingen das beſte. Denn da jener Wille der vollkommneſte genannt wird, der das beſte wählt, der Willen Gottes aber ſo, wie alle ſeine Eigenſchaften unendlich vollkommen iſt, ſo folget auch, daß er immer das beſte wähle. Eine unendliche Weisheit iſt eine Eigen-

ſchaft, kraft welcher unter allen möglichen Mitteln, die zu einem Endzwecke führen können, jene gewählt werden, welche die tauglichſten, und folglich die beſten ſind, zu dieſem Endzwecke zu gelangen. Da nun Gott mittelſt ſeiner Allwiſſenheit den ganzen Umfang aller möglichen Mittel bis in ihr innerſtes Weſen durchſchauet, und kraft ſeines unendlich vollkommenen Willens immer die beſten aus ihnen wählet, ſo ergiebt ſich der Schluß, daß Gott unendlich weiſe ſeyn müſſe.

XXII.

Beweis deſſen aus der Natur.

Aber was brauche ich dieſer abſtrakten Beweiſe um einer Wahrheit beyzufallen, die in ihrem vollen Glanze hier vor mir da liegt. Ich mag meine Augen ſchließen, und meine Aufmerkſamkeit in mich ſelbſt kehren, oder ich mag ſie aufthun und auf alles hinſehen, was um mich herum iſt, ſo kündiget ſich mir überall jene unendliche Weisheit an, mit welcher der Urheber meiner und aller Dinge um mich zu Werke gegangen iſt. Ich fühle

Handlungen in mir, die ein Weſen einer ganz andern Natur verrathen, als die Natur meines Körpers iſt. So unterſchieden aber auch immer dieſe zwo Naturen ſind, ſo haben ſie doch ſolch einen wechſelſeitigen Einfluß, eine ſo enge Verbindung mit einander, daß ſobald ſich eine Veränderung in einer aus beyden zuträgt, ſich zugleich auch eine übereinſtimmende Veränderung in dem andern einfindet. Die Stralen des Lichtes die von irgend einem Gegenwurfe zu meinen Augen gelangen, ſetzen durch die allerzärteſte Berührung deſſelben unzählige Fäſerchen und Nerven in Bewegung; dieſe theilen wieder ihre Bewegung mit unglaublicher Schnelle ihren Nachbarn mit, ſie verbreiten den erſten Eindruk bis zum Gehirn; hier machen ſie den ſubtilen in unſichtbaren Kanälen verborgenen Geiſt rege, und in eben dem Augenblicke malt ſich das Bild des Gegenwurfs mit allen ſeinen Farben in meiner Seele. Findet ſie dieſen Gegenſtand ihr zuträglich, ſo entſteht eine Neigung gegen ſelben in ihr, und je nachdem dieſe Neigung wächſt, ſo wird auch wieder jenes flüßige ſubtile Weſen rege, das gleichſam die Kluft

auszufüllen gemacht iſt, welche ſie von der gröbern Materie abſondert, und mit ihm ſetzt ſich das ganze Syſtem von Fäſerchen und Nerven in Bewegung, das Geblüt fängt an zu wallen, die Adern ſchwellen auf, und ein heimliches Feuer durchglüht den ganzen Körper. Gleichwie durch jede Berührung meiner Organen, alle Bewegungen ihrer Theile bis zu dem Sitze der Seele hineilen, dort wie in einem Mittelpunkte zuſammenlaufen, und ſich in ihr verlieren, eben ſo werden wieder alle von dieſem Punkte aus durch die Lebhaftigkeit der Vorſtellung, die ſich in der Seele erzeugt, gegenſeitig beſtimmt, und durch ihr ganzes Gebiet verbreitet. Welch eine Weisheit liegt nicht in einer ſo genauen, ſo einſtimmenden Verbindung zweyer ganz entgegengeſetzter Weſen. Wenn wir ſchon jenen Menſchen einen höhern Grad von Weisheit einräumen, die es in der Zergliederungskunſt ſo weit gebracht haben, daß ſie im Stande ſind den Körper in ſeine gröbern Theile aufzulöſen, uns ihren Endzweck und Eigenſchaften zu erklären, ungeachtet ſie bey allen ihren Nachforſchungen, Verſuchen, und Betrachtungen geſte-

hen müſſen; daß noch unzähligemal mehr ihnen ganz unbekannte Theile übrig bleiben, die ſie mit keinem bewaffneten Auge mehr ſehen können, von deren Beſtimmung, Nutzen, und Verbindung ſie uns gar nichts zu ſagen wiſſen. Welch eine Weisheit müſſen wir nicht demjenigen zumuthen, der ſolch eine Maſchine, deren kleinſter Theil für die erleuchteſten Geiſter ein ewig unergründliches Räthſel bleibt, ſelbſt entworfen hat, der ſie für ein Weſen einzurichten wußte; welches ſeiner Natur nach gerade das Gegentheil von ihr iſt; und der für alle ihre Theile eine ſolche Fügung, eine ſolche Fertigkeit erdacht hat, daß ihre Bewegungen ſelbſt dem ſchnellen Fluge der Gedanken in der Seele gleichkommen.

Oeffne ich mein Aug, ſehe ich außer mir hinaus, ſo werde ich einer unüberſehbaren Menge der mannigfältigſten Gattungen der Thiere gewahr. Luft, Erde, und Waſſer enthalten unzählige Millionen derſelben in ſich, und jede dieſer beynahe unendlich vieler Gattungen iſt mit allen zu ihrer Beſtimmung nöthigen Mitteln auf die vollkom-

neſte Art verſehen. Diejenigen, welchen das Reich des Luftkreiſes zur Wohnung und Durchwanderung angewieſen iſt, haben die möglich beſte Bildung, die für ihren Aufenthalt in dieſem Elemente erforderlich iſt. Ihr Körper geht vorwärts geſpitzt zu, und nimmt rückwärts ſtuffenweiſe an Breite und Dicke zu, wodurch ſie eine keilförmige Geſtalt erhalten, die die allergeſchickteſte iſt, die Luft zu durchſchneiden, und ſich die Bahn durch ſelbe zu öffnen. Ihr Gefieder, das in jener geſchmackvollen Miſchung ſo mannigfaltiger Farben uns einen angenehmen Anblick verſchaffet, dienet nicht nur ihre Leiber gegen die Ungemache des Wetters zu ſchützen, und vor dem Froſte zu bewahren, ſondern trägt auch alles bey, ihre Laſten in Lüften zu erhalten. Ihre Flügel ſind ein Werkzeug, das nicht vortrefflicher erſonnen werden kann, um den flüßigen Körper der Luft zu durchſchweben. Jede Feder derſelben iſt für eine ſo Gewalt brauchende Bewegung mit einem überaus ſtarken, zugleich aber hohlen, und ungemein leichtem Kiele verſehen. Sie mögen geſchloſſen oder ausgebreitet ſeyn, ſo paſſen ihre Federn ſo aneinander, daß ſie

der Luft allzeit eine zuſammenhangende Fläche entgegen ſetzen, die ſie nicht durchdringen kann. Sie ſind an einem Gliede feſt gemacht, welches durch eine wunderbare Zuſammenſetzung der Gelenke und Nerven alle nöthigen Bewegungen erreichet, und wodurch der Schwung, das Rudern, das Schieſſen, und Herabſinken zuwege gebracht wird. Die Stärke ihrer Bruſt zeichnet ſich vor andern Gattungen der Thiere aus, weil ſie der Gewalt der Luft vor andern bloßgeſtellet iſt. Die Geſtalt ihrer Füße iſt für ihre Lebensart gerade ſo wie ſie iſt, die angemeſſenſte, ſie iſt die geſchickteſte, um auf den Zweigen der Bäume bequem und ſicher zu ruhen, ſich allenthalben anzuhängen, ihre Nahrung zu ſuchen, ihren Raub zu fangen, und ihn feſt zu halten. Jene Gattungen, die nebſt dem Fluge auch zum Schwimmen beſtimmt ſind, haben breite mit Häuten bekleidete Füße, mittelſt welcher ſie durch eine wechſelweiſe Zuſammenziehung und Ausbreitung derſelben auf alle Seiten fortrudern können; So wie diejenigen, die wieder in Sümpfen zu waden haben, mit höhern Füßen, mit längern Hälſen und Schnäbeln verſehen ſind.

um ihre Nahrung aus der Tiefe zu holen, zugleich aber auch ihre Augen über dem Sumpfe herausbehalten zu können. Wenn ich ferner die ihnen mitgegebene Fertigkeit betrachte, mit der ſie ſich zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts die Neſter herſtellen, wenn ich die weiſe Vorſorge erwäge, die ihre zarte Frucht mit einer harten Schale geſichert hat, wenn ich den Trieb und die Liebe überdenke, die ihnen gegen ihre Geburt eingepflanzet iſt, und mit der ſie ihre Ausbrütung zuwege bringen, die Emſigkeit, mit der ſie ihr die Nahrung zutragen, den Eifer, mit welchem ſie ſelbe gegen ihre Feinde vertheidigen. Wenn ich ihre ſonderbaren Wanderungen von einem Himmelsſtriche zum andern, die Art von Geſellſchaft, die ſie zur Sicherheit einer ſo weiten Reiſe untereinander errichten, ihre ſo richtige Zurückkunft über Land und See ohne Wegweiſer, ohne Kompas, und ihre unzähligen andern eben ſo außerordentlichen als nothwendigen Eigenſchaften überlege, welch eine Höhe von Weisheit muß ich nicht jenem Urheber zutrauen, der in dem Fittige jeder Schwalbe ſo viel Kunſt, ſo viel Abſichten angebracht

und erreichet hat, die meinen Geiſt mit Bewunderung erfüllen, und zugleich ſeine ganze Kraft zu forſchen völlig erſchöpfen? Ich übergehe die unzähligen Heere der Thiere, welche die Abgründe des Meers durchſchweifen, und deren beynahe unendliche Mannigfaltigkeit der Geſtalten, Eigenſchaften und Gattungen einen Abgrund der Weisheit vor mir öffnen, in welchem ſich alle meine Gedanken verlieren. Ich ſchweige von der unermeßlichen Menge der vierfüßigen Thiere, welche alle ihre Gliedmaßen nach dem Endzwecke ihrer Beſtimmung, nach dem Nutzen und Dienſte, welchen ſie den Menſchen leiſten ſollen, auf die allervollkommneſte Art eingerichtet, erhalten haben. Das kleinſte Thierchen aus der gränzenloſen Inſektenwelt iſt ein unerſchöpflicher Stoff für Betrachtungen. In dem Flügel eines jeden Käfers iſt mehr Kunſt verſchwendet, als alle Kunſtkammern der Gelehrten in ſich faſſen. Ein Plan voll Weisheit liegt in ſeinem zarten Gewebe von Muskeln, Sehnen, und den allerfeinſten Beinchen, die zu deſſen Ausſpannung ſowohl, als zu der ordentlichſten Zuſammenfaltung deſſelben beytragen,

um ihn unter die Schale, die ihm zur Decke dient, als ſeinen Verwahrungsort zu bringen. Das Aug jeder Mücke iſt ein Meer von Abſichten und Mitteln, ſie zu erreichen, ein Meiſterſtück, das die allerkünſtlichſten Maſchinen, die je erfunden worden ſind, weit nach ſich zurückläßt; ein Problem, mit deſſen Auflöſung ſich die gelehrteſten Köpfe unaufhörlich beſchäftigen können, und worüber ſie endlich ermüden müſſen, ohne jemal die Theorie zu ergründen, die in dieſem beynahe unſichtbaren Theile verborgen liegt. Jeder Tropfen Waſſer enthält eine Menge Würmchen, die erſt zehntauſendmal vergrößert werden müſſen, um uns ſichtbar zu werden. Thierchen, an welchen wir mit bewaffnetem Auge die behendeſten Bewegungen wahrnehmen, und deren Körper eben daher die regelmäßigſte Zuſammenſetzung unzähliger Muskeln und Sehnchen die ordentlichſte Abſönderung der flüßigen Theile in ihre Gefäße, den richtigſten Umlauf der Säfte und Lebensgeiſter, mit einem Worte das vortrefflichſte Syſtem von Kräften und Wirkungen, von Abſichten und Erreichungsmitteln in ſich verſchließen muß.

Alles was immer in dem Fache der Mechanik von allen Mathematikern je begriffen, gelehrt, und geſchrieben worden iſt, iſt in einem jeden dieſer kleinen Bewohner eines Waſſertropfens weit vollſtändiger, als in allen ihren Lehrgebäuden enthalten.

Verlaße ich nun das Reich der lebenden Geſchöpfe, gehe ich in jenes der Vegetirenden über, ſo ſtößt mir bey jedem Tritte ein neues Wunder, ein neuer Beweis der unendlichen Weisheit Gottes auf. Nur dieſe allein wußte in eben demſelben Schooße der Erde für tauſend und tauſendfältige, an Farbe, an Geſtalt, an Geruch, an Saft, an Früchten, an Nutzen und Brauchbarkeit unendlich verſchiedene Gattungen der Gewächſe eine allen gemeine Nahrung zu bereiten, nur ſie war es, die allen ſo mannigfältigen Zwiſchengattungen, vom niedern Gräschen an, das ſich unter meiner Sohle ſchmieget, bis zur erhabenen Ceder hinauf, eine gemeinſchaftliche Mutter gab, an der ſie ſaugen. Sie war es, die die Wurzel der ſtolzen Eiche ſo weit ausbreitete, und ſie ſo feſt in die Erde heftete, um den Stürmen der

Winde Troz bieten zu können. Sie war es, die das Schilf nur locker hinpflanzte, ihm aber zugleich die Biegſamkeit beſtimmte, um es dadurch wider eben dieſe Stürme zu ſichern. Sie war es, die dem ſchwachen Stamme des Epheus jene Häckchen und klebrichte Feuchtigkeit zutheilte, mittelſt welcher er die benachbarten Stämme umſchlinget, und ſich empor hilft. Sie erdachte jene Lage und Verbindung der Fäden und Haarröhrchen, die ſich von der Wurzel an durch den Stamm, durch alle Aeſte und Blätter verbreiten, um die Säfte allenthalben zu vertheilen. Sie erfand jene wunderbare Zuſammenfaltung der Blätter und der Blüthe in ihre Knoſpen, jenes Auf- und Zuſchlieſſen der Blumen und Flocken, um den jungen Samen gegen die Fröſte der Nacht zu bewahren, jene Federkraft mancher Samengehäuſe, welche durch ein gählinges Aufſpringen den Samen von ſich fortſchnellen, und in den zum Wachsthum nöthigen Entfernungen ausſtreuen. Sie beflügelte wieder andere Samengattungen mit leichten Fäſerchen und Haaren, damit ſie vom Winde getragen, und ausgeſäet würden. Sie wußte die hohe Tanne ſo wie

den niedern Klee mit allen ihren weſentlichen Theilen nach einem unendlich verjüngten Maaßſtabe in den kleinen Raum der Samenkörnchen zu bringen. Sie machte endlich durch die Herſtellung ſo mannigfaltiger Gewächſe, daß wir in dieſem Reiche allein hinlänglichen Stoff für unſere Nahrung, Arzney, Kleidung, Werkzeuge, Wohnungen, Vergnügen, und Bewunderung antreffen. Wer kann nun jenem unendlichen Verſtande, der in ſich den Grundriß zu allen dieſen Werken gezeichnet, der ſo unendlich vielfältige Weſen einander ſo nützlich, ſo unentbehrlich entworfen hat, der einem jeden aus ihnen ſeine eigene Abſichten und Beſtimmungen feſtgeſetzet, ſie miteinander verbunden, und zugleich die zuträglichſten Mittel erſonnen hat, wodurch alle dieſe Abſichten unfehlbar erreichet werden müſſen; wer kann, ſag ich, ſolch einem Verſtande jene Eigenſchaften abſprechen, deren Natur in der Wahl der geſchickteſten Mittel zu einem Endzwecke beſtehet, und die wir Weisheit nennen?

XXIII.

Gott iſt allmächtig.

Dieſen von Ewigkeit her in Gott entworfenen Plan auszuführen, dieſe alles umfaſſende Idee zu beleben, dieſe einſt nur möglichen Weſen aus nichts zum Daſeyn zu bringen, fordert eine Macht von unendlichen Vermögen. Da nun aber alles, was wirklich da iſt, vor dem nicht war, und die Urſache ſeines Uebergangs von der Möglichkeit zur Wirklichkeit in Gott enthalten iſt, ſo muß auch in ihm eine alles vermögende Kraft vorhanden ſeyn, welche wir Allmacht nennen.

Schilderung ſeiner Allmacht in der Gröſſe, Menge, und Gewalt ſeiner Werke.

Nichts kann uns dieſe Macht ſo ſchildern, als jene allen Gedanken überſchreitende Menge, Gröſſe, und Gewalt ſeiner Werke, die er aus den Tiefen des Nichts hervorrief, und da zu ſeyn ſchuf. Wie furchtbar iſt nicht die Gewalt, die er den Elementen gab? wie ſtark und entſetzlich ſind nicht die Wirkungen ihrer Wuth? Wen füllt nicht mit Schröcken das Brauſen der tobenden Meere, deren Wogen ſich aufeinander thürmen, die

die ungeheuern Laſten der Schiffe wie Ballen in die Höhe ſchnellen, deren Einbruch ganze Länder von einander reißt und verſchlinget? Wen macht nicht die unbändige Wuth der Winde beben, wenn ſie die Grundpfeiler des Erdkreiſes erſchüttern, den Ocean aus ſeinem Gleichgewichte heben, und ihn über ſeine Geſtade fortdrängen? wenn ſie ganze Flotten wie Spreu zerſtreuen, ſie an Sandbänke und Felſen hinſchleidern, und zu Splittern zertrümmern? wenn ſie die Bäume ſammt ihren Wurzeln aus der Erde reiſſen, Berge von einander ſpalten, Städte aus ihren Fundamenten verrücken, ſie ſtürzen, in Steinhaufen verwandeln, zu Staube zermalmen, und einander preis geben? Wer kann den über unſere Scheitel rollenden Donner hören, ohne auf die Gewalt des Allmächtigen aufmerkſam zu werden, welche jene ſchaudervollen Gewitter gemacht hat, deren ſchwarze Gewölke wie hohe Gebirge über den Geſichtskreis heraufziehen, welche Furcht und Schrecken vor ihnen einherſenden, Finſterniß über die Erde verbreiten, auf ſie in gewaltigen Fluthen herabſtürzen, und Verheerung und Jammer nach ſich zu-

rücklaſſen? Dringt nicht mit jedem betäubenden Donnerſchlage, der ſo ſchrecklich von allen Gebirgen zurücktönt, und die Erde aus ihren Angeln zu heben drohet, eine Stimme des allgewaltigen Weſens einher? Fährt nicht bey jedem Blitze, der den ganzen Luftkreis in Flammen zu ſetzen ſcheint, ein Lichtſtral jener ſchreckbaren Majeſtät in uns, mit welcher der Schöpfer angethan, ſeine Macht uns gebeugten zitternden Geſchöpfen erblicken läßt? Wie herrlich verkündigt ſich nicht ſeine Gewalt und Allmacht in jenen feuerſpeyenden Bergen, die gleichſam der Kampfplatz der ringenden Elemente ſind? Ihr Gebrülle ſcheint den Untergang der Natur vorherzuſagen. Ihre Schlünde werfen Meere von Aſchen heraus, die den Tag verfinſtern, und unter welchen ganze Städte erſtickt und vergraben liegen. Hundert Centen ſchwere Felſenſtücke reißen ſich von den Eingeweiden der Erde loß, ganze Heere dieſer glühenden Laſten entfahren ihrer Mündung, und ſchieſſen in ungeheuern Bögen zur Erde herab. Entſetzliche Feuerſtröme wälzen ihre alles verheerenden Fluthen über Berge und Städte ins Meer hin, wo ſie zu Felſen erſtocken,

und Geſtade auf Geſtade hinaufthürmen. Aber alle dieſe in ihren Erſcheinungen ſo fürchterlichen, in ihren Wirkungen ſo gewaltigen Elemente ſind noch ein matter Ausdruck der Allmacht Gottes im Vergleiche mit jenem, den wir in der Menge und Größe der Welten leſen können, die ſeine Hand in das unendliche Leere gleichſam hingeſäet hat. Die Erde, die wir bewohnen, und die uns zum Maaßſtabe dient, die himmliſchen Körper gegen einander abzumeſſen, hat eine Größe, deren Durchmeſſer über ſiebentauſend neunhundert Meilen *), und deren Oberfläche über hundert und neun und neunzig Millionen Meilen ausmacht. Wenn wir allein bey dieſem unſern Erdballe ſtehen blieben, ſo wäre ein ſo anſehnlicher Körper ſchon hinlänglich, uns eine hohe Idee der göttlichen Allmacht zu geben. Jedoch ſo groß er auch immer ſeyn mag, ſo iſt er doch nur einer der kleinſten Himmelskörper, die wir mit Augen erreichen können. Selbſt in unſerem Planetenſyſteme wird ſeine Maſſe von den ungeheuern Maſſen des Jupiters und Saturnus weit

* Siehe Derhams Aſtrotheologie.

übertreffen, indem der Durchmeſſer des erſteren mehr als ein hundert und dreyßig tauſend, des leztern mehr als drey und neunzig tauſend vierhundert Meilen, und ihr Inhalt mehr als tauſendmal tauſend Millionen Meilen in ſich faſſet. Aber alle dieſe Klumpen, von ſo entſezlichem Umfange ſie auch ſind, ſind wieder ohne Vergleich kleiner, als jener feurige Körper, deſſen flammenden Meere, Licht, Wärme, und Leben in alle Gegenden ſeines Reiches in ſo ganzer Völle ausgießen. Jene erſtaunliche Menge der Lichtſtröme, die ununterbrochen von allen ſeinen Seiten mit einer eben ſo erſtaunlichen Schnelligkeit herausfließen, haben ſeiner Maſſe noch nicht den kleinſten merkbaren Abbruch gethan. Sein ſcheinender Durchmeſſer iſt noch immer bey achtmalhundert, zwey und zwanzig tauſend, ein hundert, und acht und vierzig Meilen lang, und ſein ganzer Inhalt wird noch auf beyſtahe dreymal hundert tauſend Billionen Meilen berechnet. Eine Maſſe, die alle Gränzen der ausſchweifendſten Einbildungskraft weit überſchreitet, die aber aus der Hand des Allmächtigen mit eben jener Leichtigkeit, wie jedes Stäubchen, das in der

Luft vor mir ſchwebet, hervorgegangen iſt. Verlaſſen wir die Sonne und alle ihre Planeten um ſie, verſetzen wir uns im Geiſte mitten unter die Milliaden der Fixſterne, die uns von dieſem Erdballe, den wir bewohnen, nur glänzende Punkte zu ſeyn ſcheinen, und wir finden, daß dieſe funkelnden Himmelslichter eben ſo viele, und vielleicht noch größere Sonnen ſind, als die unſere iſt, und daß um jede dieſer Sonnen abermal eine Menge eben ſo großer, und noch größerer Himmelskörper, als unſere Erde iſt, ſich in weiten Kreiſen herumwälzen. Jene weiße Straße, die ſich mitten durch den Sternhimmel hindehnet, die gleich einer dünnen Wolke voll blaſſer Lichtpunkte erſcheinet, und die dem beobachtenden Auge des Sternſehers eine unſägliche Anzahl zuſammengedrängter Sterne verſchiedener Größen darbietet, iſt eine Verſammlung eben ſo vieler herrlicher Weltgebäude, in welchen abermal ungeheure Sonnen und Erdekörper in unerreichbaren Entfernungen ungehindert herumkreiſen. Je weiter wir in die unmeßbaren Räume der Schöpfung fortdringen, je mehr und mehr vervielfältigen ſich dieſe Sonnen-

ſyſteme, und wir ſind nicht im Stande mit dem allerkühnſten Fluge der Gedanken ihre Gränzen zu erreichen. In welch einer Entfernung müſſen nun nicht alle dieſe Sonnenkörper von uns getrennet liegen, da ſie uns bey allen ihren ſo viele Millionen Meilen enthaltenden Größen nur kaum ſichtbare Lichtpunkte zu ſeyn dünken, da ſie durch die vortrefflichſten Sehröhre weder größer, noch deutlicher erſcheinen, und da wir von allen jenen unzähligen Planeten, die wieder um ſie herumlaufen, gar keinen einzigen mehr entdecken können? Blicken wir nun von dieſem Standorte, zu welchem wir uns im Geiſte heraufgeſchwungen haben, auf unſere Erde zurück, ſehen wir hin auf jenen geräumigen Wohnſitz ſo vieler hundert Völker, der ſich in ſo weitläufige Reiche und Meere ausbreitet, ſuchen wir ihn auf unter dem Heere der Sterne, in welchem wir ihn zurückgelaſſen haben, und wir finden ihn nicht mehr, er iſt mit allen ſeinen Millionen Bewohnern, mit allen ſeinen Reichen und Gewäſſern in einem unſichtbaren Punkte zuſammengeſchrumpft, und aus dem Geſichte verloren gegangen. Jene Sonne, die ſo

viel tauſendmal gröſſer iſt, als er, ſcheint uns von dem Standorte unſerer Betrachtung mehr nicht als ein Funke zu ſeyn, der nach und nach verglimmet, und zu verlöſchen beginnt. Welche Seele iſt nun groß genug, die unermeßlichen Entfernungen, Größen- und Menge aller der Weltgebäude, und den entſetzlichen Raum, der ſie alle in ſich faſſet, zu denken, und ſich vorzuſtellen? Die allerhöchſten Gebirge, was ſind ſie gegen den ganzen Erdkreis? Der ganze Erdkreis, was iſt er gegen die Sonne? Die Sonne mit allen ihren Haupt- und Nebenplaneten, was iſt ſie gegen ſo unzählige Sonnenſyſteme? Alle dieſe Syſteme, was ſind ſie gegen den gränzenloſen Raum, der ſie in ſich ſchließet? und endlich alles das zuſammgenommen, was iſt es gegen jene Macht und Gewalt der erſchaffenden Gottheit, die alles aus nichts geſtaltet, und das unendliche Leere mit Welten über Welten belebet hat.

XXIV.

Gott iſt allgegenwärtig.

Eben jene Kraft, welche das Daſeyn dieſen Welten gab, muß auch unaufhörlich für-

ihre Erhaltung beſchäftiget ſeyn. Ihre Dauer iſt nichts anders, als eine Fortſetzung ihres Daſeyns. Gleichwie nun ihr Daſeyn ſich nicht ohne die Thätigkeit ihrer allmächtigen Urſache denken läßt, ſo läßt ſich auch die Fortſetzung ihres Daſeyns nicht ohne eben dieſelbe Thätigkeit denken. In dem unmöglichen Falle, daß dieſe alles hervorbringende Urſache nur einen Augenblick zu ſeyn aufhörete, würden alle Weſen augenblicklich in ihr Nichts zurückfallen. Ihre Dauer kann alſo ohne beſtändige Wirkung der Allmacht nicht anhalten, und an welchem Orte immer ein Geſchöpf beſteht, da muß ſich dieſe Allmacht einfinden, um es über die Abgründe des Nichts emporzuhalten. Es kann daher kein Atomus in dem ganzen All vorhanden ſeyn, wo nicht Gott mit ſeiner alles erhaltenden Kraft zugegen wäre. Und dieß iſt eben jene Eigenſchaft, die wir Allgegenwart nennen, und die der göttlichen Natur eben ſo weſentlich, als die Allmacht eigen ſeyn muß.

XXV.

Und regieret die Welt mit einer ewigen Fürſehung.

Da aber auch dieſe Allgegenwart, mittels welcher der Unendliche allen Weſen innigſt zugegen iſt, zugleich mit der thätigſten Sorgſamkeit für ihre Dauer und Erhaltung vereinbaret iſt, und aus dieſer Vereinbarung eine über alles wachende Fürſicht entſtehet, ſo folget, daß es in Gott eine unendliche Fürſehung gebe, die über alle Werke ſeiner Hände waltet, die alles zu ihrer Erhaltung leitet und regieret. Jeder Menſch ſehe auf die zurückgelegte Bahn ſeines Lebens hin, und er wird auf ſelber die deutlichſten Fußſtapfen der Fürſehung wahrnehmen, die ihm immer zur Seite gieng, und als eine unzertrennliche Gefährtinn mit ihm auf dieſer Bahne wandelte. Kein Menſch iſt, der ſich nicht in ſeinem Leben mehrmal in Verlegenheiten befunden hätte, aus welchen er damal keinen Ausgang vor ſich ſah; der nicht in Gefahren gerathen wäre, wo ihm beynahe keine Rettung mehr übrig zu ſeyn ſchien, der nicht die Bitterkeit manches Kummers

verkoſtet, die Wunden manchen Schmerzens gefühlt hätte. Und dennoch fand ſich in eben dem Zeitpunkte, da die Verlegenheit am ſtärkſten, die Gefahr am nächſten, der Schmerz am heftigſten war, allemal eine ganz unvermuthete Abhilfe dieſer Uebel auf einmal ein. Die unſichtbare Hand der ewigen Fürſehung gab der Sache eine günſtigere Wendung; ſie ſetzte die verworrnen Umſtände auseinander, ſie fand da einen Rathgeber, dort einen Wohlthäter, hier einen Führer, der uns aus der Verlegenheit zog. Sie hielt uns oft am Rande des Untergangs, dem wir ſo unbeſonnen zueilten, mit geheimer Gewalt vom Sturze zurück. Sie bediente ſich unbekannter, fremder Menſchen, oft der Feinde ſelbſt, die unſerem Falle die Grube bereiteten, als eben ſo vieler Werkzeuge uns der Gefahr zu entreiſſen. Sie verſüßte den bittern Kummer durch Hofnungen, und heilte die Wunden, die uns noch ſo unheilbar ſchienen mit dem Balſam der Vergeſſenheit. Wie würden wir Unglücklichen ſonſt den Kummer ertragen, wenn nicht die Fürſehung in unſere Herzen zugleich den Trieb immer was beſſeres zu hoffen ge-

pflanzet hätte? Welch drükende Laſt würde uns das Leben ſeyn, wenn nicht die Vergeſſenheit die erſten Empfindungen des Schmerzens in uns nach und nach milderte, und mit ihrem ſanften Schlummer die lebhaften Vorſtellungen des erlittenen Verluſts endlich gar auslöſchte? Wer kann die wohlthätigſte Verfügung eben dieſer Fürſehung miskennen, wenn er betrachtet, wie erſprießlich es uns ſeye, daß wir um unſer künftiges Schickſal, um die Zeit und die Art unſers Todes nichts wiſſen? Daß alles dieſes mit der beſten Abſicht auf unſere Erhaltung und unſer Wohl in eine dicke Wolke gehüllet iſt? Denn hätte uns die Fürſehung das, was ſich mit uns, unſer Leben hindurch zutragen wird, vorausſehen laſſen, ſo hätte ſie uns entweder nur die günſtigen Begebenheiten, die wir zu gewärtigen haben, allein zeigen müſſen, und da würde uns die äußerſte Ungeduld, mit der wir ihrer Ankunft entgegen geſehen hätten, ſtets gequälet haben, und in der ſichern Erwartung beſſerer und beſſerer Ereigniſſe würden wir nie das gegenwärtige Vergnügen zu ſchmecken im Stande geweſen ſeyn. Hätte ſie uns aber ſelbe

in dem Zuſammenhange mit allen den ungünſtigen Zufällen, mit welchen ſie abwechſeln würden, erblicken und vorausſehen laſſen, welch eine betrübte Ausſicht würde ſie uns da geöffnet, welch eine Bitterkeit über alle damit verwebten Freuden gegoſſen haben, und in welch einem unerträglichen Zuſtande würden wir uns verſetzet ſehen! Furcht und Ungeduld beſtürmten uns wechſelweiſe, und unſer Leben wäre ein ſteter Kampf mit den widerwärtigſten Empfindungen. Wäre uns endlich die Stunde des Todes mit allen ihren ſchreckbaren Umſtänden bekannt; welch eine grauſame Entdeckung! welch unglückliche Wiſſenſchaft wäre dieſes für uns! Ein fruchtloſes Beſtreben dieſen entſetzlichen Zeitpunkt zu vermeiden, oder doch weiterhin auszuſetzen, ein raſtloſes Bemühen ſeine Schrecken zu mildern, und ſeine Umſtände zu ändern würde uns die wenigen Tage des Lebens vollends gar vergällen, uns gegen ein ſo unruhiges, unglückliches Daſeyn aufbringen, und endlich dahin verleiten, daß wir durch eine gewaltthätige Zerſtörung unſerer ſelbſt ſo vielen Qualen ein Ende zu machen verſuchen würden. Wir müſſen alſo eine ſo

heilſame Unwiſſenheit unſers Schickſals, jene ſo oft erfahrne Hilfe in mancher Verlegenheit, Gefahr und Trübſal als offenbare Beweiſe von dem Daſeyn jener Fürſehung anſehen, die für die Erhaltung und das Wohl des menſchlichen Geſchlechts die zärtlichſte Sorge trägt. Aber nicht nur über dieſe edlere Gattung der Geſchöpfe, ſondern über alle übrigen gegen uns noch ſo niedern, gegen Gott aber in einerley Verhältniße mit uns ſtehenden Dinge erſtrecket ſich dieſe väterliche Sorgfalt. Es iſt nur jene Fürſehung, die jede der unzähligen Gattungen von Thieren ungeachtet ihrer natürlichen Feinde nicht nur vor der gänzlichen Ausrottung bewahret, ſondern auch in der gehörigen Anzahl erhält. Nur ſie iſt es, die jedem Thiere ſeinen Aufenthalt in jenem Erdſtriche angewieſen hat, wo es die ihm gedeihliche Nahrung findet; Sie iſt es, die ſie in nördlichen Gegenden ſo reichlich mit Haar und Wolle verſehen hat, um ſie gegen die Fröſte dieſes Erdgürtels zu ſchützen. Sie iſt es, die ihrer kurzen Dauer wegen, eine ſo frühzeitige Entwicklung ihrer Fähigkeiten anordnete, und den Mangel einer

anhaltenden Kinderliebe unter ihnen durch jene angebohrnen Fertigkeiten ersetzte, mittels, welcher sie so bald nach ihrer Geburt für ihre Erhaltung zu sorgen im Stande sind. Sie ist es endlich, die die Dünste der Erde in Wolken sammelt, und auf alle Gewächse herabträufeln läßt; die jene Wasserbehältniße auf hohen Gebirgen angelegt hat, von welchen sie Quellen und Flüße durch alle Gegenden des Erdbodens leitet, und zur Nothdurft und Bequemlichkeit der lebenden Geschöpfe allenthalben vertheilet. Sie ist es mit einem Worte, die die Dauer, das Leben, und das Wohl aller Wesen mit unverwandtem Blicke, mit unendlicher Macht, und mit unausgesetzter Thätigkeit besorget.

XXVI.

Er ist in sich unendlich glückselig.

Wenn wir nun alle bisher berührten Eigenschaften Gottes zusammen nehmen, wenn wir ihn als einen ohne Anfang immer und ewig für sich selbst bestehenden, und ganz und gar abhängigen Geist betrachten, der einen allwissenden, unendlich weisen Verstand,

eine uneingeschränkte Freyheit, eine gränzenlose Macht, und zugleich den allervollkommnesten Willen besitzet, der in seinem Wesen und Entschluße gleich unveränderlich, allen von ihm erschaffenen Dingen mit Macht und Fürsehung innigst gegenwärtig, und in seinem zahl- und namenlosen Vollkommenheiten unendlich ist, so können wir uns nicht des Urtheils enthalten, das ihn in uns als das vortrefflichste, höchste, und beste Wesen erklärt. Wir müssen aber auch zugleich gestehen, daß wir mit unserm begränzten Verstande diese unermeßliche Vollkommenheiten Gottes weder einzeln, noch weniger aber in Verbindung mit einander zu fassen im Stande sind, und daß wir gleich unendlich, wie er selbst seyn müßten, um einen vollständigen Begriff seiner Natur zu haben. Nur er allein durchschauet mit in sich gekehrtem Blicke sein inneres Wesen, er allein begreift und denkt sich ganz, und findet den Inbegriff unendlicher Vollkommenheiten in sich selbst. Da nun die Natur des Willens so beschaffen ist, daß jeder Anblick eines vollkommenen Gegenwurfs ein Vergnügen in ihm gebährt, dessen Grad im-

mer nach dem Grade der in irgend einem Gegenwurfe angetroffenen Vollkommenheit abgemeſſen iſt, ſo folget, daß Gott, indem er in der ewigen Betrachtung ſeiner Weſenheit an ſich ſelbſt einen unendlich vollkommenen Gegenſtand immer vor Augen hat, auch ein unendliches Vergnügen ohne Unterlaß empfinden müſſe. Ein Vergnügen aber, das kein Ende, keine Gränzen kennt, macht eine unendliche Glückſeligkeit aus, Gott muß daher auch in ſich ſelbſt ein unendlich glückſeliges Weſen ſeyn.

XXVII.

Unendlich gütig.

Und das war Er, ehe noch Welten da ſtunden, ehe es noch denkende Weſen gab, die ihn erkannten und anbeteten, und er würde es auch immerhin bleiben, wenn gleich alle Welten wieder in ihr Nichts zurückſchwinden ſollten. Seine unendliche Glückſeligkeit kann weder von innen noch von außen her zunehmen. Was konnte ihn alſo bewogen haben, Weſen außer ſich hin zu erſchaffen, eine Erde hervorzubringen, ſie mit ſo mannigfalti-

gen, nützlichen und angenehmen Dingen auszustatten, mitten unter sie den Menschen hinzusetzen, ihm die Herrschaft über alle diese Dinge einzuräumen, ihn in dem Bewußtseyn seiner selbst das Glück des Daseyns empfinden zu lassen, ihm das Vorgefühl seiner Unsterblichkeit einzuflößen, sich ihm selbst in seinen herrlichen Werken zu verkündigen, und zu erkennen zu geben, und endlich ihn so vielen Vergnügens, so vieler Glückseligkeit empfänglich und theilhaft zu machen? Welch ein Beweggrund sag ich, konnte ihn hiezu verleitet haben? Er brauchte der Erde und aller ihrer Menschen nicht. Ihr Daseyn, ihr Vergnügen, ihr Glück trägt nichts zu dem seinigen bey. Er findet die Quelle einer unendlichen Seligkeit in sich selbst. Er konnte also nur unsers eigenen Wohls wegen sich zur Erschaffung bestimmt haben. Er wollte nicht, daß wir in ein ewiges Nichts verloren blieben. Wir sollten seyn, fühlen, und wissen, daß wir sind, wir sollten Vergnügen und Glück empfinden, wenn gleich unser Glück keinen Zurückfluß in ihn haben kann. Solch eine Bestimmung des Willens, die nur unsere Glückse-

liakeit zur Abſicht hatte, legt in Gott eine unendliche Güte zum Grunde, die ununterbrochen außer ſich herauswirket, die ſich Weſen erſchaffet, um ihnen Glückſeligkeit mittheilen, und ſich in unaufhörliche Wohlthaten gegen ſie ergießen zu können. „Ein „Weſen, welches aus ſich ſelbſt ewig, allmächtig, allwiſſend, mit einem Worte „höchſt vollkommen iſt, kann unmöglich ohne Thätigkeit ſeyn; Es kann eben ſo wenig für ſich ſelbſt thätig ſeyn, da es keines Zuwachſes an Macht, an Größe fähig iſt. Es muß alſo in der einigen Abſicht, welche ihm möglich iſt, nämlich zum Glücke anderer Weſen beſchäftiget ſeyn, und ihm muß eine weſentliche, unveränderliche Neigung beywohnen, ſeine Seligkeit mitzutheilen." *) Es gehört alſo weſentlich zum Begriffe Gottes, daß er unendlich gütig ſeye.

*) Chriſt in der Einſamkeit.

XXVIII.

Heilig und gerecht.

Eine fernere Eigenſchaft des Willens iſt es, daß bey dem Anblicke der Vollkommenheiten, die ſich in einem Gegenwurfe darzeigen, ſogleich eine Neigung und Liebe gegen dieſen Gegenwurf in ihm entſtehe. Gott, der in ſeiner Weſenheit, Vollkommenheiten ohne Zahl und ohne Gränzen erblicket, muß alſo eine unendliche Neigung gegen ſich ſelbſt tragen. Er kann ſich nicht anders denn als das höchſte Gut erkennen, er muß ſich alſo auch unendlich lieben. So wie ſeine Liebe gegen ſeine Vollkommenheit unendlich iſt, eben ſo muß auch die Verabſcheuung desjenigen, ſo das Gegentheil der Vollkommenheit ausmachet, unendlich ſeyn. Er verabſcheuet daher das Uebel, und in dieſem Haſſe der Sünde beſteht ſeine Heiligkeit.

XXIX.

Die Natur ſeines unendlichen Haſſes gegen die Sünde bringt es mit ſich, daß er nur die bitterſten Folgen mit ihr verbinden kann, um ſie in den Augen denkender, freyer

Weſen ſchrecklich zu machen, und dadurch ihre Begehung zu verhindern. Im Gegentheil heiſchet es aber wiederum die Natur ſeiner unendlichen Liebe zur Vollkommenheit, die ſeligſten Folgen mit dieſer zu verknüpfen, um ihr bey eben dieſen denkenden Geſchöpfen überwiegende Reize zu geben. Die Folgen der erſtern ſind Strafe, jene der letztern ſind Belohnung. Gott ſtraft alſo das Böſe, und belohnt die Vollkommenheit, das heißt: Gott iſt gerecht, und da alle Eigenſchaften in Gott ohne Gränzen ſind, ſo folget, daß er unendlich gerecht ſeye.

XXX.

Einwurf gegen das Daſeyn Gottes von den Weltübeln entlehnt.

Aber eben aus den zwo weſentlichen Eigenſchaften Gottes, nämlich der Güte und Heiligkeit, nimmt der Gottesläugner Anlaß, ſein Daſeyn zu beſtreiten. Er kömmt mit einem ungeheuern Schwarme natürlicher Uebel angezogen, die er eben ſo wenig mit der menſchlichen Glückſeligkeit, als mit einem unendlich gütigen Urheber der Dinge verträglich findet. Er

führt ein unzählbares Heer von Laſtern und Sünden an, um die Heiligkeit deſſelben, und hiemit ſein ganzes Daſeyn zu bekriegen.

„ Wenn eine allmächtige Güte den Menſchen zur höchſten Glückſeligkeit geſchaffen „ hat, warum iſt denn ſein Zuſtand faſt gerade das Gegentheil? Die ganze Schöpfung „ ſoll für den Menſchen ſeyn, und es fehlt „ nicht viel, daß ſie nicht ganz wider ihn „ iſt. Ihm leuchtet die Sonne, um ihm „ eine Menge von Uebeln ſichtbar zu machen, „ die täglich unter ihr geſchehen. Wider „ ihn ſind alle Elemente im Streite, in „ der Natur iſt nichts ſo gering, das nicht „ mit genugſamen Waffen zu ſeinem Verderben verſehen wäre. Die Speiſen, welche ihn nähren, das Waſſer, das ihn tränket, die Luft, welche er athmet, ſind die „ gewöhnlichen Werkzeuge zur Zerſtörung „ ſeines Weſens. Die bloße Kenntniß der „ verſchiedenen Arten von Uebeln, welche „ daher entſtehen, iſt eine der weitläuftigſten ſeiner Wiſſenſchaften. Mit was für „ einer genauen Kargheit ſind ihm die Güter des Glücks zugemeſſen? Für einen, der „ Ueberfluß hat, leiden tauſend Noth, und

„ dieſen einen Glücklichen ſetzt der Ueberfluß,
„ der ſein Vorzug iſt, tauſend Unruhen bloß.
„ Stoff zu Elend finden alle überflüßig. Der
„ Menſch iſt an innern Vorzügen weit über
„ die thieriſche Schöpfung erhaben, aber an
„ Glück deſto tiefer unter dieſelbe erniedri-
„ get. Er prangt mit dem göttlichen Vor-
„ rechte der Vernunft. Aber dieſes Vermö-
„ gen, ihn glücklich zu machen, iſt in den mei-
„ ſten Händen ein zweyſchneidiges Schwert,
„ welches ihr Vergnügen und ihre Ruhe bis
„ auf das Leben verwundet. Durch ſie wird
„ der Menſch ſinnreich zu ſeiner Noth, der
„ Erfinder neuer Arten ſeines Elends, und
„ der Schöpfer unzähligen Uebels in der Ge-
„ ſellſchaft, von Sorgen, Furcht, Neid,
„ Haß, und Kummer wechſelweiſe gequä-
„ let, iſt ſeine vornehmſte Beſchäftigung
„ ein beſtändig ängſtlicher Kampf wider
„ das Elend, und beſteht ſein größtes
„ Glück darinn, dieſen Kampf ſo viel
„ möglich zu verlängern, oder wie es
„ in der Sprache der Menſchen heißt;
„ das Leben zu erhalten, das Leben,
„ deſſen glücklichſter Zeitpunkt derjenige
„ iſt, mit welchem ſich daſſelbe im To-

„ de endet. *) “ Und iſt dennoch die Güte die einzige und ewige Triebfeder aller Unternehmungen des Schöpfers? Wenn Gott die Heiligkeit ſelbſt iſt, wenn er alles, was gegen ſeine Vollkommenheit ſtreitet, verabſcheuet, wenn er die Sünde mit unendlichem Haſſe verfolgt, warum hat er Menſchen gemacht, die ſeinen Namen läſtern, die ſeiner Religion ſpotten, und ihm ſogar ſein Daſeyn ſtreitig machen? Warum hat er Menſchen hervorgebracht, die in ihre Eingeweide grauſam ſind, und mit gewaffneter Hand gegen ihr eigenes Daſeyn loßziehen, die ſich Ehre und Güter wechſelweiſe rauben, ſich Gewaltthätigkeiten in die Wette anthun, und einander wie raſende Thiere würgen und morden? wie kann eine Welt voll von Verächtern der Gottheit, voll der raubſichtigſten, grauſamſten Unmenſchen das Werk eines Weſens ſeyn, das gegen allen dieſen Greuel einen unendlichen Abſcheu heget? So viel Elend, ſo viel Jammer, als über uns unglückliche gehäufet iſt, kann eben ſo wenig

*) Chriſt in der Einſamkeit.

mit einer unendlichen Güte beſtehen als die Bosheit und die Laſter, mit welchen wir uns wechſelweiſe aufzureiben und zu vertilgen ſuchen, ſich mit einer höchſten Heiligkeit zuſammenreimen laſſen. Da uns nun das Daſeyn aller dieſer unabhilflichen Uebel gewiß iſt, ſo iſt es eine natürliche Folge, daß wir kein gütiges, heiliges Weſen, und folglich keinen Gott zugeben können.

XXXI.

Widerlegung deſſelben, und zwar erſtens, was das moraliſche Uebel anbelangt.

Allein ſo ſchrecklich auch immer dieſe Uebel geſchildert ſind, die die Feinde der Gottheit von allen Seiten aufſuchen, um ſich mit eben ſo vielen Beweiſen gegen ihr Daſeyn zu rüſten, ſo ſind ſie doch nicht vermögend, jene Wahrheit zu erſchüttern, die in mir, und in eines jeden Herze laut genug ſpricht: daß es ein höchſt gütiges und heiliges Weſen, daß es einen Gott gebe. Und zwar iſt erſtens das ſogenannte moraliſche Uebel, ich meyne

die Sünde, nur unſer alleiniges Werk, an welchem der Allerheiligſte nicht den mindeſten Antheil hat, und welches auch daher ihm gar nicht zur Laſt gelegt werden kann. Entweder haben wir einen freyen Willen, oder haben wir keinen; Sind wir nicht frey in unſern Handlungen, ſo liegt auch nichts Moraliſches in ihnen, die Sünde iſt keine Sünde mehr, alles iſt mechaniſch, und der ganze Einwurf, der von dem moraliſchen Uebel gezogen iſt, fällt von ſelbſt weg. Sind wir aber frey, ſo ſind wir die alleinigen Urheber der Sünde, und ihr Daſeyn fällt nur auf uns zurück. Die Natur der Freyheit beſteht darinn, daß wir uns zu Unternehmung einer That, oder zu ihrer Unterlaſſung nach Gefallen entſchließen können. Was wir immer aus beyden thun, iſt von aller auswärtigen Beſtimmungsurſache unabhängig, und der Grund für die Möglichkeit unſers Entſchluſſes liegt in dem einzigen uns eigenen Vermögen, ſo, oder nicht ſo zu handeln. Man kann aber hieraus keineswegs die Folge ziehen, daß es Wirkungen in der Welt geben werde, welche ganz und gar von Gott unabhängig ſind. Denn da die Möglichkeit

der Sünde in unſern Vermögen ſo, oder anders zu handeln ihren Grund hat, das Vermögen aber frey zu handeln von Gott kömmt, ſo ſind auch die böſen Thaten im gewiſſen Verſtande nicht ganz unabhängig von Gott da, jedoch allemal ſo, daß wir die Schuld von ihnen allein tragen. Gott gab uns einen unbeſtimmten Willen mit der Macht zu wählen, oder nicht zu wählen, aus dieſem unbeſtimmten Willen, aus dieſer Macht fließt noch nichts Böſes, noch Gutes, ſeine Beſtimmung giebt erſt den Ausſchlag; da wir nun hierinnfalls keinem Zwange unterworfen ſind, und es nur an uns liegt, das Gute von dem Böſen zu wählen, ſo fällt auch die ganze Schuld einer unrechten Wahl nur allein auf uns zurück. Aber warum hat nicht Gott eben dieſe unrechte Wahl verhindert, da er ſie als allwiſſend vorher ſah? Er konnte dieſes nicht thun, ohne die Freyheit des Willens in uns aufzuheben. Doch warum nahm er uns nicht viel lieber ein ſo gefährliches Geſchenk? warum hob er ſie nicht auf, dieſe unſelige Freyheit? Weil er ſonſt auch auf eine freywillige Verehrung und Liebe an Seite ſeiner deu-

kenden Geschöpfe hätte Verzicht machen müßen, auf welche er doch die allergerechtesten Ansprüche hat, die sich selbst in seiner ewigen Natur, und in der Natur aller Wesen gründen. Und warum sollte er denn diesen so rechtmäßigen Forderungen entsagt haben? um die Möglichkeit der Sünde aufzuheben, deren unglückliche Folgen nur uns allein treffen, seiner unendlichen Glückseligkeit aber keinen Abbruch machen können? Er bedarf zwar in seinem unendlich seligen Zustande auch unserer Liebe, unserer Tugend nicht; aber sie gebühret ihm doch mit einem Rechte, dessen er sich zu berauben keine Ursache haben kann. Genug an dem, daß er uns unzählige Mittel an die Hand gegeben hat, das wahre Gut von dem Scheingute zu wählen; Er hat uns die Wahl des Uebels nicht unmöglich gemacht, noch machen können, ohne uns die Freyheit zu rauben, er hat sie aber dennoch so viel, als es ohne die Freyheit zu beeinträchtigen möglich war, erschweret. Seine Heiligkeit hat nicht den mindesten Antheil in der sündhaften Bestimmung unsers Willens, und seine Güte hat alles gethan, was uns mit Beybehaltung unserer Freyheit

von der Wahl des Uebels abzuhalten vermögend iſt.

XXXII.

Was zweytens das phyſiſche Uebel betrifft.

Was nun zweytens die natürlichen, oder ſogenannten phyſiſchen Uebel belanget, ſo ſind dieſe mit einer höchſten Güte eben ſo vereinbarlich, als es die moraliſchen Uebel mit der unendlichen Heiligkeit Gottes ſind. Die meiſten dieſer Uebel ſind es nur in unſerer Vorſtellung allein, nicht in der That ſelbſt. Wir betrachten ſie in einem falſchen Lichte, und dünken uns in ihnen einen Widerſpruch mit Gott zu entdecken. Sehen wir ſie aber von dem wahren Geſichtspunkte an, ſo verlieren ſie ihre Schreckengeſtalt, ſie werden wahre Wohlthaten, und verwandeln ſich in Beweiſe der unerſchöpflichen Güte Gottes. Andere ſind es nur im Vergleiche gegen größere und erhabnere Güter, in ſich ſind ſie darum kein Uebel, ſie ſind in dem Plane der Weisheit wegen wichtiger Dinge da, denen ſie untergeordnet ſind, und als

Mittel ſie zu erreichen dienen müſſen. Andere ſind wieder nur bittere Folgen unſerer Laſter, und Geburten unſeres eigenen Willens. Und endlich andere ſind nur darum da, weil Geſchöpfe nicht unendlich vollkommen ſeyn können. Armuth, Noth, Elend, und wie ſie alle heißen, die Plagen des menſchlichen Lebens, was für jämmerliche Uebel ſind ſie denn auch endlich? Kann nicht die Tugend mit ihnen beſtehen? und wenn nur Tugend glücklich macht, können wir nicht auch bey einem kummervollen Leben noch immer glücklich ſeyn? Sind ſie nicht vielmehr eben ſo viele Aufforderungen der Seele, in der erhabenen Rolle der Unerſchrockenheit und der Standhaftigkeit, ihre ganze Größe zu zeigen? wo wären ſo viele menſchliche Tugendmuſter geblieben, wenn es kein Trübſal unter ihnen gegeben hätte. Aber auch in dem uneingeſtandenen Falle, daß dieſe Drangſalen der Tugend unüberſteigliche Hinderniße in den Weg legten, wäre wohl darum der Schöpfer anzuklagen? Da ſie doch nur Werke der Menſchen ſelbſt ſind, deren eine Hälfte der andern alles vorentriſſen, deren Habſucht den nichtswürdigen Unterſchied

zwiſchen Ueberfluß und Mangel unter ihnen ſelbſt eingeführet hat; und die den ſchwächern Theil aus ihnen von ſeinem angebohrnen Eigenthumsrechte, das er ſo gut, wie der Stärkere zur Erde hatte, ausgeſchloſſen haben? Der Erdboden war für alle geräumig genug, um genüglich zu leben, aber ihr Geiz trat alle natürliche Gleichheit, Rechte, und Geſetze nieder. Was iſt denn der Zuſtand eines ſiechen Körpers? iſt er nicht die Frucht unſerer Unmäßigkeit? — Was iſt das Toben der Leidenſchaften, die Unruhe des Geiſtes in uns? iſt ſie nicht die Folge unſerer Nachgiebigkeit bey dem Anfange ihrer Entſtehung? — Was ſind endlich die Bitterkeiten des Todes? ſind ſie nicht die Kinder der Sünde? — Der Tod iſt für ſich ein Uebergang zur Unſterblichkeit, er iſt kein Uebel, wenn ihn nicht die Erinnerung unſerer Ausſchweifungen dazu macht. Wenn ſich die Elemente gegen uns empören, wenn gewaltige Fluten aufbrauſen, unſere Wohnungen, unſere Habe verheeren, wenn ſich die Erde aufreißt, und Städte mit allen ihren Einwohnern verſchlinget und vergräbt, haben nicht wieder die Menſchen an allem,

was in dieſen Zufällen entſetzliches iſt, den ganzen Antheil? *) Hätten ſich dieſe mächtigen Bewegungen der Natur in öden, unbewohnten Gegenden ereignet, was würden ſie Schädliches an ſich gehabt haben? Sie würden für nichts anders gehalten werden, als was ſie in der That ſind, für unumgängliche Wirkungen in dem Syſteme der Kräften. Sind es alſo nicht die Menſchen ſelbſt, die ſich ihre Wohnungen in Gegenden hingebauet haben, wo ſich der Ausbruch dieſer an ſich gleichgültiger Wirkungen nach dem regelmäßigſtem Laufe der Dinge einfindet? ſollte es darum kein Erdbeben, keine Flut an den Orten geben, wo Menſchen wohnen? Sollte die Ordnung der Natur geſtört, und das ganze Syſtem zerrüttet werden, weil ſie den Eigenſinn hatten, ſich gerade dort nieder zu laſſen? Wie viel weit ſchrecklichere Folgen für das menſchliche Geſchlecht würden nicht aus eben dieſer beſtändigen Zerſtörung der Ordnung entſtehen? Wie thöricht würde die Forderung ſeyn? daß

*) Siehe Rouſſeau Lettre a M. Voltaire ſur le Poëme ſur le Deſaſtre de Liſſabonne.

Gott jedem Augenblicke, je nachdem uns die Luſt anwandelte bald da, bald dort zu wohnen, eine Abänderung in dem Syſteme der Natur mache, und ſich nach unſerer Grille richte. Und gäb es denn auch endlich außer dieſen noch andere Uebel, an welchen unſer Wille keine Schuld trüge; ſo hat uns ja Gott ſo reichlich mit Gegenmitteln ausgeſtattet, mit ſo viel Klugheit und Fertigkeit verſehen, daß wir ihnen mit weniger Behutſamkeit vorzubeugen, oder doch auszuweichen im Stande ſind. Es muß doch noch immer mehr Gutes als Böſes in dieſer Welt uns zu ſtatten kommen, ſonſt würden wir ja alle viel lieber unſere Vernichtung wünſchen. Iſt aber ſo viel Gutes da, daß wir das Daſeyn unendlich ſchätzbarer, als das Nichtſeyn finden, und iſt alles, was ſich in der phyſiſchen Welt ereignet, in einem genauen Zuſammenhange von Urſachen und Wirkungen zuſammengekettet, ſo muß auch das uns ſcheinende Uebel ſelbſt zu dem Daſeyn ſo vieles Guten mit beytragen, und eben darum ſchon aufhören ein Uebel zu heißen. Nur ein Thor kann aus einem endlichen Weſen, als die Welt iſt, alle Unvollkommenheit ver-

kaum zu ſehen wünſchen. Eben hieraus, daß ſie unvollkommen iſt, entwickelt ſich der Beweis, daß ihr nur zu viel abgeht, um für ein ewig ſelbſtſtändig und unabhängiges Weſen gehalten zu werden, daß ſie alſo von einem vollkommneren Weſen habe hervorgebracht werden müſſen. Die Vernunft wird ſich gewiß ehender über die Unverträglichkeit der Weltübel mit einem gütigen und heiligen Gott zu Ruhe geben, als über die allerungereimteſten Folgen, Widerſprüche, und Unmöglichkeiten, die aus dem Satze, daß es eine Welt, und dennoch keinen Urheber derſelben gebe, unvermeidlich fließen.

Zweytes Hauptſtück.

Beweis, daß unſere Seele unſterblich ſeye, und daß es nach dieſem Leben eine Beſtrafung des Böſen, und Belohnung des Guten gebe.

I.

Entwurf für den Beweis.

Die Gewißheit des Satzes, daß die Seele, oder dasjenige Weſen, welches in uns denket, unſterblich ſey, hängt meines Erachtens von dem Beweiſe ab, daß eben dieſe denkende Kraft in uns, was ſie auch immer ſeyn mag, kein zuſammengeſetztes, aus Theilen beſtehendes Weſen ſeyn könne. Denn ſobald es erwieſen iſt, daß ſie, die Seele, einfach und untheilbar iſt, ſo iſt es auch auſſer allem Zweifel, daß ſie durch keine Auflöſung der Theile zu Grunde gehen kann, und daß für ſie keine andere Art des Untergangs mehr möglich bleibt, als ihre völlige Zernichtung. Wenn wir aber zugleich zeigen, daß in der ganzen Natur keine Kräften vor-

handen ſind, die ſie zu vernichten vermögend wären, und daß dieſe der Allmacht Gottes allein eigene Gewalt, gemäß den ihm zukommenden Eigenſchaften ihre Vertilgung nimmermehr wirken wird: ſo muß ſich die unläugbare Folge von ſelbſt ergeben, daß die Seele auch nach ihrer Trennung von dem Leibe immer fortdauern werde. Sind wir einmal ihrer ewigen Dauer gewiß, ſo wird es auch ein leichtes ſeyn, ferner zu beweiſen, daß dieſe Dauer in keiner lebloſen Fortſetzung des Daſeyns beſtehen könne, ſondern daß ſie immerfort nach der einem Geiſte ganz eigenen Art wirken, handeln, und leben müſſe, welch endloſes Leben eben das iſt, was wir Unſterblichkeit nennen. Wir ſchreiten alſo vor allem zur Entſcheidung der Frage, ob jene denkende Kraft, die wir in uns ſelbſt antreffen, ein körperliches Weſen ſeye, oder nicht?

II.

Beweis, daß die Seele eine von dem Körper unterſchiedene Subſtanz ſeye.

Eine Hauptverrichtung der denkenden Kraft in uns iſt das Bewußtſeyn unſer ſelbſt, wel-

ches eigentlich in dem Gefühle des eigenen Ichs in einem jeden Menschen besteht. Dieses Gefühl unsers Ichs kann nicht die Materie unsers Körpers, weder die Anzahl seiner Theile, noch die Art ihrer Zusammenfügung und Verbindung ausmachen. Denn wir wissen, daß der Körper, den wir itzt herumtragen, vor Zeiten nicht aus eben so vielen, noch eben denselben Theilen bestanden habe. Er war viel kleiner, da wir an das Licht kamen, und ist seitdem funfzehn, zwanzigmal schwerer geworden. Es sind also ganz fremde Theile der Nahrung, die vorhin außer uns waren, in ihn herübergetreten. Die Nothdurft der täglichen Nahrung zeiget zu Genüge, daß es wieder einen beständigen Abgang seiner Theile geben müsse, und wie die vielen Versuche der Naturforscher klar erweisen, so bleibt nach Verlauf von zehn Jahren von den Theilen unsers gegenwärtigen Körpers nur sehr wenig mehr übrig. Bey diesem immerwährenden Ab- und Zufluße der Theile, bey der stäten Verschwindung des alten, und der allmähligen Entstehung eines neuen Körpers, fühlen wir uns doch noch immer die nämlichen zu seyn, die wir vor

Zeiten waren. Die Empfindung unſers Ichs wird dadurch nicht aufgehoben, noch geſtöret. Es müſſen alſo alle die Theile, die unſern Körper ſeit ſeiner Geburt ausmachten, und wieder verflogen ſind, ſo wie alle diejenigen, die an ihre Stelle getreten und wieder entweichen werden, ganz gleichgültig in Rückſicht auf das Gefühl unſers Ichs ſeyn. Denn ſollte in der Materie, die von Zeit zu Zeit meinen Körper ausmachte, und ſich itzo irgendwo außer ihm befindet, und in derjenigen, die noch außer ſelben liegt, mit der Zeit aber zu ihm gehören wird, das Gefühl des Ichs verborgen liegen, ſo folgete hieraus, daß ich mich in allen jenen Weſen, die außer mir ſind, und in welche die Materie meines vormaligen Körpers übergegangen iſt, empfinden müßte. Ich könnte mich nicht mehr für eben daſſelbe Weſen halten, welches ich vor zehn oder zwanzig Jahren geweſen bin, weil die Materie, die damal mein Ich ausmachen ſollte, nicht mehr an mir vorhanden iſt. Eben ſo wenig kann das Bewußtſeyn meiner ſelbſt von einer gewiſſen Zahl der Theile abhängen, da ich in einem ausgezehrten, verſtümmelten Körper noch im-

mer mein Ich eben so gut, als in einem fetten, vollständigen Körper fühle. Doch vielleicht besteht das Selbstgefühl in mir in der Verwebung der Theile, die meinen Körper ausmachen? Vielleicht ist eine gewisse Fügung derselben eben dasjenige, was wir das Bewußtseyn unsers Ichs nennen. Aber wird nicht eben diese Verwebung und Fügung durch eine beständige Flut und Ebbe der ankommenden und abfließenden Theile beständig unterbrochen? würde nicht dadurch das stäte Bewußtseyn meines nämlichen Ichs gestöret werden? Die Fügung, die vor zehn Jahren war, ist nicht die heutige, die vergangene Fügung geht die nachfolgende nichts mehr an, ich könnte also an mir nicht mehr das nämliche Wesen erkennen, das ich vor diesem Zeitraume gewesen bin. Die damalige Empfindung meines Ichs wäre vergangen, ich würde mich ihrer nicht mehr erinnern können, weil sie die gegenwärtige nichts mehr angienge. Ich könnte mich nur so lange für den nämlichen Menschen halten, so lange die nämliche Verbindung der Theile meines Körpers dauerte. Und endlich wie kann aus der Fügung, die nichts anders ist, als eine

verſchiedene Lage der Theile neben einander, ein Bewußtſeyn entſtehen? Alles was Gewebe oder Fügung ſagen will, iſt, daß ein Theil dem andern rechts oder links liege, daß er näher oder weiter von ihm entfernet ſey. Wie iſt es nun möglich hieraus das Selbſtgefühl zu entwickeln? Nachdem alſo das Bewußtſeyn unſerer ſelbſt weder in den Theilen unſerer Körper, noch in ihrer Zahl oder Fügung liegen kann, ſo folget, daß die denkende Kraft in uns, zu deren Verrichtungen dieſes Selbſtgefühl gehöret, nicht unſer Körper ſelbſt, ſondern ein von ihm unterſchiedenes Weſen ſeyn müſſe. Sie muß eine Subſtanz ſeyn, die unter dem beſtändigen Wechſel der Theile, welche bald zu unſerem Körper zuſtoſſen, bald ihn wieder verlaſſen, immer fortdauert. Wir können von keinem einzigen Stäubchen unſers Körpers ſagen, ob es ſeit unſerer Geburt immer da war, oder ob es nicht erſt durch die zu uns genommene Nahrung in einen Theil deſſelben verwandelt worden ſeye? Wir haben alſo die Gewißheit, daß wir das nämliche Ich ſind, welches wir uns vor zwanzig Jahren zu ſeyn fühlten, nicht durch den Körper, weil wir von keinem einzigen Theil-

chen deſſelben wiſſen, ob es immer zu uns gehöret habe?

III.

Noch zwey Merkmaale, welche dieſen Beweis beſtätigen.

Ich will noch zweyer Merkmaale erwähnen, die uns vollkommen überführen müſſen, daß unſere denkende Kraft ein von dem Leibe ganz verſchiedenes Weſen ſeye. Wir beobachten erſtens in uns zweyerley Empfindungen, die wir in äußere und innere, oder in ſinnliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die Verſchiedenheit läßt ſich am klärſten ſehen, wenn wir die ſcharfen und heftigen Empfindungen beyder Art gegen einander halten, als etwa eine ſchmerzliche Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindlichen Verdruß wegen verletzter Ehre. Bey der erſteren wiſſen wir die Theile des Leibs, den Ort, und die Gegend anzugeben, wo es uns wehe thut, bey der zweyten können wir auf nichts dergleichen deuten, wir können nicht ſagen, daß der Unwille über die Beleidigung unſrer Ehre ein Spannen, ein

Zwicken, oder Stechen in irgend einem Theile des Leibs ſeye. Die Urſache davon iſt offenbar; denn wenn der Schmerz von dem Körper den Urſprung nimmt, ſo ſind die verletzten Theile außer einander, und räumlich unterſchieden, und die Seele, welche ſich den gegenwärtigen Zuſtand des Körpers vorſtellet, weis die Theile anzugeben, wo die widernatürliche Veränderung geſchehen iſt. Aber der Verdruß von einem Schimpfe entſteht in der Seele, nicht aus der Vorſtellung irgend einer körperlichen Unvollkommenheit, ſondern aus der Vorſtellung des Unrechts, welches ihrer eigenen Vollkommenheit wiederfährt, und da ſind keine verſchiedenen Theile angeblich, wo ein Schade verurſachet worden wäre. Ein Schimpfwort, ein erniedrigendes Betragen gegen uns fällt uns ſchmerzlich, ohne daß das Ohr, oder die Augen, durch welche wir die Vorſtellung von beyden erhalten, verletzet werden. Hieraus wird die Wahrheit beynahe handgreiflich, daß es ein Weſen in uns gebe, welches von dem Körper ganz unterſchieden iſt. Ein zweytes Merkmaal dieſes Unterſchieds iſt auch die Willkührlichkeit der Beachtung der Gegenwürfe, welcher wir

trotz der Eindrücke, die auf unſere Sinnen geſchehen, nachhängen können. Wir haben nämlich die Macht unter tauſenderley Gegenſtänden, die auf unſere Sinnen zugleich, und mit gleicher Gewalt wirken, die Aufmerkſamkeit von allen abzuziehen, und auf einen einzigen zu heften.

Die Dinge, die der Augenaxe gegenüber ſtehen, malen ſich am klärſten und deutlichſten in denſelben, die andern deſto dunkler und undeutlicher, je weiter ſie von dem Mittelpunkte des Auges abweichen, und dennoch können wir die Augenaxe von dem heftiger wirkenden Gegenſtande auf einen zur Seite gelegenen hinwenden, um dieſen von jenem zu beobachten. Die Vorſtellung abweſender Dinge iſt gewöhnlich ſchwächer, als jene der gegenwärtigen, wir können aber der Vorſtellung eines abweſenden Gegenſtandes eine überwiegende Klarheit und Deutlichkeit geben, ſo, daß wir bey einer lebhaften Einbildung deſſelben alle Eindrücke, die die gegenwärtigen Sachen auf uns machen, unterdrücken, und beynahe gar nicht fühlen.

Wenn nun das Principium der Beachtung in unſerem Körper allein läge, ſo müßte dieſe nach den Regeln der Bewegung, die allen Körpern ein unveränderliches Geſetz ſind, geſchehen. Bey allen Körpern iſt der Gegendruck dem Eindrucke, die Gegenwirkung der Wirkung gleich (actio aequalis reactioni) es müßte alſo allemal die Vorſtellung desjenigen Gegenwurfs die lebhafteſte ſeyn, welcher auf den Körper am ſtärkſten wirket. Da nun aber bey unſern Vorſtellungen gerade das Gegentheil Platz greifen kann, ſo folget, daß das Principium unſerer Vorſtellungen nicht nach den Regeln der Bewegung wirke, und eben ſo wenig der Körper ſelbſt ſeyn könne. *)

IV.

Dieſe von dem Körper unterſchiedene Subſtanz iſt überhaupt nichts Zuſammengeſetztes.

Doch vielleicht iſt dieſes Principium, welches wir Seele nennen, und welches wir als eine von dem Körper verſchiedene Subſtanz

*) Siehe Samuel Reimarus vornehmſte Wahrheiten der natürlichen Religion.

behauptet haben, wieder ein körperliches Wesen, obschon einer feinern Art und Struktur. Wir haben also noch aus dem allgemeinen Begriffe eines Körpers zu zeigen, daß die denkende Kraft in uns überhaupt und schlechterdings nichts körperliches seyn könne. Um mir den Begriff von einem Körper zu machen, muß ich mehrere Theile annehmen, aus deren Zusammenfaßung die Idee eines ganzen oder zusammengesetzten Wesens entsteht. Wenn ich mir weiter vorstelle, daß diese zur Gestaltung des Ganzen gehörigen Theile so neben einander da liegen, daß sie einen gewissen Raum einnehmen, und das zusammengesetzte Ganze sich in die Länge und Breite messen läßt, so erhalte ich den Begriff von Ausdehnung. Setze ich noch hinzu, daß jeder dieser Theile die Kraft habe, sich, und andere außer ihm befindlichen Theile zu bewegen, so habe ich alles beysammen, was den Begriff des Körpers ausmacht. Alle Veränderungen, die nur immer in einem Körper als möglich gedacht werden können, bestehen in nichts andern, als in einer Verrückung seiner Theile aus ihrer ersten Lage. So lange diese bey ihrer ursprünglichen Ver-

bindung unter einander bleiben, ſo lange findet auch keine Veränderung in dem Körper ſtatt. So verändert ſich zum Beyſpiel die Pflanze mit jedem Augenblicke ihres Wachsthums. Was iſt aber ihr Wachsthum anders, als eine Zunahme an neuen Theilen, die aus Erde und Luft in ſie hinübergehen, ſich mit ihren ſchon beſtehenden Theilen vermiſchen, ſelbe aus ihrer Lage verrücken, und in eine neue Verbindung unter einander ſetzen? Dieſe Verrückung der Theile aus ihrer Lage kann nur durch die Bewegung geſchehen, weil Bewegung ſo viel ſagen will, als eine Veränderung des Orts, und ohne dieſe Veränderung des Orts keine Verrückung ſich denken läßt. Es folget alſo hieraus, daß alle Veränderungen, die nur immer in einem Körper als möglich gedacht werden können, in der Bewegung ſeiner Theile beſtehen müſſen.

V.

Erſter Beweis deſſen von der Verſchiedenheit genommen, welche zwiſchen den Veränderungen der zuſammengeſetzten Weſen, und zwiſchen jenen der Seele herrſcher.

Laſſet uns nun alle die Veränderungen, die ſich in unſerer Kraft zu denken ereignen mögen, betrachten und zugleich unterſuchen, ob ſie eine Aehnlichkeit mit den Veränderungen der Körper haben? Ob ſie in der Verrückung ihrer Theile von ihrer Stelle beſtehen können, und ob ſich alles das, was wir zum Denken rechnen, durch die Bewegung erklären laſſe? Finden wir ihre Veränderungen von einer ganz andern Art, als diejenigen, deren die Körper empfänglich ſind, ſo braucht es wohl keines Beweiſes mehr, um uns zu überführen, daß die Seele kein Körper ſeyn könne; denn gehörte ſie mit in die Klaſſe der materiellen Dinge, ſo würde alles, was in ihr vorgehet, gleichfalls durch Bewegung geſchehen müſſen, und ihre Veränderungen würden ſich durch die veränderte Lage ihrer Theile begreifen laſſen. Wenn

ſich irgend ein Körper meinen Sinnen darſtellet, ſo erzeiget ſich eine Vorſtellung deſſelben in meiner Denkungskraft. Dieſe Vorſtellung kann ſie ſich immer wieder zurückrufen, wenn auch der Gegenſtand von meinen Sinnen abweſend iſt. Es liegt in meiner Macht, das Bild des Freundes, den ich verlaſſen habe, ſo oft es mir gefällt, vor mir ſchweben zu machen; Ich kann bey der Vorſtellung eines Gegenſtands aus allen ſeinen Kennzeichen ein einziges herauswählen, auf ſelbes meine ganze Aufmerkſamkeit allein einſchränken, und alle übrigen auſſer Acht laſſen; So betrachte ich an dem Steine, der vor mir liegt, ſeine Rundung, ohne an die Schwere, die Härte, und die Fügung ſeiner Theile zu denken. Ich nehme wieder von unzähligen gehabten Vorſtellungen die einzelnen Kennzeichen heraus, verbinde ſie unter einander auf eine Art, nach welcher ſie in der Natur noch nicht da waren, und ich geſtalte mir ein neues, in dieſer Fügung noch nie geſehenes Bild. Ich entlehne von der Lilie die Geſtalt, von der Roſe die Farbe, von der Nelke den Geruch, und aus der Vereinigung dieſer drey Vorſtellungen erdich-

te ich mir eine Blume, die in der Natur nicht iſt. Bald vergleiche ich einzelne Dinge mit einander, und finde, daß ſie einige Kennzeichen gemeinſchaftlich mit einander haben, durch andere wieder von einander unterſchieden ſind. Nehme ich ihre gemeinſchaftlichen Kennzeichen zuſammen, ſo erſchaffe ich mir einen allgemeinen Begriff, unter welchen alle dieſe einzelnen Dinge gehören, und den man in der Schulſprache einen abſtrakten Begriff nennet. Bey Zuſammenhaltung zweyer Begriffe beſtimme ich wieder, ob einer zu dem andern gehöre, oder nicht. Ich halte zum Beyſpiel den Begriff von Wärme und die Vorſtellung von Luft gegen einander, und fälle das Urtheil in mir, daß die Luft warm, oder nicht warm ſeye. Aus der Verbindung zweyer Urtheile ſchöpfe ich ein Drittes, und mache einen Vernunftſchluß. Durch mehrere dergleichen Folgerungen, die ich immer aus den vorhergehenden Schlüßen ziehe, geſtaltet ſich endlich eine ganze Kette von Vernunftſchlüßen. Ich erfinde Wahrheiten, ich begreife die ſchon erfundenen, ich finde mich überzeugt, und ich kann ihnen meinen Beyfall nicht verſagen. Meine Begriffe zie-

hen nach ihrer mannigfältigen Beſchaffenheit noch unzählige andere Veränderungen in mir nach ſich; bald empfinde ich Vergnügen und Neigung gegen den Gegenwurf meiner Vorſtellung, bald das Gegentheil. Ich wünſche, ich hoffe, ich verabſcheue, ich fürchte, ich fühle Liebe, Mitleid, Betrübniß, Reue, ich fühle mich noch tauſend anderer theils angenehmer, theils widerwärtiger Empfindungen fähig. Ich will, und ich kann auch nicht wollen, je nachdem mir eine Sache zuträglich oder nachtheilig zu ſeyn dünket. Endlich bin ich mir noch aller dieſer Veränderungen meines denkenden Theils innigſt bewußt, und ich überdenke oft mein eigenes Denken ſelbſt.

Was ſoll nun Bewegung zu allen dieſen Veränderungen meiner denkenden Kraft in mir beytragen? Bewegung kann nicht ohne einen beſtimmten Grad von Geſchwindigkeit, und ohne eine gewiſſe Richtungslinie, nach welcher jeder Körper ſich irgend wohin bewegen muß, gedacht werden. Was ſoll aber Geſchwindigkeit und Richtungslinie mit einem Idee, mit einem Urtheile, mit einem

Vernunftschluße, mit der Erkenntniß einer Wahrheit, mit dem Beyfalle, den ich ihr gebe, mit Neigung, mit Abscheu, mit dem Wollen oder Nichtwollen, und mit dem Bewußtseyn aller dieser Handlungen in mir für Gemeinschaft haben? Alles dieses läßt sich ohne Ausdehnung, ohne Theile denken, wie kann ich also auf selbe die Anwendung von dem machen, das nur ausgedehnten zusammengesetzten Wesen eigen seyn kann? und wie ist es möglich, Veränderungen dieser Art durch Verrückung der Theile aus ihrer ursprünglichen Lage zu erklären? Das Bewußtseyn meiner Gedanken ist nichts anders, als ein Gedanke meiner Gedanken selbst. Wenn nun Denken eine bloße Modifikation einer körperlichen Substanz wäre, wenn Gedanken etwas ähnliches mit den Veränderungen der Körper hätten, wenn sie in einer bloßen Bewegung der Theile bestünden, so müßte der Gedanke meines Gedankens eine Bewegung der Bewegung heißen. Doch was will dieses sagen? welchen Sinn können diese Worte haben? Hieße dieses nicht die Bewegung zu einem für sich bestehenden Wesen machen, welches sich wieder durch eine Bewegung be-

wegen läßt? Wer kann ſolch einen Unſinn vertragen? Die Veränderungen der denkenden Kraft ſind alſo einer ganz andern Natur, als diejenigen, die ſich in Körpern ergeben. Hier greift kein Grad von Schnelligkeit, keine Richtungslinie, keine Verrückung Platz. Alle hier möglichen Veränderungen laſſen ſich unter Erkenntniß und Wille bringen, Erkennen, und Wollen begreife ich aber ganz wohl, ohne daß ich mir ein Weſen dabey vorſtelle, das einen gewiſſen Raum einnimmt, und deſſen Theile ſich unter einander trennen, fügen, oder verſetzen. Es iſt daher nichts körperliches an den Veränderungen desjenigen Weſens, das wir Seele nennen.

VI.

Zweyter Beweis von der Untheilbarkeit der Handlungen der Seele entlehnt.

Alle Wirkungen der Materie ſind theilbar. Sie kann nicht anders wirken, als durch die ihr eingedrückte Bewegung, und durch die Eindrücke, die ihre Theile wieder auf andere Gegenſtände machen. Das Licht, das uns leuchtet, das uns die Gegenwürfe außer uns

ſichtbar macht, iſt nichts anders, als ein Haufen der allerfeinſten von einander getrennten Stofftheilchen, die auf die Gegenſtände hinfallen, von ihnen zu unſerem Auge zurückprellen, und in uns die Vorſtellung derſelben veranlaſſen. Der Klang iſt eine Bewegung der Luft, welche die Nerven des Gehörs erſchüttert, und in uns die Idee deſſelben erwecket. Der Geruch beſteht in einer Menge ſolcher Theilchen, die ſich von den Blumen oder andern düftenden Körpern losreiſſen, auf unſer zu ihrem Empfange gerichtetes Organum zueilen, ſeine Nerven reizen, und in Bewegung ſetzen. Die Vegetation iſt ein Kreislauf der Nahrungstheile, die ſich in dem ganzen Körper des vegetirenden Weſens ausbreiten, und dieſer Kreislauf ſelbſt, was iſt er wohl anders, als eine Bewegung, welche die erhitzte und ausgedehnte Luft den Theilen der Materie einpräget? In dieſen ſowohl, als in allen übrigen Wirkungen, die nur immer an Seite der Materie möglich ſind, finden wir ſonſt nichts als Bewegung und Theile, die ſich bewegen. Da es nun offenbar am Tage liegt, daß alles dieſes theilbar ſeye, ſo folget, daß alle

Wirkungen der Materie theilbar ſind, indem ich ſie nicht anders, als durch eine Bewegung ihrer Theile begreifen kann. Was wir von den Wirkungen der Materie geſagt haben, läßt ſich auch von ihren Eigenſchaften behaupten, da alle uns bekannte Eigenſchaften der Materie eben ſo viele Wirkungen der Bewegung, und der Fügung ihrer Theile ſind; Es ſind alſo abermal auch dieſe ſo wie die Wirkungen der Materie theilbar. Daß nun die Erkenntniß irgend einer Wahrheit, daß der Beyfall des Verſtandes, daß ein Zweifel, ein Verlangen, ein Entſchluß ganz und gar untheilbare Dinge ſind, iſt eine Wahrheit, die kein geſunder Verſtand je beſtritten hat. Denn wer wird wohl behaupten, daß eine Empfindung, eine Bejahung oder Verneinung ſich ſo wie eine Linie, ein Zirkel oder ein Dreyeck zertheilen laſſe? Wer hat jemal von der Hälfte, von einem Viertel oder Drittel eines Gedankens, oder eines Willens reden gehört? Wären das nicht Worte ohne alle Bedeutung? Wie kann alſo die Seele Materie ſeyn, da ihre Wirkungen, ihre Eigenſchaften ganz untheilbare Sachen ſind? *)

*) Diction. Phil. de la Relig. Art. Matiere.

VII.

Dritter Beweis, in welchem erwieſen wird, daß die Verrichtungen der Seele kein Reſultat von der Zuſammenſetzung ſeyn können.

Wenn wir ferner unterſuchen, was Schall, Harmonie, Ebenmaaß, und Ordnung ſeye, ſo finden wir, daß alles dieſes eigentlich keine Sachen ſind, die aus der Zuſammenſetzung der Theile eines Körpers entſtehen können; ſondern durch die Seele allein hervorgebracht werden. Die einzelnen Sylben eines Wortes haben keinen Sinn, ſie müſſen zuſammengenommen werden, um ein Wort, einen Sinn auszumachen. Eben ſo iſt es mit der Harmonie. Einzelne Töne machen keine Harmonie, ſie müſſen mit einander verbunden werden, und dann entſteht erſt Harmonie. In beyden Fällen iſt dieſes nur die Verrichtung unſerer Seele, die die Sylben verbindet, und die Töne zuſammennimmt. Ohne ein begreifendes Weſen wäre kein ſolches Zuſammennehmen, keine dergleichen Verbindung, folglich auch keine Harmonie. Die Harmonie liegt alſo ſonſt nirgend, als

in unſerer Seele ſelbſt. Eben ſo hat kein Körper eigentlich ein Ebenmaaß, weil Ebenmaaß aus der Zuſammenhaltung und Vergleichung der Theile gegen einander entſteht. Dieſe Vergleichung geſchieht abermal nur in der denkenden Kraft, es iſt alſo dasjenige, was wir Ebenmaaß nennen, nur in dieſer allein anzutreffen. Und die nämliche Bewandniß hat es auch mit Ordnung. Der Schall iſt wieder eine Sache, die nur in der Vorſtellung liegt, welche ſich die Seele bey den Bewegungen der Luft, und des Ohrs macht. Setzen wir, daß es in der ganzen Natur kein denkendes Weſen gebe, ſo würden die Bewegungen der Luft, und des Ohrs blos ſtille Bewegungen bleiben, und es gäbe keinen Schall, noch Harmonie. Es entſteht daher alles dieſes: als Klang, Harmonie, Ordnung, und Ebenmaaß nicht durch die Zuſammenſetzung der Theile eines Körpers, ſondern durch die Verrichtung der Seele ſelbſt, welche die Bewegungen der Luft behorchet, die Töne und Sylben verbindet, und die Beſtandtheile zuſammengeſetzter Weſen zuſammennimmt, gegen einander hält, und vergleichet. Wäre nun die Seele körperlich,

und würden ihre Verrichtungen aus der Zusammenſetzung ihrer Theile entſtehen, ſo würde auch Schall, Harmonie, Ordnung, und Ebenmaaß, welche eben ihre Verrichtungen ſind, aus der Zuſammenſetzung ihrer Theile entſtehen müſſen; wir haben aber geſehen, daß aus der Zuſammenſetzung alles dieſes nicht entſtehe, ſondern daß eine begreifende, behorchende, zuſammennehmende, und vergleichende Kraft hiezu nöthig ſeye; wir würden alſo zu Herſtellung dieſer Verrichtungen wieder einer denkenden Kraft nöthig haben, und ſo ins unendliche fortfahren müſſen. *)

VIII.

Vierter Beweis, daß die Kraft zu denken und zu empfinden einem jeden Beſtandtheile der Seele eigen ſeyn müßte (falls ſie ein zuſammengeſetztes Weſen wäre,) welches jedoch nicht zugelaſſen werden kann. Sie iſt daher ein einfaches Weſen.

Aus der bloſſen Zuſammenſetzung kann keine Wirkſamkeit entſtehen, wenn nicht die

*) Siehe Phädon von Moſes Mendelſohn.

Theile, welche zuſammengeſetzt werden, an und für ſich ſchon Wirkſamkeit haben, ſo wie aus allen möglichen Verbindungen unzählbarer Nullen unmöglich eine Zahl erwachſen kann. Die Wirkſamkeit der Seele könnte alſo keineswegs aus der Fügung ihrer Theile entſtehen, ſondern jeder ihrer Theile müßte die Wirkſamkeit ſchon für ſich haben. So kann diejenige Kraft, mittels welcher die Körper die empfangene Geſchwindigkeit behalten, und die Bewegung ſo lange fortſetzen, ſo lange ſie von keiner äußern Urſache hieran gehindert werden, nicht von der Fügung ihrer Theile abhangen, ſondern ſie muß in den untheilbaren, einfachen Urtheilchen derſelben ſelbſt liegen. Dieſe Kraft der Bewegung findet ſich daher bey allen Körpern gleich, wenn auch das Gewebe ihrer Theile noch ſo verſchieden iſt. Eine Feder, und ein Stück Bley fallen mit gleicher Schnelligkeit in einem gläſernen Cylinder, aus welchem die Luft herausgeſchöpfet wird, herab, ungeachtet ſie dem Gewebe ihrer Theile nach ganz und gar unterſchieden ſind. Wenn nun die Wirkſamkeit der Seele, oder das Denken, nicht erſt aus ihrer Textur er-

wächst, sondern in den einfachen Bestandtheilchen, aus welchen sie als zusammengesetzt angenommen wird, schon vorhanden ist, so folget, daß das Denken eine Kraft seye, welche einfachen, und nicht zusammgesetzten Wesen eigen ist. Wenn aber jedes Urtheilchen der Seele ohne Rücksicht auf die Verbindung mit andern, denket, und alles das hat, was Denken in sich fasset, zu welchem Ziel und Ende sollten wir denn mehrere dergleichen Urstofftheile in der Seele annehmen, da einer allein schon alles das ist, was wir Seele nennen? Wozu die Vervielfältigung dieser denkenden Wesen in uns, da wir doch innerlich geneigt sind, unser Wollen oder Nichtwollen, eine Bejahung oder Verneinung unsers Verstandes vielmehr für was Einfaches, als für was Hundert- oder Tausendfaches anzusehen? Ich wiederhole es noch einmal: daß, da aus was immer für einer Zusammensetzung unwirksamer Theile schlechterdings kein wirksames Ganzes entstehen kann, auch die Wirksamkeit der Seele, oder das Denken in uns kein Resultat von der Zusammensetzung unwirksamer, gedankenloser Urstofftheile seyn könne, sondern, daß jeder

dieſer Theile für ſich ſelbſt dieſe Wirkſamkeit haben müſſe. Es iſt dieſer Beweis von Wichtigkeit, weil es eben hieraus unwiderſprechlich wahr wird, daß die denkende Kraft in uns auch in dem Falle, daß ſie ein zuſammengeſetztes Weſen wäre, doch immer noch nach dem Tode fortdauern würde, denn wenn dieſe Kraft in den Beſtandtheilen der Seele ſelbſt liegt, und nicht erſt aus ihrer Fügung entſteht, ſo kann ſie auch nicht durch ihre Trennung wieder aufhören, und da keiner dieſer Beſtandurtheile in der Natur zu Grunde geht, ſo kann auch die denkende Kraft nie zu Grunde gehen. Es folgete vielmehr hieraus, daß, je nachdem die Theile der Seele nach ihrer Auflöſung in andere Körper zerſtreuet würden, wir uns auch nach dem Tode in mehreren Körpern empfinden, in mehreren Körpern denken und wirken müßten, wodurch aber noch mehr eingelanden würde, als wir zu unſerm Vorhaben bedürfen. Dieſes ſind die Gründe, aus welchen wir erwieſen zu haben glauben, daß erſtens das Vermögen zu denken in uns eine von unſerm Körper verſchiedene Subſtanz ſeye, und daß zweytens dieſe Subſtanz kein

aus Theilen zuſammengeſetztes Weſen ſeyn könne.

IX.

Die Seele kann alſo als ein einfaches Weſen durch keine Auflöſung zu Grunde gehen.

Iſt ſie aber unkörperlich, hat ſie keine Theile, ſo iſt ſie ein einfaches, untheilbares Weſen, da Zwiſchentheile haben, und deren keine haben, ſich kein Mittel denken läßt. Alle Zerſtörungen der Dinge wirket die Natur durch die Trennung der Theile, aus welchen ſie beſtehen. Lebende und lebloſe Weſen richtet ſie nur auf dieſe Art zu Grunde. Wir haben deſſen zu viele und zu offenbare Erfahrungen, als daß wir hieran zweifeln könnten. Die Seele, die keine Theile hat, die eine einfache untheilbare Subſtanz iſt, kann auf dieſe Art nicht zu Grunde gehen. In ihr iſt nichts, das getrennet, zerriſſen, oder von ihr weggenommen werden könnte. Sie muß ohne Abbruch bleiben, wie ſie iſt, oder ganz aufhören zu ſeyn. Daher iſt für ſie keine andere Gattung des Unterganges möglich, als ihre Verwandlung in Nichts.

X.

Sie kann auch von den Kräften der Natur nicht vernichtet werden, ſie iſt daher natürlicherweiſe unvergänglich.

Nun kömmt es darauf an, ob in der ganzen Natur Kräften vorfindig ſind, irgend was zu vernichten, oder ſeines Daſeyns völlig zu berauben? Haben ihre Kräften dieſe Gewalt nicht, ſo hat die Seele von Seite der ganzen Natur ihrer künftigen Dauer wegen gar nichts zu beſorgen. Können die natürlichen Kräften nicht anders zerſtören, als durch die Auflöſung und Zerſtreuung der zuſammenhängenden Theile, ſo iſt die Seele über alle Zerſtörungen der Natur weit erhaben, weil ſie keine Theile hat, die getrennt und zerſtreuet werden könnten. Ihre Verwandlung in Nichts lage daher außer der Gränzlinie, welche der Wirkſamkeit aller geſchaffenen Kräfte gezogen iſt, ſie gehörte nur allein hinüber in das Gebiet des allmächtigen Gottes, der unmittelbar ſelbſt an ihr die Vernichtung vollziehen müßte. Wir wiſſen aber, daß es einerley Macht brauche etwas zu vernichten, oder etwas aus dem Nichts zum Daſeyn zu brin-

gen. Gleichwie es nun die Kräften der ganzen Schöpfung übersteiget, den mindesten Theil von ihr aus nichts zu erschaffen, eben so muß es auch ihre Kräften übersteigen, den mindesten Theil von ihr in Nichts zu verwandeln. Es bestätiget sich diese Wahrheit aus der Beobachtung der Veränderungen, die die Kräften der Natur jedem Augenblicke veranlassen. Eine Sache verändert sich, wenn aus zwey entgegengesetzten Bestimmungen in ihr die eine aufhört, und die andere an die Stelle der ersten tritt. Wenn eine blühende Blume verwelket und verdorrt, so sagen wir, sie habe sich verändert, weil ihr erstierer Zustand (nämlich das Blühen) mit dem entgegengesetzten (nämlich dem Verdorren) abgewechselt hat. Es ist aber eine ausgemachte Sache, daß in der ganzen Natur der Uebergang von irgend einem Zustande zu dem entgegengesetzten niemal durch einen Sprung, sondern nach und nach geschehe, das ist, daß jede Sache, um von einem Zustande zu dem entgegengesetzten zu gelangen, allzeit gewisse Mittelzustände durchwandeln müsse. Sehen wir auf alle sichtbaren Dinge hin, so bemerken wir, daß alle Schritte, die die

Natur bey ihrer Veränderung macht, nach dieſer Regel fortgehen. Zwiſchen dem Zuſtande des Lebens bis zu dem Zuſtande der Verweſung, wie viele Mittelzuſtände finden wir nicht, welche alle durchwandert werden müſſen, bis ein lebendes Geſchöpf von jenem zu dieſem gelanget? Es iſt nur dem Mangel der Scharfſichtigkeit in uns zuzuſchreiben, wenn wir oft des leiſen, ſchrittweiſen, und ſtättigen Ganges der natürlichen Kräften nicht gewahr werden. Iſt aber dieſes der Gang, welchen die Kräften der Natur bey allen Veränderungen unfehlbar gehen müſſen, ſo folget, daß ſie kein Weſen vom Daſeyn zum Nichtſeyn hinüberbringen können, weil dieſes zwey entgegengeſetzte Beſtimmungen ſind, zwiſchen welchen eine unendliche Kluft liegt, und keine Mittelbeſtimmung möglich iſt, und weil nach dem Syſteme, welches bey den Kräften der Natur ſtatt findet, ſolch ein Sprung nicht geſchehen kann. Die Natur mag nun allen ihren Kräften aufbieten, die Seele um ihr Daſeyn zu bringen, ſo vereiteln ſich doch alle ihre Bemühungen. Sie kann ſie nicht auflöſen, nicht zertrümmern, nicht verkleinern,

weil sie keine Theile in ihr findet, die sie von einander trennen könnte; Sie kann sie nicht vernichten, weil sie hiezu keine Kräfte in ihrem Vermögen hat. Die Seele muß also dem Systeme der Natur gemäß auch nach ihrer Loßbindung von dem Körper, immerfortdauern, das heißt: sie ist natürlicherweise unvergänglich. Und sollte sie dennoch aufhören zu seyn, so müßte dieses auf eine übernatürliche Weise, oder durch eine Wunderkraft geschehen, wezu die allmächtige Gewalt Gottes unmittelbar selbst gefodert wird.

XI.

Ihre Dauer nach diesem Leben ist keine lebloſe Dauer, sondern ein wahres Leben.

Ehe wir nun zeigen, wie unmöglich' es seye gemäß den Eigenschaften, welche diesem höchsten Wesen zukommen, ohne Lästerung zu vermuthen, daß Gott das greuliche Wunder der Vernichtung an der Seele vollziehen werde, wollen wir noch untersuchen, ob die natürliche Dauer der Seele nach dem Tode nur eine lebloſe

Fortſetzung ihres Daſeyns ſeye, oder ob ſie nebſt ihrem künftigen Daſeyn auch ihre Wirkſamkeit fortſetzen werde? Wir haben geſehen, daß die Kraft zu denken kein Reſultat der Zuſammenſetzung ſeye, ſondern in dem einfachen Weſen, welches wir Seele nennen, ſelbſt den Wohnſitz habe. Wenn wir uns aber ſo ausdrücken, ſo ſtellen wir uns keineswegs dieſe Kraft als ein von der Seele unterſchiedenes Weſen vor, ſonſt würden wir mehrere Sachen in ihr annehmen, ihre Theilloſigkeit aufheben, und in den von uns widerlegten Irrthum ſelbſt verfallen. Die Seele iſt nichts anders, als die denkende Kraft ſelbſt. Wenn alſo jene nach der Zerſtörung des Leibs überbleibt, ſo bleibt auch die Kraft zu denken, denn beyde Benennungen ſind Benennungen einer und eben derſelben Sache. Keine Kraft läßt ſich ohne Wirkſamkeit denken, Wirken gehört zu ihrer Weſenheit, und wenn ſie gleich oft ohne ſichtbaren Erfolg wirket, ſo geſchieht dieſes nur wegen auswärtiger Hinderniſſe, die den Erfolg hemmen. Die Kraft, welche zum Beyſpiel in dieſem Buche, und in allen Körpern gegen die Erde hinab betrachtet, iſt unaufhörlich

thätig. Das Buch, das ich hier über die Erde empor halte, wirket ſtäts auf meine Hand, Ich empfinde ſein Beſtreben gegen die Erde hinabzuſinken, nur meine Hand hindert den Erfolg ſeiner Thätigkeit. Ich darf ſie entziehen, das Buch ihm ſelbſt überlaſſen, und ſogleich iſt auch der Erfolg da. Eben ſo muß es auch zur Weſenheit der Seele, oder der denkenden Kraft gehören, daß ſie immer wirkſam, immer thätig ſeye. Wollten wir ſie ohne Thätigkeit annehmen, ſo würde ſie eine bloſſe Möglichkeit zu denken andeuten. Möglichkeit iſt nichts Wirkliches, nachdem aber die Kraft zu denken (oder die Seele) nach der Trennung vom Leibe fortdauert, und was Wirkliches bleibt, ſo muß ſie auch ihre Thätigkeit beybehalten; ſie muß Vorſtellungen, Begriffe haben, und Handlungen, die einer ſolchen Kraft natürlich ſind, ohne Unterlaß ausüben.

XII.

Widerlegung des gewöhnlichen Einwurfs dagegen.

Aber ſollte uns nicht vielleicht die Erfahrung des Gegentheils überführen? Sollte ſie

uns nicht wenigſtens über die Gewißheit dieſes Satzes, daß die Seele außer dem Körper einſt ohne Unterlaß wirken werde, wankend machen? — Wir haben bekanntermaſſen keine Begriffe, die wir nicht mittels der Sinnen erhalten hätten. Ein Taub- und Blindgeborner vermißt die Vorſtellungen von Schall und Farbe. Den Schwachheiten, die unſern Körper anwandeln, entſpricht gemeiniglich eine Blödigkeit in der Seele. Die Verrückung des Gehirns zieht Unordnung im Denken nach ſich; der Schlaf, die Ohnmacht erſtickt endlich gar alle Empfindungen in uns. Verräth nicht alles dieſes die Nothwendigkeit des Körpers zu den Verrichtungen der Seele? Zeigt nicht dieſes zu Genüge, daß ihr die Sinnen unentbehrlich ſind, um Begriffe zu haben? Daß oft ihre Wirkſamkeit unterbrochen werden könne, und daß es ihr nicht weſentlich ſeye, immer thätig zu ſeyn? — Es iſt wahr, daß die Seele alle ſinnlichen Begriffe, ſo lange ſie in dem Körper wohnet, nur durch die Sinnen empfängt, folget wohl aber hieraus, daß ſie ſelbe auch außer dem Körper auf keine andere Art erlangen könne?

Wenn wir Deckeln von Glas über unſere Augen tragen müßten, ſo könnten wir die Gegenſtände außer uns nicht anders, als durch dieſe Deckeln erblicken; würden wir aber darum nicht im Stande ſeyn, die Gegenſtände auch ohne dieſe Deckeln unmittelbar zu ſehen? Kann die Seele auf die Bewegungen, welche die ſinnlichen Eindrücke in dem Gehirne veranlaſſen, aufmerkſam werden, und dadurch das Bild der Gegenwürfe, die außer ihr ſind, erhalten warum ſollte es nicht möglich ſeyn, daß ſie einſt außer dem Gehirne auf eben dieſe Gegenwürfe unmittelbar aufmerkſam werde, und zur Vorſtellung derſelben gelange? Die Fäſerchen des Gehirns ſind ſo gut was körperliches, als es die Lichtſtralen ſind, die von den Gegenſtänden zurückprellen, gleichwie alſo dieſe Fäſerchen die Seele unmittelbar zu ſinnlichen Begriffen beſtimmen, eben ſo würden es auch die Lichtſtralen unmittelbar thun können. Und endlich, giebt es nicht auch allgemeine Begriffe, die ſich die Seele ſelbſt geſtaltet, ohne ſich des Werkzeuges der Sinnen dabey zu bedienen? Wenn ſie aus den ſinnlichen Begriffen eines Dreyecks, eines

Zirkels einige allgemeine mathematiſche Sätze, und aus dieſen Sätzen immer neue und neue Wahrheiten entwickelt und folgert, ſo bedarf ſie bey allen dieſen Verrichtungen des Körpers und aller ſeiner Sinne nicht, ſie ſind ihr vielmehr ſehr läſtige Gefährten dabey. Denn um eine Wahrheit zu erfinden, zu betrachten, zu ergründen, müſſen wir uns nicht gleichſam alle Sinnen verſtopfen? Sind nicht unſere Betrachtungen immer dazumal am heiterſten, wann wir nichts ſehen, nichts hören, und ſo zu ſagen unſern Körper gar nicht fühlen? Iſt dieſes nicht vielmehr ein Beweis, daß die Seele einſt von der Laſt des Körpers befreyet viel vollkommener denken werde?

Daß aber durch die Verrückung des Gehirns die Ordnung des Denkens geſtört werde, daß bey den Krankheiten des Leibs auch oft die Stärke der Seele leide, beweiſet noch immer nichts gegen unſern Satz, daß die ſtäte Thätigkeit zur Weſenheit der denkenden Kraft, und jeder Kraft überhaupt gehöre. Die Seele mag unordentlich, ſie mag ſchwächer wirken, ſie wirket doch immer, und

die Erfahrung hat es unzähligmal gezeigt, daß die Seele gerade damal ihre ganze Stärke äußerte, und am vollkommnesten dachte und handelte, da die ganze Maschine des Körpers dem Zerfallen nahe war, und ihr Triebwerk zu Ende eilte.

Was endlich den Zustand belangt, in welchen die Seele durch den Schlaf oder eine Ohnmacht versetzet wird, da ist die Vermuthung, als ob ihre Wirksamkeit gänzlich unterbrochen würde, dem ächten Begriffe von Kraft gerade zuwider; sie ist vielmehr auch in diesem Zustande noch immer thätig, ungeachtet ihre Verrichtungen damal viel schwächer als diejenigen sind, denen sie bey wachendem Leibe obliegt. Daher rühret es, daß wir uns durchaus nicht dessen besinnen können, so sich während dieser Zustände in uns zugetragen hat. Es wiederfährt uns aber auch oft das nämliche außer diesen zwey Fällen. Wir sind oft nicht im Stande uns mancher Vorstellungen zu erinnern, die wir bey wachem und gesundem Leibe gehabt haben, wo doch die Seele ihre Thätigkeit ungehindert geäußert hat. Sollten wir darum schließen,

daß die Seele auch damal ganz unwirkſam geweſen ſeye, weil wir uns nicht erinnern können, was wir gedacht oder empfunden haben? — So lange die Seele in dem Körper eingekerkert iſt, ſo lange iſt ſie in ihrer Wirkſamkeit nicht ganz von ihm abhängig, ſo wie auch im Gegentheil viele Bewegungen deſſelben von der Willkühr der Seele abhängen. Aus dieſer wechſelſeitigen Abhängigkeit entſtehet die Nothwendigkeit, daß bey dem widernatürlichen Zuſtande der Ohnmacht, oder bey dem Schlafe, die Seele in ihrer Thätigkeit gehindert werde. Gleichwie aber die Kraft der Bewegung in jedem Körper, der von dem Herabſinken zur Erde durch meine Hand gehindert wird, immer noch ihre Wirkſamkeit gegen meine Hand fortſetzet, eben ſo muß auch die Seele bey den Hinderniſſen, die ihr durch die Unthätigkeit des Körpers in den Weg gelegt werden, dennoch immer ihre Wirkſamkeit ſo weit, als es ihr möglich iſt, äußern. Die Erfahrung kann uns alſo den Satz nicht zweifelhaft machen, daß die Seele ſowohl in, als außer dem Körper immerfort wirken müſſe. Da nun hierinn ihr Leben beſtehet, ſo folget, daß die Seele, wel-

che natürlicherweiſe unvergänglich iſt, auch natürlicherweiſe immer leben werde. Ein ewiges Leben iſt Unſterblichkeit, die Seele iſt alſo auch natürlicherweiſe unſterblich.

XIII.

Uebergang zu den Beweiſen, daß ſie auch Gott nicht vernichten werde.

Ich ſagte natürlicherweiſe, denn obſchon die einzige ihr mögliche Art des Unterganges (nämlich ihre völlige Vernichtung) den ganzen Umfang aller natürlichen Kräfte überſteiget, ſo bleibt es doch noch jener übernatürlichen Kraft, welche alles von Nichts zum Daſeyn gebracht hat, unbenommen, die Seele nach ihrer Abſönderung von dem Leibe auf eben dieſe ihr allein mögliche Art zu vertilgen. Betrachten wir aber dieſe göttliche Kraft in Verbindung mit andern von Gott untrennbaren Eigenſchaften, mit ſeiner Weisheit, Güte, und Gerechtigkeit, ſo haben wir die gegründeteſte, verläßlichſte, und ſicherſte Hoffnung, daß er die Seele nie vernichten werde. Wonach wir alſo nicht nur in Rückſicht auf die ganze Natur, ſondern auch in Rückſicht auf Gott ſelbſt unſerer Un-

ſterblichkeit wegen getroſt, geſichert, und gewiß ſeyn können.

XIV.

Das Maaß, der ihr von Gott verliehenen Kräften zeiget von ihrer Beſtimmung zur Unſterblichkeit.

Gott, der ſich von Ewigkeit her in dem Beſitze einer unendlichen Glückſeligkeit fand, konnte bey Erſchaffung der Dinge unmöglich ſein eigenes Wohl zum Zwecke haben. Nur das Wohl der Geſchöpfe ſelbſt hat ihn hiezu verleiten können. Daher er ſie alle zu einem gewiſſen Grade von Glückſeligkeit beſtimmet hat. Welch ein Maaß des Wohls und der Glückſeligkeit aber einem jeden derſelben von ſeiner gränzenloſen Güte beſchieden ſey, läßt ſich nur nach dem Maaße der Kräften beſtimmen, welche ihnen zugleich anerſchaffen ſind, und mittels welcher ſie den Genuß des ihnen beſtimmten Wohls empfinden können. Mittel und Endzweck müſſen bey dem weiſeſten Gott immer in gehörigem Verhältniße ſtehen. Die Kräften irgend ein Wohl zu empfinden, oder glücklich zu werden, ſind die Mittel, das Wohl aber und die Glückſelig-

keit ſelbſt, iſt der Endzweck, ſo weit alſo, als das Vermögen eines Geſchöpfs reichet, glücklich zu werden, ſo weit iſt es ihm auch von Gott beſtimmt, glücklich zu ſeyn. Die Thiere haben nur ſinnliche Vorſtellungen, ſie nehmen nur einzelne Fälle wahr, ſie können ſich keine allgemeine Begriffe machen, und eben deswegen ſind ſie auch nicht fähig, Vernunftſchlüße zuſammen zu bringen. Da ſie aber nur ſinnliche Vorſtellungen haben, ſo können ihnen auch nur körperliche Dinge ein Vergnügen gewehren. Wahrheit iſt daher für ſie kein vergnügender Gegenſtand, und weil das Vergnügen, deſſen ſie empfänglich ſind, nur im ſinnlichen Weſen ſeinen Grund hat, ſo liegt auch ihre Glückſeligkeit, zu der ſie von dem Schöpfer beſtimmt ſind, nur in dem Genuße dieſer ſinnlichen Sachen. Sobald ſie zu dieſem Genuße gelanget ſind, haben ſie auch ihre Beſtimmung vollkommen erreicht; und wie mit der Zerſtörung ihrer Körper zugleich ihre Sinnen zu Grund gehen, ſo verlieren ſie auch alle Mittel irgend ein Vergnügen mehr zu empfinden. Ihre Kräften, die ſie zum Genuße ihres Wohls empfangen

haben, hören da auf, und hiemit nimmt auch die ihnen beſtimmte Glückſeligkeit mit ihrem Tode ein Ende. Ein weit anderes Maaß von Kräften hat der Schöpfer den Menſchen zugemeſſen, und ſie für den Genuß eines weit erhabnern, anhaltendern Wohls beſtimmet; Er hat uns daher auch eine weit herrlichere Glückſeligkeit beſchieden, als diejenige iſt, die die Thiere mit uns gemeinſchaftlich haben, und die ſich im Tode endet.

Unſere Begriffe ſind nicht immer das Werk der Sinnen, wir entkörpern, ſo zu ſagen, unſere ſinnlichen Vorſtellungen, und machen ſie zu allgemeinen, geiſtlichen Begriffen. Durch die Verbindung dieſer Begriffe entwickeln wir Wahrheiten, und jede Wahrheit führt uns wieder zu einer unüberſehbaren Reihe anderer Wahrheiten hin. Wir finden uns im Stande, ſoferne wir ewig dauern, dieſe Entwicklungen von Wahrheiten ins Unendliche fortzuſetzen. Von den Schwingen der Vernunft getragen, heben wir uns über die Sphäre aller ſichtbaren Dinge, bis zu der ſelbſtſtändigen, letzten, und unſichtbaren Urſache aller Weſen hinauf. Wir dringen bis in das

Heiligthum der göttlichen Natur, wir sehen hier ein Unendliches, einen Inbegriff unzählbarer Vollkommenheiten, die unserer Kraft zu denken einen endlosen Stoff zu Verrichtungen liefern, wir finden aber auch zugleich in uns selbst die Möglichkeit sich mit den Betrachtungen dieses unerschöpflichen Gegenstandes ohne End zu beschäftigen. Wir fühlen, daß unser Vermögen zu denken auch für ewige unverwesliche Gegenstände gemacht seyn, daß (da uns hiezu der Körper ganz entbehrlich wird) auch dieses Vermögen über die Gränzen dieses Lebens hinreiche. Jede Entdeckung einer Wahrheit, jede Zunahme an Einsicht in die Natur des höchsten Wesens ist mit einem Vergnügen verbunden, welches von allem Sinnlichen ganz und gar unterschieden ist, und wozu wir der Verrichtungen des Körpers abermal nicht bedarfen; wir fühlen also, daß auch unser Vermögen zu empfinden für den Genuß eines unkörperlichen Vergnügens angelegt seye, und daß uns die Möglichkeit, dieses Vergnügen zu genießen, auch nach der Zerstörung unserer Sinnen, die keinen Antheil dabey haben, noch immer eigen bleiben könne. Bey einer solchen Be-

ſchaffenheit unſerer Kräfte, was für ein Maaß von Glückſeligkeit kann uns wohl die Weisheit des Schöpfers beſchieden haben? Sollte etwa mit dem Genuße eines ſinnlichen, vergänglichen Wohls unſere ganze Beſtimmung erſchöpfet ſeyn? Warum hätte er uns denn für den Genuß eines edleren, ewigen Vergnügens fähig gemacht? Warum hätte er die Möglichkeit zu denken, und zu empfinden in uns weit über die Gränzen des gegenwärtigen Lebens hinausgedehnet? — Welch einen Begriff müßten wir uns nicht von ſeiner Weisheit machen, wenn er dem Maulwurfe Augen und Flügeln gegeben, und damit die Fähigkeit anerſchaffen hätte, den Luftkreis zu durchwandern, und die mannigfältigen Dinge der Oberwelt anzuſehen, wenn er ihm aber auch zugleich das einzige Loos beſchieden hätte, immer unter der Erde zu wohnen, in ihr herum zu wühlen, ſie über ſich aufzuhäufen, niemal auf die Oberfläche derſelben hervorzutreten, nie an das Tagelicht zu kommen, und nie einen Stral des Lichtes von irgend einem Gegenwurfe zu empfangen? würden wir nicht in ſolch einer Anordnung eine höchſt unweiſe Austheilung der Kräfte wahr-

nehmen? würden wir hier nicht die Werkzeuge zum Fliegen und zum Sehen übel angebracht finden? und würde dieſes nicht heißen, Mittel ohne Endzweck, Fähigkeiten ohne Nutzen, ohne Anwendbarkeit blindlings verſchwenden? Wäre aber dieſes nicht gerade der nämliche Fall, wenn uns Gott für den Genuß eines ewigen Wohls tauglich gemacht, zugleich aber die völlige Vernichtung über uns verhänget hätte?

XV.

Die Gewißheit von dieſer Beſtimmung wird noch dadurch beſtärkt, daß die Fähigkeiten der Seele einer unaufhörlichen Vervollkommung empfänglich ſind.

Solch ein Vorhaben in Gott, ſolch ein Verhängniß über uns kann noch weniger mit ſeiner unendlichen Weisheit beſtehen, wenn wir erwägen, daß er uns nebſt den Kräften, die für den Genuß eines ewigen Wohls gemacht ſind, auch das Vermögen mitgegeben habe, dieſelben immer zu einer höhern und höhern Vollkommenheit ohne Aufhören hinaufzubringen. Die Thiere aller Gattungen

kommen mit gewiſſen angebornen Fertigkeiten zur Welt, ſie kriechen, ſie laufen, ſie fliegen ohne einen Unterricht hiezu zu empfangen. Sie wiſſen, wie ſie ihre Gliedmaßen bewegen, und ihren Leib neigen ſollen, um ihn im Gleichgewichte zu erhalten, und von dem Falle zu ſichern. Sie bedienen ſich mit vieler Geſchicklichkeit der Waffen, mit welchen ſie die Natur gegen die Angriffe ihrer Feinde ausgerüſtet hat, ſie ſuchen ſich ihre Nahrung ſelbſt, und ſtellen ihrem Raube mit Liſt nach. Alles dieſes verrichten ſie ohne Anleitung, ohne Lehrer. Man kann nicht läugnen, daß ſie in dieſem Stücke einen Vorzug vor uns Menſchen haben, die wir ſo vieler Zeit, Mühe, und Hilfe bedarfen, um nur den einfachſten Gebrauch unſerer Glieder zu lernen. Im Gegentheile ſind ſie aber auch unendlich weit unter uns herabgeſetzt, indem ſie immer bey dem nämlichen Grade der ihnen eingepflanzten Geſchicklichkeiten ſtehen bleiben, und ſich nimmermehr auf eine höhere Stuffe von Vollkommenheit forthelfen können. Die Schwalbe ſtellet ihr Neſt, die Biene ihre Zelle, die Spinne ihr Gewebe um kein Haar beſſer her, als ſie es vor

tauſend Jahren thaten; und ungeachtet man manchen Thieren gewiſſe Verrichtungen anlehren kann, die ſie in unſern Augen vor anderer unabgerichteten Thieren ſchätzbarer machen, ſo tragen doch alle dieſe ihnen beygebrachten Fertigkeiten nichts zu ihrem eigenen Nutzen, nichts zu ihrer eigenen Vollkommenheit bey. Sie vergeſſen ſie auch wieder, ſobald ſie aus der Uebung kommen, und ſie ſind nicht im Stande, ſie von ſelbſt weiter zu treiben, und ſich darinn vollkommner zu machen. Der Menſch hingegen hat das Vermögen mit jedem Tage einen beträchtlichen Zuwachs ſeiner Vollkommenheit zu verſchaffen. Sein Verſtand wird immer mit neuen Begriffen bereichert, an den Vorrath ſeiner Kenntniße ſchließt ſich mit jedem Tage eine Reihe neuer Kenntniße an, ſein Denken wird mit Jahren richtiger, deutlicher, und erdentlicher, er durchdringt die Wahrheit mit ſtäts zunehmender Leichtigkeit, er gewinnt Fertigkeit in Schlüßen, er wird ſelbſt Erfinder neuer Wahrheiten, und je mehr er im Alter fortſchreitet, je mehr er ſich dem Ende dieſes Lebens nähert, deſto mehr Erfahrung, Bedachtſamkeit und Gründlich-

leit begleitet ſeine Urtheile. Er lernet ſeine Begierden in Ordnung bringen, er lenket ſie immer auf edlere und edlere Gegenſtände, er entwöhnt ſie gar vollends von vergänglichen, und kehrt ſie nur nach ewigen Gütern hin. Er nimmt ſich endlich das Urbild aller Vollkommenheit ſelbſt zum Muſter, nach welchem er ſeine eigene bildet, und dem er immer ähnlicher zu werden ſich Mühe giebt. So weit er es aber auch immer mit der Aufklärung ſeines Verſtandes, und mit der Bildung ſeines Willens bringen mag, ſo iſt es doch gewiß, daß es in beyden Stücken noch unzählige Stuffen der Vollkommenheit giebt, die ihm zu erſteigen übrig bleiben. Je gelehrter wir ſind, deſto tauglicher ſind wir zur Erkenntniß höherer Wahrheiten, je weiter ſich unſer Wiſſen ausdehnt, deſto weiter ſtrecket ſich auch unſere Wißbegierde, und je vortrefflicher unſere Tugend wird, deſto ſtärkeren Reiz hat ihre weitere Vervollkommnung für uns. Jeder gründlich gelehrte, jeder wahrhaft tugendhafte Mann macht uns das aufrichtige Geſtändniß, daß er bey der Zunahme ſeines Wiſſens, bey dem Wachsthume ſeiner ſittlichen Vollkommenheit, im-

mer mehr einſehe, wie weit mehrere Dinge ihm noch zu wiſſen, und wie viel gröſsere Vollkommenheiten ihm noch zu erreichen übrig bleiben. Wir mögen die Dauer des menſchlichen Lebens noch ſo weit hinausſetzen, ſo finden wir doch allzeit am Ende deſſelben, wie klein der Theil ſeye, den wir auf der Straſſe unſrer Vervollkommung zurückgelegt haben, und welch eine unüberſehliche Strecke noch vor uns liege, die wir noch ferner zu wandeln hätten. Es iſt umſonſt, in dieſem Leben gelangen wir nimmermehr zur völligen Reife. Wir hören nie auf zu lernen, und wir können nie ſo gut ſeyn, daſs wir nicht noch beſſer werden könnten. Es iſt alſo unſer ſpäter Fortgang zu gröſsern Vollkommenheiten noch immer nur als eine Zubereitung für einen künftigen Zuſtand anzuſehen, wir ſind hier gleichſam in einer Pflanzſchule, in welcher wir bis an das Ende dieſes Lebens für ein anderes Vollkommneres aufwachſen und gebildet werden.

Sollte es nun wohl mit der unendlichen Weisheit des Schöpfers vereinbarlich ſeyn, daſs er durch die gänzliche Aufhebung unſers

Daſeyns dieſem Fortgange auf immer ein Ende, und dieſe Zubereitungen zu einem glücklicheren Leben auf einmal zwecklos und unnütze mache? Unſer Zunehmen, unſer Wachsthum, unſere Bildung des Geiſtes muß doch endlich irgend zu einem Endzwecke hinzielen. Hier in dieſem Leben aber erreichen wir dieſen Endzweck nicht, weil wir bis an das Ende deſſelben immer nur wachſen, immer nur zunehmen, und alſo noch immer nur mit den Mitteln beſchäftiget ſind, und uns nur noch auf dem Wege befinden. Es muß daher die Abſicht, auf welche alles dieſes hinausläuft, in irgend einem andern Leben erreichet werden. Es iſt unmöglich, daß Gott alle die erworbenen Kenntniße und Tugenden, dieſes von ihm ſelbſt begonnene Werk unſerer Vervollkommung nach dem Tode zu Grunde zu richten, und die fernere Ausführung deſſelben ganz unmöglich zu machen willens ſeye. Wie? er ſollte uns vernichten, da es in unſerem Verſtande kaum zu tagen anfieng, da wir nun erſt durch den Tod von den Täuſchungen der Sinnen völlig entlediget, zur Erkenntniß der Wahrheit viel aufgelegter geworden, und da unſer Wille von dem Triebwer-

ſe der viehiſchen Begierden ganz unabhängig nun erſt dem wahren Gute ganz allein nachhängen kann? Läßt es ſich wohl von einem unendlich weiſen Gott vermuthen, daß er irgend eine Sache immer vollkommner werden laſſe, ihr ſelbſt die Mittel hiezu verleihe, und endlich ſie durch ein ſtuffenweiſes Wachsthum ihrer Vollkommenheit zur äußerſten Unvollkommenheit, zum Nichtſeyn hinführen werde? Kann wohl eine unendliche Weisheit wollen, daß ein Geſchöpf, das ſich von Tag zu Tag durch die Veredlung ſeiner Kräfte des Daſeyns immer würdiger macht, zu gleicher Zeit auch immer mehr ſich ſeiner Vernichtung nähere? Zeigt uns nicht die ganze Natur von allen dieſem gerade das Gegentheil? ſehen wir nicht in ihr ganz entgegengeſetzte Maaßregeln, nach welchen die ewige Weisheit handelt? Jedes dieſer ſichtbaren Geſchöpfe muß an ſeiner Vollkommenheit allmählig abnehmen, ehe es ganz zu Grunde gehet. Die Blume verliert erſt ihren Geruch, dann verſchwindet ihre Farbe, dann entfallen ihre Blätter, und nachdem ſie ihres Schmuckes, ihrer Reize, ihres Safts beraubet iſt, dann verdorret ſie, dann übergeht ſie in Fäulung

dann hört ſie endlich ganz auf zu ſeyn; und ſo iſt es mit allen Dingen der Natur. Es kann alſo der Weg, auf welchem die Seele immer zu größern Vollkommenheiten fortſchreitet, unmöglich der Weg zu ihrer Vernichtung ſeyn. Mit Recht würde unſer Tadel jenen Ackersmann treffen, welcher nach einer mühſamen Beſtellung ſeines Ackers auf den ſeltenen Einfall geriethe, die heranwachſenden Saaten, mitten in ihrem beſten Wachsthume, ohne daß ſie jemal zur Reife gelangen könnten, abzumähen, und der Fäulung zu überlaſſen. Es würde aber auch eine Läſterung ſeyn, ein ähnliches Vorhaben mit uns dem allerweiſeſten Schöpfer zuzumuthen.

„ Man ſtelle ſich vor, daß ein großer Herr
„ Knaben von beſonderer Fähigkeit ausſuch-
„ te, und erziehen ließ; Sie fiengen nach
„ ſeiner Vorſchrift an Sprachen und Ge-
„ ſchichten alter und neuerer Zeiten zu ler-
„ nen, die Gründe der Weltweisheit, Ma-
„ thematik, und Naturlehre zu treiben, die
„ Rechte, die Staatskunſt, die Finanzen zu
„ begreifen. Kaum hätten ſie einen Ge-
„ ſchmack an allen dieſen bekommen, ſo wür-
„ de der eine dem Schuſter- der andere dem

„ Schneiderhandwerke gewidmet, der dritte „ würde zu einem Schäfer gethan, der vier„ te müßte ein Matroſe werden. Was wür„ de man von ſolch einer Verordnung die„ ſes Herrn denken? “ *) würde ſie ſeiner Weisheit Ehre machen? würden nicht dieſe unglücklichen Zöglinge mit Grunde fragen können: wozu war unſer Anſtrengen bey Erlernung ſo vieler Wiſſenſchaften? wozu die ſo mühſame Aufklärung unſers Verſtandes, wenn wir zu einem ſo niedern Schickſale beſtimmt waren? wo uns alle erworbenen Kenntniſſe unnütz, und ihre Anwendung unmöglich wird? Würden aber nicht eben alle errungenen Vollkommenheiten der menſchlichen Seele ewig unnütz, ewig verloren ſeyn, wenn ihr Gott einſt das Daſeyn zu nehmen beſchloßen hätte? Sie könnte zwar nach ihrer Vernichtung dieſen Verluſt nicht fühlen, ſie könnte ſich allerdings nicht beklagen, daß ſie in ihren gegründeteſten Erwartungen betrogen worden ſeyn, aber es würde dem ungeachtet an Seite Gottes immer eben ſo zweckwidrig, eben ſo unweiſe gehandelt ſeyn, als es von jenem

*) Samuel Reimarus.

Herrn geſchähe, der ſeine Zöglinge mit ihrem ganzen Vorrathe von Wiſſenſchaften, mit ihrer beſten Anlage für Staatsdienſte, zur Ahle, zur Nadel, zum Stalle, oder zum Ruder verbannte.

Nicht nur wider die Weisheit, ſondern auch wider die Güte und Gerechtigkeit Gottes ſtreitet die Vernichtung der ſich ſtäts vervollkommenden menſchlichen Seele. Unſere Tugend iſt ein immerwährendes Beſtreben Gott zu gefallen, und ihr Grund iſt die Liebe gegen ihn. Je mehr wir in dieſer zunehmen, je mehr machen wir uns um unſere Erhaltung verdient. Gott kann doch die Bemühungen eines ſich ihm widmenden Geſchöpfs unmöglich mit der vollkommenen Vertilgung deſſelben vergelten. Er würde ja dießfalls von uns Menſchen ſelbſt gewiſſermaſſen beſchämt werden, die wir ſogar den Thieren, welche eine beſondere Anhänglichkeit und Liebe gegen uns äußern, gerne ein längeres Leben gönnen, und uns über ihren Tod entrüſten können. Ja wenn es auch ſeine unendliche Güte nicht mit ſich brächte, die Vervollkommung unſerer Tugend mit auſſer-

ordentlichen, übernatürlichen Belohnungen zu krönen, so würde es doch seine Gerechtigkeit heischen, uns wenigstens die Tugend selbst und den einzigen Lohn, den ihr Besitz schon für sich allein gewehret, nicht zu rauben, und das Daseyn, das Vermögen zu lassen, uns noch ferner zu vervollkommen, ihn noch ferner zu verehren, zu lieben, und sich um seinen Beyfall, und um seine Gnade zu bestreben. *)

Nachdem es also unweise wäre, den Menschen so zu erschaffen, daß er ohne Aufhören immer an Vollkommenheit zunehmen

*) La vertu consiste donc principalement et essentiellement dans la connoissance et l'amour de Dieu. Une ame assez heureuse pour posseder cette vertu, en desire sans cesse l'acroisement, et n'envisage point de malheur au dessus de celui, d'en etre privée. On ne peut donc supposer, qu'elle en soit depouillée au moment de sa separation d'avec le corps, sans la condam-

könne, ihn aber zugleich auch einſt zu vernichten, damit er es nicht könne; und da es mit einer unendlichen Güte und Gerechtigkeit unvereinbarlich iſt, über die Menſchen ein gleiches End und Schickſal mit den unvernünftigen Thieren zu verhängen, wo doch jene an der Aufklärung ihres Verſtandes, an der Bildung ihres Willens immer arbeiten, und ſich dadurch eines weitern Daſeyns immer würdiger machen, dieſe hingegen um Gott, und ihre Vervollkommung gar unbekümmert dahin leben, ſo folget, daß das Widerſpiel von allem dieſen wahr ſeyn

damner à une ſorte de punition. Il faudroit, que Dieu dépouillât l'ame de ſa vertu dans le moment, qu'il la ſepare d'avec le corps, au quel il l'avoit unie. Mais comment allier ces Idées avec l'Idée d'une Souveraine Juſtice? *Exam. des faits de la Rel. Chretienne par l'Abbe François. pag.* 175.

müße, daß uns nämlich der weise, gütige, gerechte Gott ein ewiges Leben beschieden habe. Die Möglichkeit dessen liegt in seiner Macht, in unserer Natur selbst, und es ist das Beste, was wir von seiner Allmacht wünschen und erwarten können; wie können wir wohl also zweifeln, daß er es uns auch wirklich beschieden habe, da sein Wille immer auf das Beste seiner Geschöpfe gerichtet ist.

XVI.

Die Vernichtung der Seele wäre eine ihren außerordentlichen Vorzügen ganz unangemessene Bestimmung.

Jeder Verstand muß sich gegen den Greuel der Vernichtung sträuben, wenn er die außerordentlichen Vorzüge erwäget, welche den denkenden Geist über alle Geschöpfe erheben. Er ist das alleredelste unter ihnen, ohne ihn fiele alle Schönheit, Harmonie, und Ordnung weg, die ganze Schöpfung bliebe unerkannt, ihr Urheber unbewundert, unverehrt, ungeliebt, und der ganze Endzweck, den er bey Herstellung der Welt haben konnte, blieb unerreicht. Es scheint ja, als wäre

alles nur um des Menſchen willen erſchaffen worden, indem ihm alles zu Gebote ſtehet, und indem er ſich zum Herrn von den drey mächtigen Reichen der Natur machet. Mit ſo vortrefflichen Eigenſchaften, mit ſo großen Vorzügen des Menſchen muß ſeine endliche Beſtimmung in gehörigem Verhältniße ſtehen. Dieſes irdiſche kurze Leben, in welchem wir ſo vielen Mühſeligkeiten unterworfen ſind, in welchem wir die Feſſeln des Körpers herumtragen müſſen, die uns bey unſerm Wandel zur Tugend ſo läſtig, ſo hinderlich werden, und wo wir weder zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit, noch zur gänzlichen Erſättigung unſerer Wünſche, und daher auch nie zu einer vollſtändigen Zufriedenheit und Glückſeligkeit gelangen können, kann doch unmöglich die ganze Beſtimmung eines mit ſo erhabenen Vorzügen begünſtigten Geiſtes ausmachen, es kann unmöglich das einzige und gröſte Gut ſeyn, das ihm beſchieden, und mit deſſen Ausgange es auf immer und ewig um ihn geſchehen ſeyn ſollte. Auf ſolche Art würden die Bäume, die wir gepflanzet haben, die Gebäude, die wir zurücklaſſen, die Grabmäler, die unſt-

re Leichname einſt decken werden, mit einer weit längern Dauer begünſtigt worden ſeyn, als der denkende Geiſt, jenes Meiſterſtück der Allmacht, jener Abdruck der Gottheit ſelbſt. Welch eine Erhöhung, und zugleich welch eine Abwürdigung für uns! welch eine Güte, und zugleich welch eine Unbarmherzigkeit in Gott! mit einem Worte, welch unvereinbarliche Dinge würden nicht von einem, und eben demſelben Weſen behauptet, wenn wir die Vernichtung der menſchlichen Seele einſtünden?

XVII.

Das uns eingeflößte allgemeine Verlangen nach einem ewigen Daſeyn widerſpricht eben dieſer Vernichtung.

Zu allen dieſen Gründen, die uns eine höhere, und glücklichere Beſtimmung zuſichern, kömmt noch das uns eingepflanzte allgemeine Verlangen hinzu, welches wir nach einem ewigen Daſeyn tragen. Es iſt dieſes kein Verlangen, das etwa nur in den ſtolzen Herzen irgend einiger Philoſophen aufgeſtiegen wäre, ſondern es iſt der allgemeine

Wunſch des ganzen menſchlichen Geſchlechts. Kluge und dumme Nazionen haben zu allen Zeiten die Unſterblichkeit der Seele geglaubt, und gewünſcht. Jene Afterphiloſophen ſelbſt, die uns von dem Gegentheile bereden wollen, haben nichts weniger als die Miene einer innern Ueberzeugung von dem, was ſie lehren. Sie geben in dem Beſtreben (durch Erfindung neuer Syſteme) ihren Namen zu verewigen, nur zu deutlich zu erkennen, wie ſicher ſie ein anderes Leben jenſeits des Grabes gewärtigen, und wünſchen, in welchem ſie Zeugen ihres hinterlaſſenen Ruhms einſt zu ſeyn hoffen; denn was für einen Reiz könnte wohl ſonſt der Nachruhm für ſie haben, wenn ſie nach ihrem Tode gar nicht wiſſen ſollten, ob man ſie lobe, oder nicht? Dieſes Verlangen nach einem ewigen Leben iſt uns Menſchen eben ſo natürlich, als die Begierde unſern Hunger zu ſtillen, und andere Bedürfniße zu befriedigen. Es iſt zwar viel edler als dieſe, weil es eine erhabnere Sache, als Speis und Trank zum Gegenſtande hat, in ſich aber hat es doch einen gemeinſchaftlichen Urſprung mit jenen unedleren Begierden, es folget ſo wie dieſe aus

der Beschaffenheit unserer Kräfte, und sein Grund liegt in unserer Natur. Es ist uns ganz natürlich, daß wir aus der Vergleichung des vergangenen und gegenwärtigen Lebens uns den Begriff von einem zukünftigen machen, wir können uns diese Zukunft ohne Gränzen denken, und wir gelangen durch unsre natürlichen Kräften zur Vorstellung eines ewigen Lebens. Eben so liegt es auch in unsrer Natur, daß wir eine ewige Dauer unendlich schätzbarer, als unsere Vernichtung finden, und daß wir also jene auf das heftigste wünschen, diese hingegen äußerst verabscheuen müssen. Gleichwie es nun wider alle Weisheit und Güte des Schöpfers liefe, uns die Begierde nach Speis, Trank, und andere Vergnügen einzuflössen, zugleich aber auch nichts dergleichen zu erschaffen, womit wir unsern Hunger stillen, und unsern Durst löschen könnten, eben so würde es gegen eben diese Eigenschaften streiten, uns einen Geist, der sich stäts nach seiner Unsterblichkeit sehnet, gegeben, zugleich aber auch ihm eben diese Unsterblichkeit versaget zu haben. Wenn wir gewisse Gattungen der Vögel betrachten, welche sich

bey Annäherung der Winterszeit durch einen angebohrnen Inſtinkt verſammeln, und zu ihrer Wanderung in andere Gegenden aufbrechen, können wir uns wohl im Ernſte überreden, daß dieſer Inſtinkt, dieſe Verſammlung, dieſes Aufbrechen all umſonſt ſeye? daß es nirgends ſolch eine wärmere Gegend gebe, wo dieſe Thiere hinziehen könnten? Gewiß nicht. Wie können wir alſo wohl zweifeln, daß auch uns irgendwo ein ſeligeres und dauerhafteres Leben vorbehalten ſeye, da auch wir uns mit einem ganz natürlichen Triebe immer nach ſelben hinſehnen? Gott thut ja nichts ohne Endzweck. Er flößte den Menſchen Liebe gegen ihre Kinder ein, wozu? — Damit ſie ihre Erziehung über ſich nehmen; Er gab ihnen einen Geiſt, der der Erkenntniß eines ewigen Guts fähig iſt, und aus welcher Erkenntniß nothwendig das Verlangen fließet, dieſes Gut ewig zu genießen? und wozu alles dieſes? etwa um nichts zu werden, und zu dem Beſitze dieſes Guts nimmermehr zu gelangen? Ich denke (ſagt der heilige Franziskus von Sales) nie ohne beſonderes Vergnügen an die Ewigkeit. Denn wie ſollte meine Seele ihre Gedanken bis

auf dieſe Unendlichkeit ausdehnen können, wenn ſie nicht einiges Verhältniß mit ihr hätte? Aber ich fühle zugleich, daß mein Verlangen dieſem Gedanke der Ewigkeit nacheile; mein Vergnügen nimmt dabey immer mehr zu, weil ich weis, daß wir uns nie im Ernſte nach Dingen ſehnen können, die unmöglich ſind. Mein Verlangen giebt mir alſo ſelbſt die Verſicherung, daß ich ewig ſeyn könne. Was bleibt mir alſo ſonſt noch übrig, als zu hoffen, daß ich es auch ſeyn werde, und zwar aus dem Begriffe, welchen ich von der unendlichen Güte desjenigen habe, der nie eine Seele geſchaffen haben würde, welche die Ewigkeit zu denken, und ſich bis dahin zu ſchwingen im Stande wäre, ohne jedoch für ſelbe beſtimmt zu ſeyn. Iſt hingegen meine Vernichtung bey Gott beſchloſſen, ſo kann ich das mir anerſchaffene Vermögen, ein ewiges Daſeyn zu denken, und zu wünſchen für nichts anders anſehen, als für einen liſtigen Kunſtgriff, deſſen ſich Gott bedienet hätte mich hienieden zu täuſchen, zugleich aber auch mich ohne mein Verſchulden zu kränken, weil ein ruheloſes Beſtreben nach einem Ziele, ohne es iemal

zu erreichen, gewiß eine wahre Qual ist. Da ich über dieß noch das schreckliche Vorwissen habe, daß ich einst sterben muß, so ist alles beysammen, was nur immer vermögend ist, mein Daseyn zu verbittern, und mein Unglück vollkommen zu machen. Mein Leben würde demjenigen Zustande ganz ähnlich seyn, in welchem sich ein Schifbrüchiger befindet, der bey dem fernen Anblick irgend eines Landes sich ganz dahin sehnet, seine letzten Kräften sammelt, und den Kampf mit den Wellen des Meers verdoppelt, um den Ort seiner Rettung zu erreichen, der aber zu gleicher Zeit ein schreckliches Seeungeheuer gegen sich im Anzuge sieht, das ihn zu verschlingen herbeyeilet, und dessen Rachen er nimmermehr entfliehen kann.

Zu solch einem erbärmlichen Zustande aber kann doch der Mensch unmöglich in dem weisen und gütigen Plan der Schöpfung verurtheilet worden seyn. Ich müßte mir Gott als das unaufrichtigste, liebloseste Wesen vorstellen, wenn ich glaubte, daß es ihm möglich seye, uns arme leichtgläubige Geschöpfe mit dem Gedanke unserer Unsterblichkeit zu

trügen, und mit der Begierde eines ewigen Lebens so eitel, unnütz, und fruchtlos abzumatten. In der That, das Schicksal der unvernünftigen Thiere selbst würde im Vergleiche mit dem unsrigen weit erwünschlicher seyn. Diese haben kein dergleichen Verlangen, sie wissen nichts vom Tode, widrigenfalls sie sich gewiß nicht so willig der Schlachtbank überliefern ließen. Bey dieser Unwissenheit ihres Endes, bey dieser Gleichgültigkeit gegen die Zukunft, und gegen höhere ihnen unbekannte Güter, genießen sie die ihnen vorkommenden Vergnügen ungestört, und nach dem ganzen Umfange ihrer Kräfte. Weder die Kenntniß von bessern Dingen, noch das Verlangen nach ihnen, weder der Gedanke des Todes, noch die Furcht von ihrer Vernichtung kann sie dabey quälen. Der Genuß ihrer Freuden ist ohne Bitterkeit, und ihre Begierden werden vollkommen ersättiget.

XVIII.

Endlich müßte Gott bey dem Entſchluße, die menſchliche Seele zu vernichten zugleich das verabſcheuungswürdige Syſtem gelten laſſen.

Hätte Gott mein ganzes Daſeyn auf das gegenwärtige Leben allein eingeſchränket, und nach deſſen Ende mich zu vernichten beſchloſſen, ſo würde dieſes gegenwärtige Leben mein einziges höchſtes Gut geworden ſeyn, über welches nichts mehr für mich zu erreichen übrig wäre. Gott müßte alſo auch in eben dem Augenblicke, da er dieſen Entſchluß gefaßt hat, auch in alles gewilliget haben, was immer aus dieſem Entſchluße unmittelbar und nothwendigerweiſe erfolget. Es folget aber unmittelbar hieraus, daß von dem Augenblicke an, als mein irdiſches Leben, mein letztes Ziel, und mein höchſtes Gut wird, ich auf nichts anders mehr zu ſehen habe, als auf die Mittel allein, die nur immer zu deſſen Verlängerung und Verſüſſung etwas beytragen können, und daß es von nun an meine erſte und heiligſte Pflicht werde, alles zu meiden, wodurch ich die mindeſte

Gefahr liefe, mir einen Abbruch daran zu machen, oder deſſen gänzlichen Verluſt mir zuzuziehen. Es hätte daher Gott bey dem Entſchluße, mich einſt zu vernichten, zugleich auch in folgende Grundſätze willigen, und ſie als gerecht und billig anerkennen müſſen. Daß ich meinem darbenden Mitmenſchen nie den Hunger ſtillen dürfe, ſobald dieſes nicht ohne mindeſten Abbruch meines eigenen Vergnügens geſchehen kann, daß ich jenen unglücklichen, deren ganzes Hab in Flammen auflodert, nie beyſpringen ſolle, wofern dieſe Hilfe mit der geringſten Gefahr für mich verbunden iſt; daß ich jenen elenden, der unter tauſend Martern einer eckelhaften Krankheit vor meiner Hausthüre verſchmachtet, nie unter mein Dach aufnehme, nie verpflege, noch tröſte, falls ich dabey meine Geſundheit wagen ſollte; daß ich mich hütte, dem Feinde, der das Vaterland verheeret, mein Leben, mein einziges höchſtes Gut entgegen zu tragen, oder ſelbes in die Gefahr zu ſetzen, wenn es gleich um die Rettung des ganzen menſchlichen Geſchlechts zu thun wäre; daß ich vielmehr meine ganze Aufmerkſamkeit und Sorge auf meine Er-

ſundheit, und auf mein Vergnügen allein einſchränke, daß ich alles an mich raſſe, was nur immer zu beyden behilflich ſeyn mag, ſollte es auch durch Ränke, durch falſche Schwüre, durch Giftmiſchung, durch Meuchelmord, und durch tauſend andere verborgene Schandthaten geſchehen müſſen, weil alles dieſes (falls es ein dienliches Mittel iſt, mein höchſtes Gut, mein Leben zu befördern, oder zu ſchützen) ebenfalls gut und billig ſeyn muß, und weil der Untergang einer halben Welt in Rückſicht auf mich ein weit geringeres Uebel wäre, als der Verluſt meines einzigen Lebens; ein Verluſt! der mir ſchlechterdings unerſetzlich wäre, und für welchen mich das Wohl des ganzen Menſchengeſchlechts nimmermehr entſchädigen könnte. Iſt mein Leben, mein höchſtes Gut, ſo iſt das allgemeine Beſte in Anſehung meiner nur ein untergeordnetes Gut, auf welches ich nur dazumal achten dürfte, wenn es zur Verlängerung und Verſüſſung meines Lebens beytrüge; im Gegentheil aber ganz hindanſetzen müßte, ſobald es der Erreichung meines höhern Guts hinderlich würde. Dieſes ſind die unumgänglichen Folgen, die aus dem Syſteme unſrer Vernich-

tung fließen, und als die wahre Sittenphi-
losophie für die Menschen angenommen wer-
den müßten. Aber welche Vernunft wird
sich nicht gegen diese verabscheuungswürdige
Grundsätze empören? Wer kann sich überre-
den, daß Gott ein System annehmen kön-
ne, bey welchem er zugleich in alle diese ent-
setzlichen Folgen einwilligen, und sie wegen
ihres nothwendigen Zusammenhangs mit die-
sem Systeme als billig und rechtmäßig aner-
kennen müßte? Kann er aber dieses nicht,
kann er eine solche auf das wechselseitige
Verderben aller Menschen abzielende Moral
unmöglich gelten lassen, so kann er auch das-
jenige nicht wollen, worauf sie sich gründet.
Er kann uns nicht zur Vernichtung bestimmt
haben, weil er dadurch unser irdisches Leben
zu unserm höchsten Gute erhoben, und uns
selbes auf das letzte Ziel aller unserer Wün-
sche, Bemühungen, und Pflichten aufge-
steckt haben würde; wobey er auch uns noth-
wendigerweise das Befugniß eingeräumt hät-
te, zu morden, und zu würgen, je nach-
dem es die Erreichung unseres letzten End-
zwecks erheischete.

Bey einem weiſen, gütigen, gerechten, und heiligen Gott iſt alles dieſes eine offenbare Unmöglichkeit. Es ſtehen daher alle dieſe göttlichen Eigenſchaften auf einmal wider die Vernichtung der menſchlichen Seele auf, und werden eben ſo viele Bürgen für ihre Unſterblichkeit.

XIX.

Weil alles dieſes den Eigenſchaften Gottes zuwider iſt, ſo kann Er auch die Vernichtung der Seele nicht wollen.

Dieſe Bürgſchaft muß bey der menſchlichen Vernunft ſo viel als der evidenteſte Beweis gelten, weil alles, was mit den Eigenſchaften Gottes zugleich nicht beſtehen kann, eben ſo unmöglich iſt, als jenes, das einen Widerſpruch in ſich ſchließet. Da es nun mit der Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, und Heiligkeit Gottes ſtreitet, einen Geiſt, deſſen Kraft zu denken, und zu empfinden weit über die Gränzen dieſes Lebens hinausreichet, der für den Genuß unvergänglicher, und nach dem Tode genußbarer Güter gemacht iſt, deſſen Fähigkeiten ſich ins Unendliche vervollkommen können, der ſich in eine endloſe

Zukunft hinein zu denken im Stande iſt, der den unbegränzten Wunſch nach einem ewigen Leben zu hegen vermag, der den wichtigſten Beſtandtheil der ganzen ſichtbaren Schöpfung ausmachet, auf welchen alle Abſichten, und die Nutzbarkeit aller übrigen Geſchöpfe wie auf ihren gemeinſchaftlichen Mittelpunkt hinzielen, und zuſammenlaufen, ſolch einen Geiſt ſage ich, zu erſchaffen, zugleich aber auch ihm eine Dauer zu beſtimmen, welche beynahe nichts vor jenem Inſektenleben voraus hätte, das von Morgen- bis zum Abendthau verglimmet, ihn mit dem großen Gedanke der Unſterblichkeit zu blenden, und mit raſtloſen Sehnungen nach ihr zu quälen, ſeine zu einem unaufhörlichen Wachsthume geſpannten Kräften in einem Nu zu tödten, und den Keim unendlicher Entwicklungen in ihm zugleich mit dem leiblichen Tode zu zernichten, ihm eine gleiche Beſtimmung mit den unvernünftigen Thieren zu geben, und dieſes hinfällige Leben für ſein ganzes Wohl anzuweiſen, dazu aber noch das marterende Verwiſſen von dem unvermeidlichen Ende deſſelben, und die unnütze Kenntniß höherer, überirdiſcher, und ihm unerreichbarer Güter

zu geben, damit er nicht einmal dieſes kurze Leben, ſo ruhig und kummerlos, als es den Thieren gegönnet iſt, genießen könne; Da ſprech ich, alles dieſes und beſonders jene mit dem Syſteme der Vernichtung unmittelbar verbundenen, und oben entwickelten unſeligen Grundſätze der Weisheit, Gerechtigkeit, Güte, und Heiligkeit Gottes gerade zuwider ſind, ſo folget, daß der Entſchluß in Gott die menſchliche Seele zu vernichten eben ſo unmöglich ſeye, als die Wirklichkeit von dem, was einen innern Widerſpruch in ſich ſchließt.

XX.

Beſchluß dieſer Abhandlung, und Beweis, daß es nach dem Tode eine Belohnung des Guten, und Beſtrafung des Böſen gebe.

Nachdem wir bis itzt gezeiget haben, daß die Seele ihrer Natur und Beſtimmung nach unſterblich ſeye, ſo übriget uns noch in Kürze von dem Zuſtande zu handeln, deſſen ſie ſich einſt in jenem ewigen Leben zu getröſten hat.

Denken und Empfinden wird immer ihr Leben ausmachen, gleichwie aber ihre Vor-

ſtellungen und Empfindungen entweder angenehm, oder widerwärtig ſeyn können, eben ſo kann auch ihr zukünftiges Leben ein angenehmes und widerwärtiges Leben ſeyn. Es iſt alſo für uns ein doppelter Zuſtand nach dem Tode möglich, ein angenehmer, erwünſchlicher, und ein widriger fürchterlicher Zuſtand. Ein gerechter Gott kann unmöglich dem Mörder und dem Menſchenfreunde, dem Verächter der Religion und ihrem Verehrer ein gleiches Loos einſt beſchieden, noch viel weniger aber jenem einen glücklichen, dieſem hingegen einen unglücklichen Zuſtand beſtimmt haben; Es bleibt alſo nur noch dieſe einzige Beſtimmung möglich, daß nämlich der Tugendhafte jenſeits des Grabes glücklich, der Laſterhafte aber unglücklich werde.

Man ſage mir nicht, daß jener ſchon hienieden den Lohn ſeiner Tugend, dieſer hingegen die Strafe ſeiner Laſter empfinde, und daß ſie beyde, indem ſich auf dieſe Art der Unterſchied zwiſchen ihnen ausgleichet, auch nach dieſem Leben gleiche Anſprüche auf einerley Zuſtand haben können. Denn es iſt zwar wahr, daß jede Tugend Vergnügen, und jedes Laſter Reue und Schmerzen gebähre,

es ist aber auch nur zu gewiß, daß es hienieden beynahe ein allgemeines Loos der Tugendhaften seye, in Armuth, Verachtung, und Verfolgung zu leben, wo im Gegentheil der Bösewicht, Ehre, Wollust, und Reichthum in ganzer Fülle genießet. Der einzige Trost, den der Fromme unter der Last seines Elends aus dem Bewußtseyn seiner Unschuld, und seiner Vollkommenheit schöpfet, ist viel zu gering, als daß er den ganzen Lohn einer durch harte Kämpfe errungenen, und unter tausend Versuchungen mühsam erhaltenen Tugend ausmachen könnte. Er ist kaum Salbung genug, um nur die Seele für neue Kämpfe zu stärken, weit entfernet, daß er die einzige Siegeskrone seyn sollte, die der Tugend vorbehalten wäre. Wie viel verliert nicht noch dazu der Trost der Unschuld und Tugend von seiner ganzen Süßigkeit, wenn wir die damit vermischte Hoffnung hinwegnehmen, daß einst unsere Unschuld in einem künftigen Leben an Tag kommen, und über Bosheit und Unglück siegen werde? Im Gegentheil ist aber auch dem Bösewichte das Bewußtseyn seiner Laster, und die Reue, die er ihrer wegen fühlet, noch lange nicht

Strafe genug, falls er nach diesem Leben sonst nichts zu fürchten haben soll. In dem Taumel seiner Freuden achtet er auf den Greuel seiner Thaten nicht; er hat Mittel genug, durch tausend Zerstreuungen das Gefühl der Reue zu ersticken, und sich für die Schmerzen, die ihm seine Laster verursachen, reichlich wieder zu entschädigen. Es würde also ohne eine künftige Bestrafung des Bösen, und ohne Belohnung des Guten das Loos des Bösewichts noch immer erwünschlicher seyn, als jenes des Tugendhaften.

Zu dem ist wohl auch noch möglich, daß der Fromme gerade in der Ausübung einer tugendhaften Handlung, und der Bösewicht in der Vollstreckung einer Lasterthat von dem Tode plötzlich überraschet werde. Bey dieser Ueberraschung würde weder der erstere den Lohn seiner Handlung, noch der zweyte die Züchtigung seines Lasters hienieden mehr empfinden können. Es würde also in diesem Falle der gerechteste Gott das Gute unbelohnt, und das Böse ungestraft dahin gehen lassen müssen, wenn es wahr wäre, daß nach diesem Leben weder Belohnungen noch Strafen mehr übrig sind.

Drittes Hauptſtück.

Aus dem, was bis hieher geſagt worden iſt, folget, daß es eine Religion gebe, es muß aber hiebey die göttliche Offenbarung uns zu Hilfe kommen.

I.

Der von dem Daſeyn Gottes überzeugt iſt, dem ſagt es das innigſte Gefühl, daß er ihm Verehrung, Dank, Liebe, und Gehorſam ſchuldig ſeye.

Vorausgeſetzet, was wir gleich anfangs erwieſen zu haben glauben, daß dieſes ſichtbare All von einem ewigen ſelbſtſtändigen Urheber hervorgebracht worden ſey, braucht es mehr nicht, als ſich einer ruhigen Betrachtung ſeiner herrlichen Werke zu überlaſſen, und den Empfindungen Gehör zu geben, die dabey von ſelbſt in uns rege werden, um die Beziehung zu beſtimmen, in welcher wir mit dieſem Urheber aller Weſen ſtehen, und

die Pflichten zu fühlen, mit welchen wir an ihn unauflöslich gebunden sind. Sehe ich hin auf den ungeheuern Bau und die Stellung so vieler Welten, hefte ich die Aufmerksamkeit auf die genaue Verbindung aller der unendlich vielen Theile, die zur Gestaltung eines so vollkommenen Ganzen in einander gehänget sind, erwäge ich die unschätzbare Wohlthat des Daseyns vor dem Nichtseyn, die unendliche Verschiedenheit der Wesen auf jedem Erdtheile, die alle zur unserm Gebrauche, und zu Versüssung unsers Daseyns geschaffen sind, und bedenke ich dabey, daß dieses alles ein einziger ganz unabhängiger Gott ohne Hilf einer fremden Macht, aus eigenem unendlichen Vermögen zu Stande gebracht habe, daß er weder durch eine Nothwendigkeit, noch durch die Begierde seine eigene Glückseligkeit zu vergrößern, als welche alles Zuwachses unfähig ist, sondern aus bloßem Antriebe einer unbegränzten Güte und Neigung sich mitzutheilen, hiezu bewogen worden seye, so ist es mir nicht möglich den Begriff, der sich von der Größe, Macht, Güte, und Weisheit, und von seinem uneingeschränkten Rechte über mich und alles ande-

re, bey dieſer Betrachtung in meiner Seele von ſelbſt entwickelt, zu unterdrücken, oder die Empfindungen der Bewunderung, der Dankbarkeit, der Liebe, und das innigſte Gefühl meiner Abhängigkeit und Unterwürfigkeit gegen ihn zu erſticken, und zu läugnen: daß ihm meinerſeits Anbethung, Gehorſam, und was eines iſt, Religion gebühre. „ Gleichwie ich nur allein von Gott her„ geſtellet bin, ſo kann ich auch nur allein um „ ſeinerwillen da ſeyn. Es iſt nicht nöthig, „ daß ich ſeye, ſobald ich aber dennoch bin, „ ſo folget, daß ich Ihm ganz zugehöre; „ welch glückliche Nothwendigkeit, die mich „ an einen ſo gütigen Herrn bindet, die „ mir die Pflicht auferlegt, einen ſo gütigen „ Vater zu lieben, einem ſo gütigen König zu „ dienen, und für einen ſo gütigen Gott zu „ arbeiten. Alles redet mir von Gott, al„ les zieht mich hin zu ihm, alles zeigt mir „ ſeine Vollkommenheiten, alles ſagt mir, „ daß ich des Lebens nicht werth ſeye, wenn „ ich es nicht meinem Gott ganz widmen „ will, daß ich kein Herz haben ſolle, wenn „ ich ihn nicht liebe. *)

*) Craſſet vit. 1. pag 5.

II.

Der Endzweck unſers Daſeyns und unſere Natur ſagt das nämliche, und darinn beſteht die Religion.

Ich glaube nicht, daß es einen Verſtand geben könne, der einen Gott zuließe, und nicht zugleich es als eine unzertrennliche Folge anſähe, daß er von ſeinen Geſchöpfen nach dem ganzen Umfange ihres Vermögens geehret, und geliebt werden müſſe, und daß ſein Wille ihr Geſetz ausmache. Denn ungeachtet Gott durch die Hervorbringung aller möglichen Weſen, nichts zu ſeiner eigenen Glückſeligkeit beyträgt, ſo kann er doch kein anderes Ziel für unſer Daſeyn ausſetzen, als ſich ſelbſt, weil Er als das weiſeſte Weſen nicht ohne Endzweck handeln, und aus allen möglichen jeder andere Endzweck unendlich niederer, und unvollkommen iſt. Alle Theile dieſer ganzen von ihm allein hervorgebrachten Natur müſſen ſich daher auf ihn beziehen, er iſt ihr Urſprung, und kann nur allein ihr letztes und höchſtes Ziel ſeyn. Da aber unter dieſen Theilen ſich ſolche befinden, die die Fähigkeit ihn zu bewundern, zu verehren,

zu lieben, ſeinen Willen zu erkennen, und zu befolgen beſitzen, ſo ergiebt ſich die natürliche Folge, daß alles dieſes auf ihn gerichtet werden müſſe. Es entſpringt alſo aus dieſem göttlichen Endzwecke der Schöpfung unſere Schuldigkeit, unſern Verſtand mit der Erkenntniß ſeiner Vollkommenheiten, und unſern Willen mit der beſtändigen Liebe und Verehrung Gottes zu beſchäftigen, alle unſere Leibes- und Gemüthskräften ihm zu widmen, und unſere Handlungen nach ſeinem heiligſten Willen einzurichten. Und hierinn beſteht eben das, was wir Religion nennen.

III.

Doch iſt die Vernunft nicht im Stande, uns hierinnfalls allein eine beſtimmte Richtſchnur zu geben.

So wahr aber auch dieſes iſt, ſo iſt doch alles noch immer ſehr unbeſtimmt, und es kömmt hier allemal auf die Menſchen ſelbſt an, ſich den wahren Begriff von Gott zu machen, ſeinen ewigen Willen in den Werken und Endzwecken ſeiner Schöpfung zu leſen,

auszulegen, und eine nähere Bestimmung der Art und Weise zu machen, nach welcher das höchste Wesen verehret, und das Ziel der Schöpfung erreichet werden soll. Das Mittel, das sie hiezu erhalten haben, ist die Vernunft. Ist aber auch dieses Mittel allein hinlänglich uns Menschen zu dem wahren Dienst des Allerhöchsten anzuweisen, und über unsere Pflichten einen umständlichen und ächten Unterricht zu geben, und uns das wahre Religions- und Sittensystem zu lehren? Die Erfahrung sagt das Gegentheil, und es ist leicht, sich aus dieser zu überzeugen, daß uns Gott mit noch einem anderen Mittel, ich meine die Offenbarung zu Hilfe kommen müsse, wenn anders der größte Theil des menschlichen Geschlechts seinen heiligen Willen nicht verkennen, sich von seinem Dienste, und von dem letzten Zwecke seines Daseyns nicht entfernen soll.

IV.

So nothwendig als der bürgerlichen Geſellſchaft die poſitive Geſetzgebung iſt, ſo nothwendig iſt in Rückſicht auf die Religion eine poſitive Vorſchrift für uns Menſchen.

Setzen wir den Fall, daß Menſchen, welche in eine bürgerliche Geſellſchaft zuſammentreten, keine poſitive Geſetzgebung hätten, ſondern daß es einem jeglichen einzelnen Gliede dieſer Geſellſchaft überlaſſen würde, ſich ſelbſt nach den Eingebungen ſeiner Vernunft die Maaßregeln, die ihm zu Beförderung des allgemeinen Wohls, und zu Erzielung des geſellſchaftlichen Endzwecks zuträglich dünken würden, feſtzuſetzen, und ſeine Handlungen darnach einzurichten; von ſolch einem Falle hätten wir nichts anders zu erwarten, als daß alles in eine jämmerliche Verwirrung gerathen, daß der gemeinſchaftliche Endzweck eines ſolchen Staats verfehlet, und das Band der Geſellſchaft völlig wieder zerriſſen werden müßte. Denn da die Verſtandeskräfte, die Grade von Einſicht, und die Neigungen unter ſo vielen Gliedern unend-

lich verſchieden ſind, und es allemal eben ſo vielerley Meynungen und Sinnen giebt, als Köpfe ſind, ſo wird ſich jeder Bürger eines ſolchen Staats ein anderes Syſtem machen, die meiſten aber gar keines haben. Hundert werden, zum Beyſpiele die Auftuhr dieſes oder jenes Nationalproduktes für nachtheilig halten, und hundert andere werden ſie für nothwendig anſehen, andere werden die Steuer auf liegende Güter ſchlagen wollen, und andere werden ſie nur auf die Perſon, ohne Rückſicht auf das Vermögen ſetzen, dieſe werden den Pracht verwerflich finden, und jene werden ihn als eine Quelle der Beſchäftigung betrachten, und ſo in unzähligen andern Gegenſtänden. Auf dieſe Art kann aber nicht eine einzige Maaßregel, nicht ein einziges Mittel, das zu Erreichung des gemeinſchaftlichen Wohls auch noch ſo unumgänglich iſt, allgemein erkannt, gebilliget, und ergriffen werden. Jeder wird nach ſeinen Grundſätzen handeln, jeder ſeinen eigenen Weg fortwandeln, die Wirkſamkeit aller einzelnen Glieder wird ſich in unendlich vielerley widrige Abſichten zertheilen, und für das geſellſchaftliche Wohl verloren gehen. Was

vielleicht die eine Hälfte zum allgemeinen Beſten aufbauet, würde von der andern Hälfte niedergeriſſen werden, und mit einem Worte: Die Geſellſchaft würde ſich entweder von ſelbſt wieder trennen, oder der Raub des nächſten beſten Staats werden, der unter einer ordentlichen Geſetzgebung lebte. Eine ähnliche Bewandtniß würde es mit der Religion und den Sitten der Menſchen haben, wenn es Gott jedem von uns überlaſſen hätte, ſich ſelbſt nach Gutdünken ein moraliſches Syſtem zu machen, wenn er uns ſonſt keine poſitive Vorſchrift, wie wir uns gegen ihn und untereinander zu betragen hätten, ertheilet, ſondern das ſchwache Licht der Vernunft allein uns zum Leitſtern gegeben hätte. Jeder einzelne Menſch würde ſich in dieſem Falle eine von den übrigen unterſchiedene Vorſtellung von Gott, ſeine eigene Religion, und ſeine beſondere Pflichtenlehre machen. Mit unſerer ganzen noch ſo ſchätzbaren Vernunft würde der einen Gott, dieſer mehrere, jener gar keinen glauben. Einer würde Sonn und Mond, ein anderer Thiere oder Gewächſe anbethen. Einer würde die Freyheit der Seele und ihre Unſterblichkeit läugnen, ſich

zugleich alles erlauben, wozu ihm nur immer eine zaumloſe Leidenſchaft hinreiſſet; Ein anderer würde die Wanderung der Geiſter durch allerhand Körper, oder tauſend andere Ungereimtheiten behaupten, und nach ſo mannigfältigen theils vernünftigen, theils albernen, theils ärgerlichen Hypotheſen müßte eine gleich geartete Moral, und ein eben ſo beſchaffenes Betragen der Menſchen unter einander erwachſen, welches auf nichts geringeres, als auf das wechſelſeitige Verderben unter ihnen hinausliefe, und endlich alle Religion verdränge. Denn die unendliche Mißhelligkeit der Meynungen würde unfehlbar die Zwietracht der Gemüther nach ſich ziehen, die Zwietracht würde einen gegen den andern empören, jeder würde eben ſo viele Feinde, als Gegner ſeines Syſtems haben, ein ununterbrochener Krieg würde endlich die Menſchen vollends aufreiben, oder alle Geſellſchaft ſchlechterdings unmöglich machen.

V.

Dieſe Nothwendigkeit erweiſet die Erfahrung.

Laſſet uns nur einen Blick in die Geſchichte zurückwerfen, wo wir zur Demüthigung der menſchlichen Vernunft, zugleich aber auch zum Beweiſe deſſen, was wir erſt geſagt haben, die abſcheulichſten Irrthümer, die greulichſten Ausſchweifungen entdecken werden, die ſich bey jenen Völkern eingefunden haben, die Gott aus unergründlichen Abſichten ſeiner Weisheit der Leitung ihrer eigenen Vernunft überlaſſen, und mit dem Lichte der Offenbarung erſt in ſpätern Zeiten begünſtiget hat.

Ein Blick auf die neu entdeckten Völker.

Welche Religion, was für Sitten haben wir wohl bey den Einwohnern der uns ſo lange unbekannt gebliebenen, und ſo ungeheuern Theile unſerer Erdkugel gefunden, die bis zu unſerer Entdeckung der Leitung ihrer Vernunft allein überlaſſen waren? Wir fanden Menſchen, die beynahe nichts als die Geſtalt von Menſchen an ſich hatten. Gan-

ze Horden solcher Geschöpfe, die mitten unter wilden Thieren aufgewachsen, mit ihnen eine gemeinschaftliche Nahrung suchten, und eine ganz ähnliche Lebensart hatten. Unaufmerksam auf die Herrlichkeiten, die Gott über ihre Häupter, und um sie herum in so vollem Maaße ausgebreitet hat, machten sie nicht einmal den ersten Schritt zur Erkenntniß jener eben so nahe gelegenen, als wichtigen Wahrheit, daß alles dieses von einem selbstständigen Urheber her seyn müsse. Ganz um die Ersättigung ihrer vichischen Begierden besorgt, und mit der Befriedigung ihrer körperlichen Bedürfniße allein beschäftiget, verfielen sie nicht einmal auf den Gedanken, daß es ein höheres Wesen über sie gebe, welches jene Bäume um sie herumwachsen hieß, deren Früchte sie mit thierischer Gleichgültigkeit hineinaßen, und ungeachtet sie eine vernünftige Seele, wie wir, in ihrem Körper herumtrugen, haben sie sich doch durch einen Zeitraum von mehreren tausend Jahren nicht einmal zu den einfachsten Grundsätzen des gesitteten Lebens hinaufschwingen können, sondern sie handelten blos nach dem Uebergewichte ihrer leiblichen Stärke, und fielen,

wenn ſie der Hunger plagte, über den ſchwächern Theil ihrer eigenen Gattung her, ſchlugen ihn todt, und ſättigten ſich mit ſeinem Fleiſche. Unzählige andere dieſer Völker, bey welchen der Verſtand ſich eher zu entwickeln begann, geriethen zwar auf die Spuren eines Urhebers aller Dinge, ſie glaubten ihn aber in lebloſen oder ſolchen Dingen gefunden zu haben, die noch weit unvollkommener waren, als ſie ſelbſt. Ihre Begriffe von dieſem höchſten Weſen waren äußerſt abwürdigend für Gott, und ihre Religion ein Ausbund von Thorheiten, Unſinn, und Grauſamkeiten. Und in den nämlichen Finſterniſſen ſtecken noch heut zu Tage unzählige Menſchen jener Erdgegenden, wohin das Licht der Offenbarung noch nicht gedrungen hat.

VI.

Ein Blick auf den alten Welttheil.

Wenn wir von dem neuen Welttheile zu dem alten herübergehen, ſo finden wir, daß, die Juden ausgenommen, kein einziges Volk auf dem ganzen bekannten Erdkreiſe war, das

den ächten Begriff von Gott hatte. Das aufgeklärte Aegypten, Griechenland, und Rom hatten mitten in ihrem Flore, und ungeachtet ſo vieler groſſen Geiſter, deren ſie ſich in jenen Zeiten rühmen konnten, eine unzählige Menge Götzen, denen ſie Altäre errichteten, vor denen ſie ſich niederwärfen, die ſie als höchſte Weſen anbeteten, Götter, von denen man noch dazu öffentlich wußte, daß ſie Ehebrecher, Blutſchänder, und Diebe waren. Sie hatten eine Religion, die dieſen Gottheiten angemeſſen wär. Verſtand und Hertz muß ſich empören, wenn man lieſt, daß Menſchen vor ihren Altären geſchlachtet wurden, daß man alle Art von Unzucht in ihren Tempeln ausübte, und ſie hierinn zu verehren glaubte.

VII.

Ein Blick auf die Philoſophen älterer und neuerer Zeiten.

Die Philoſophen jener Völker mögen zwar dieſe ſchändlichen Gottheiten, und jene abentheuerliche Religion innerlich belacht haben, ſie waren aber darum über das Daſeyn,

und die Natur eines höchſten Weſens um nicht viel mehr aufgeklärt, und theilten ſich in unzählige faſt eben ſo ungereimte Meynungen. Nach dem Zeugniße des Diodorus Sikulus hielten einige von ihnen dafür, die Welt und das Menſchengeſchlecht ſeye von Ewigkeit her, andere behaupteten, daß die Samentheilchen der Menſchen und Thiere anfänglich mit dem Chaos vermiſcht, und allenthalben zerſtreuet geweſen wären, durch die Wirkung der Hitze aber von den gröbern und feuchten Theilen, in die ſie verwickelt waren, abgelöſet und abgeſondert worden, wodurch Menſchen und Thiere entſtanden wären. Der alte Sanchoniaton lehrte bey den Phöniciern über den Urſprung der Weſen ſolcher Thorheiten, über die man ſich kaum des Lachens enthalten kann; und was die Weiſen Griechenlands hierüber ſagten, war um kein Haar beſſer, wie es jedem, der Plutarchs erſtes Buch *) geleſen hat, bekannt ſeyn muß. Lucian hat uns wenigſtens eine ſolche Schilderung von ihnen gegeben, die ihnen wenig Ehre macht: „ Ich glaubte

*) De placit. Philoſoph.

„ (läßt er Menippen reden) ich würde mich
„ am beſten an die Philoſophen wenden, aber
„ ich fiel, wie man zu ſagen pflegt, aus dem
„ Fieber in eine hitzige Krankheit, denn ich
„ fand bey ihnen ſo viel Ungewißheit und
„ Unwiſſenheit über die unentbehrlichſten
„ Wahrheiten, daß mir die einfältigſten Leu-
„ te ohne Vergleich klüger zu ſeyn ſchienen,
„ als alle dieſe Weiſen. Einer ſagte mir,
„ ich ſollte nach nichts, als nach Wolluſt
„ ſtreben, ſie allein wäre das höchſte Gut,
„ andere ſagten, ich ſollte mir durchaus kein
„ Vergnügen gewähren, ſondern meine Sa-
„ che wäre arbeiten, mich plagen, und alles
„ Ungemach mit Herzhaftigkeit ertragen.
„ Dieſe foderten von mir, daß ich Gold und
„ Silber mit Verachtung anſehe, jene hin-
„ gegen behaupteten, daß Gold und Silber
„ wahre Güter wären. Wenn ich mich mit
„ ihnen über das Univerſum beſprach, da
„ hörte ich wieder ganz andere Dinge, ſie
„ redeten von nichts andern, als von Ato-
„ men, von dem leeren Raume, von unkör-
„ perlichen Subſtanzen, und mehreren der-
„ gleichen unbegreiflichen Dingen. Was
„ mir aber am meiſten auffiel, war, daß je-

„ der ſeine Trugſchlüße ſo gut zu verfaſſen
„ wußte, daß, indem der eine behauptete,
„ dieſe Sache ſeye kalt, der andere aber, ſie
„ ſeye warm, ich wahrhaftig nicht wußte,
„ was ich davon halten, oder ihnen ant-
„ worten ſollte. Was mich jedoch über alles
„ ärgerte, war der Widerſpruch, den ich
„ zwiſchen ihren Grundſätzen und ihrer Auf-
„ führung bemerkte. Einer predigte wider
„ den Reichthum, da er indeſſen mit ſeinem
„ Gelde Wucher trieb, und alles unter der
„ Hand mit Gelde richtete, ein anderer ſtell-
„ te ſich an, als verachtete er allen Ruhm,
„ und ſuchte bey jeder Gelegenheit ſich Eh-
„ re zu erwerben. Faſt alle ſchrien öffent-
„ lich wider die Wolluſt, ingeheim aber
„ warfen ſie ſich ganz in ihre Arme. " *)
So malt uns Lucian die Philoſophen der aufgeklärteſten Nation; und Hermias bewährt alles dieſes, wenn er ſagt: „ Ich fragte,
„ was die Seele wäre, und Demokritus ant-
„ wortete mir, ſie ſeye eine Gattung Feuer,
„ die Stoiker ſagten, ſie wäre eine luftar-
„ tige Subſtanz, Heraklitus nannte ſie die

*) Luc. Necyon.

„ Bewegung, Pythagoras eine Zahl, wel-
„ che die Kraft der Bewegung beſäße, Hip-
„ pon ein Samenwaſſer, Dinarch eine Har-
„ monie, Critias das Blut, und andere
„ machten ſie zu einer Ausdünſtung, die
„ vom Geſtirne käme, ein Element der Ele-
„ mente u. ſ. f. Jeder hatte ſeine eigene
„ Sprache, aber keiner von ihnen hatte die
„ Wahrheit. — Und was ſoll denn endlich
„ aus dieſer Seele werden? — Einige ge-
„ ben ſie für unſterblich, andere für ſterb-
„ lich aus, dieſe laſſen ſie einige Zeit den
„ Körper überleben, jene löſen ſie in ihrem
„ Urſtoffe auf, einige ſenden ſie hin in die
„ Leiber der Thiere, andere laſſen ſie drey
„ verſchiedene Körper nach einander durch-
„ wandern, und nach andern dauert und
„ wandelt ſie gerade drey tauſend Jahre.
„ Auf dieſe Art bin ich bald unſterblich, und
„ erfreue mich deſſen, bald wieder ſterblich,
„ und kränke mich hierüber, bald bin ich
„ ein Atom, bald Waſſer, bald Luft, bald
„ Feuer, und gleich darauf wieder nichts
„ von allen dieſem, ſondern ich werde in ei-
„ nen Fiſch, in ein kriechendes Thier, und
„ in ein vierfüſſiges wildes Vieh verwandelt.

„ und wenn ich Menſchen ſehe, weis ich
„ in der That nicht, ob ich ſie Menſchen,
„ oder Wölfe, oder Hunde, oder Ochſen,
„ oder Schlangen, oder Vögel, oder Chy-
„ mären nennen ſoll. — Empedokles end-
„ lich wirft auf einmal alles über den Hau-
„ fen, und macht geradeweg eine Staude
„ aus mir. Scht doch! was mich die Phi-
„ loſophen, jene verehrten Orakel der Weis-
„ heit lehren? “ *) Aus dem nun, was uns Lucian und Hermias über die ſchwan-kenden Meynungen und Syſteme der Philo-ſophen ihrer Zeiten ſagen, läßt ſich ermeſſen, wie unrichtig der groſe Hauſe der Menſchen von Gott, Religion, und den erſten Grund-wahrheiten der Sittenlehre gedacht haben mü-ße, wie ſehr Finſterniß, Irrthum, und Un-wiſſenheit unter dem gemeinen Volke in je-nen Zeiten geherrſchet habe, da die Gelehr-ten und Weiſeſten einer Nation ſo falſche wi-derſprechende und alberne Begriffe von der Seele, von ihrer Beſtimmung, und über-haupt von der ganzen Sittenlehre hatten, und ſo viel Unwiſſenheit über dieſen Punkt

*) Herm. Irriſio Philoſoph.

an Tag legten. Was ſie aber auch über dieſe Gegenwürfe gründliches und vernünftiges auf die Bahne gebracht haben, haben ſie aus den Büchern der Offenbarung entlehnet. Und was unſere heutigen Philoſophen über dergleichen Dinge gutes lehren, haben ſie aus eben dieſer Quelle der Wahrheit geſchöpfet, und in eine wiſſenſchaftliche Geſtalt eingekleidet. Die geſunde Weltweisheit unſerer Zeiten würde jene Feſtigkeit und Reinigkeit der Grundſätze nimmermehr erreichet haben, wenn nicht die Offenbarung eine Fackel über ſo viele Wahrheiten angezündet hätte, welche vor dem wie finſtere Abgründe vor den Augen der Vernunft lagen. Sobald ſie ſich die Freyheit nehmen, von den Grundwahrheiten der Offenbarung abzuweichen, ihre Vernunft allein zu hören, und ſich Lehrgebäude nach ihrem Kopfe aufzuführen, ſogleich werden auch ihre Syſteme ſchwankend, zweifelhaft, und unzählbar. Ich habe dießfalls einen unverdächtigen Zeugen an Rouſſeau ſelbſt, welcher ſagt: „ Ich habe die Philoſophen zu „ Rath gezogen, ihre Bücher durchgeleſen, „ ihre verſchiedenen Meynungen unterſucht, „ und gefunden, daß ſie ſtolz ſind, und un-

„ geachtet ihres vorgewandten Scepticismus
„ immer im entſcheidenden Tone ſprechen,
„ daß ſie alles wiſſen, aber nichts beweiſen,
„ daß ſich einer über den andern luſtig macht,
„ und daß, da ſie diesfalls alle überein kom-
„ men, ſie mir auch nur in dieſem Stücke
„ vollkömmen recht daran zu ſeyn dünken.
„ Sie triumphiren, wenn ſie angreifen, und
„ wenn ſie ſich vertheidigen ſollen, verläßt
„ ſie alle Stärke. Wenn man ihre Grün-
„ de abwiegt, ſo findet man, daß ſie ſonſt
„ zu nichts, als zum Zugrundrichten tau-
„ gen, und wenn man ihre Stimmen zählt,
„ ſo hat jeder ſeine eigene für ſich, und ſie
„ ſind nur in dem einig, daß ſie alle gern
„ diſputiren. Unter dem ſtolzen Vorwan-
„ de, als wären ſie allein aufgeklärt, wahr-
„ haft, und aufrichtig, unterwerfen ſie uns
„ auf eine gebieteriſche Art ihren ſcharfen
„ Entſcheidungen, und bringen uns ihre un-
„ verſtändlichen, und in ihrer Einbildung
„ geſchaffenen Lehrgebäude als die wahren
„ und ächten Grundſätze auf. Uebrigens, da
„ ſie noch alles, was die Menſchen in Ehren
„ halten, über den Haufen werfen, zu Grun-
„ de richten, und mit Füſſen treten, nch-

„ men ſie zugleich dem Unglücklichen den letz-
„ ten Troſt in ſeinem Elende, dem Mächti-
„ gen und Reichen aber den einzigen Zügel
„ ſeiner Leidenſchaften, ſie reiſſen die Ge-
„ wiſſensbiſſe, die auf das Laſter folgen, und
„ die Hoffnungen, die mit der Tugend ver-
„ geſellſchaftet ſind, aus dem Grunde des
„ Herzens heraus, und rühmen ſich noch
„ dabey Wohlthäter des menſchlichen Ge-
„ ſchlechts zu ſeyn. Niemal, ſagen ſie, kann
„ Wahrheit den Menſchen ſchaden. Ich glau-
„ be es ſo gut wie ſie, aber meiner Mey-
„ nung nach iſt dieſes gerade ein Beweis,
„ daß dasjenige, ſo ſie die Menſchen leh-
„ ren, gewiß nicht Wahrheit iſt. " *)

*) Je conſultai les Philoſophes, je feuilletai leurs livres, j'examinai leurs diverſes opinions, je les trouvai tous fiers, affirmatifs, dogmatiques, même dans leurs Scepticiſme pretendu, n'ignorant rien, ne prouvant rien, ſe moquant les uns des autres, et ce point commun a tous, me parût le ſeul ſur lequel ils ont tous raiſon. Triomphant

Das ſind die Philoſophen unſerer Zeiten, die doch in dem Lichte der Offenbarung gebohren ſind, und von Jugend auf durch eben dieſe Lehrerinn die Erkenntniß von unzähligen den Menſchen ſonſt unbekannten und unergründbaren Wahrheiten eingeſogen haben. Welch gegen einander laufende Begriffe von Gott! welch widerſprechende Muthmaſſungen über die Art ihm zu dienen, über den Zweck unſers Daſeyns, über die Pflichten gegen uns ſelbſt, und gegen andere würden ſich dann nicht erſt ergeben müſſen, wenn auch ſie noch in eben jenem Dunkel gelaſſen wären, in welchem die Weiſen der heidniſchen Zeiten herumwandeln mußten.

phant quand ils attaquent, ils ſont ſans vigeur en ſe defendant. Si vous peſez les raiſons, ils n'en ont que pour detruire; Si vous comptez les voix, chacun eſt reduit a la ſienne; ils ne s'accordent que pour diſputer, ſous le hautain pretexte qu'eux ſeuls ſont éclairés, vrais, de bonne-fois, ils nous ſoûmettent imperieuſement

VIII.

Bey jener Unwiſſenheit und Ungewißheit der alten Philoſophen und ihrer Zeitgenoßen übet die erſten Grundwahrheiten des moraliſchen Lebens konnten die Sitten jener Völker nicht anderſt, als äußerſt verwerflich ſeyn. Alle Ausſchweifungen der Wolluſt waren durch das Beyſpiel ihrer ſchändlichen Gottheiten ſelbſt gerechtfertiget, und ihnen ſogar als ein weſentliches Stück ihres Gottesdienſtes vorgeſchrieben. Man trieb es auch in dieſem Punkte ſo weit, daß man gar alle Natur verläugnete, und ſich weit unter die unvernünftigen Thiere hinabwarf. Das menſch-

à leurs deciſions tranchantes, et pretendent nous donner pour les vrais principes des choſes, les inintelligibles Syſtemes qu'ils ont batis dans leur imagination. Du reſte, renverſant, detruiſant, foulant aux pieds tout ce que les hommes reſpectent, ils ôtent aux affligés la derniere conſolation de leur miſére; aux puiſſans, et aux

plus

liche Leben ſah man als eine Sache an, deren ſich jeder ſo willkührlich als jedes andern gleichgültigen Dinges begeben konnte. Daher hatten ſie es zu einer Art öffentlicher Ergötzung gemacht, daß die Menſchen gegen einander auf dem Kampfplatz auftraten, einander würgten und mordeten. Man ſchlieſſe hieraus auf die Sittenzucht einer Nation, die an ſolchen Schauſpielen Vergnügen fand, die im Blutvergieſſen eine Art von Ruhm ſetzte, und dem ſtärkſten Mörder Ehrenkronen austheilte.

plus riches, le ſeul frei de leurs paſſions; ils arrachent du fond des coeurs les remords du crime, l'eſpoir de la vertu, et ſe vantent encore d'etre les bienfaiteurs du genre humain. Jamais, diſent-ils, la verité n'eſt nuiſible aux hommes: je le crois comme eux, et c'eſt à mon avis une grande preuve, que ce qu'ils enſeignent n'eſt pas la verité.

Emile T. 3. pag. 25. et 181.

IX.

Das ſind die Fortgänge, die die menſchliche Vernunft gemacht hat, ſo lange ſie keine poſitive Vorſchrift enthalten hatte, und ohne dieſe würden wir Menſchen noch heut zu Tage in unzählige Meynungen über den Urheber aller Dinge, über die Natur unſer ſelbſt, über unſere gegenwärtige und künftige Beſtimmung, über das, was erlaubt oder nicht erlaubt iſt, uns trennen, in unendlichen Zweifeln herumirren, und in eben ſo düſtere Irrthümer und Ungereimtheiten, als jene aufgeklärten Völker, und die nach ihrer ſchwachen Vernunft wandelnden Philoſophen unſeres Zeitalters verfallen.

X.

Schlußfolge aus dieſer Erfahrung.

Aus dieſen Betrachtungen folget, daß einer dieſer beyden Sätze wahr ſeyn müſſe, entweder muß eine poſitive Vorſchrift den Menſchen gegeben werden, die ihnen den Weg der Wahrheit zeigt, an die ſie ſich in dem Schwalle ſo vieler irriger Meynungen feſthalten, der ſie die falſchen Syſteme, die

ſie ſich bis dahin ſelbſt machen mußten, aufopfern, und hiemit ihre Vernunft unterwerfen ſollen, oder es muß noch fernerhin beym Alten bleiben, und die Menſchen in ihrem Zwiſte, in ihren Zweifeln, in ihren Irrthümern immer und ewig gelaſſen werden. Es braucht wohl nur geſunden Menſchenverſtand hiezu, um zu entſcheiden, welche aus dieſen beyden Folgen dem weiſen, vorſichtigen Gott angemeſſener ſeye, ob es ſeiner Weisheit mehr gezieme, vernünftige Geſchöpfe, die Er zu ſeiner wahren Verehrung geſchaffen hat, ewig in Finſternißen herumtappen, in ewige Zweifel verwickeln, und in endloſe Streitigkeiten und Meynungen zerfallen zu laſſen, oder vielmehr ihnen ein Mittel zu verſchaffen, das ihre irregehende Vernunft auf den Pfad der Wahrheit zurückführt, daß ſie über ihre Zweifel belehret ihrem Zwiſte ein Ende macht, ihren Sinn vereiniget, und dadurch die Eintracht der Gemüther herſtellet?

XI.

Dieſe unumgängliche nöthige poſitive Vorſchrift kann nicht von Menſchen gegeben werden.

Dieſes Mittel iſt aber nur allein ſolch eine poſitive Vorſchrift, welche uns einen beſtimmten Begriff von der Natur, und dem Willen des höchſten Weſens verſchaffet, uns den Endzweck unſers Daſeyns vorſtellet, uns über das, was wir jenſeits dieſes Lebens zu gewärtigen haben, eine ſichere Auskunft ertheilet, eine Vorſchrift, die uns die Pflichten gegen Gott, gegen uns, und andere in einem Zuſammenhange lehret, genugſame Beweggründe zu ihrer Erfüllung darbietet, uns zu einerley Geſinnungen und Lebensart leitet, und dadurch unſer zeitliches Wohl zu befördern, und uns zu dem allen Menſchen vorgeſetzten letzten Zwecke unfehlbar hinzuführen im Stande iſt. Wer ſoll aber dieſe unumgängliche Vorſchrift entwerfen? wer ſoll im Stande ſeyn, ihr ſo viel Anſehen zu geben, als ſie braucht, um von allen Völkern der Erde angenommen zu werden, und daß man ſich ihr ohne Widerrede

unterwerfe und füge? Außer der bürgerlichen Geſellſchaft ſind alle Menſchen in dem Beſitze ihrer natürlichen Rechte und Freyheit, ſie erkennen nebſt Gott keinen andern, der ihnen etwas vorſchreiben darf, ſie ſind alle gleich. In dieſem Falle alſo, wo keiner einen Vorzug vor den übrigen hat, iſt auch keiner zu denken, der dieſes Werk mit Erfolg unternehmen könnte Er würde vielleicht Anhänger finden, die ſich zu ſeiner Vorſchrift auf eine Zeit bekennen würden, bis ein anderer ſich hervormachte, der vielleicht etwas beſſeres erfände, zum Theil würde er zugleich unzählige Widerſacher haben, die ſich mit gleichem Rechte zu Lehrern der Menſchheit aufwerfen würden, die ſeinem Syſteme hundert andere entgegenſetzten, und ſeine Anhänger zu ſich hinüber zu ziehen trachteten. Man würde wieder einen Heraklit, Demokrit, Pythagoras, Dinarch, Critias, und tauſend andere Sektenmacher haben, deren Anhänger ſich abermal in neue Sekten untertheilen und vervielfältigen, und bald zu einer, bald zur andern übergehen würden, und kurz: es wäre allerdings unmöglich, daß ein Religionsſyſtem, ſey es

auch noch ſo vernünftig, das nöthige Anſehen habe, ſo lange es nur einen Menſchen zum Urheber hat, der auf keinen Vorzug über alle andere Anſprüche machen kann.

XII.

Innerdem Stande der bürgerlichen Geſellſchaft aber würde es nur allein dem oberſten Gewaltträger zukommen, jene unentbehrliche Vorſchrift, von der hier die Rede iſt, zu verfaſſen. Aber auch in dieſem Falle würde ſich die Religion und Moral nie feſt halten können. Wir wiſſen, daß die Beherrſcher der Menſchen noch immer Menſchen mit ſind, und dem Irrthume ſo gut wie wir unterliegen. Auch ſie könnten uns falſche Gottheiten, ſo wie vormals, zur Verehrung aufdringen, auch ſie könnten aus einem verkehrten Herze eine verwerfliche Moral vorſchreiben, und je nachdem ein anderer an die Stelle des erſteren käme, würde ſich auch nach dem Eigendünkel eines jeden das ganze Syſtem wieder umändern. So vielerley Staaten, als ſich auf der Erde befinden, ſo vielerley Regenten, als im jeglichen Staate auf einander folgten, eben ſo vielerley

Aenderungen würden ſich mit der Religion ergeben. Bey einer ſolchen Beſchaffenheit der Dinge aber könnte wohl jemal die von dem oberſten Gewaltträger gegebene Vorſchrift jenes Anſehen behaupten, welches erfordert wird, um als eine Richtſchnur der Menſchen betrachtet zu werden, und ein allgemeines Zutrauen, einen allgemeinen Glauben und Gehorſam zu verdienen? wären wir wohl darum beſſer daran, als wenn wir abermal ohne alle poſitive Vorſchrift unſerm eigenen Dünkel überlaſſen blieben? wir würden vielleicht öffentlich uns zu der geſetzmäßigen Religion bekennen, und ein der gegebenen Vorſchrift angemeſſenes Betragen annehmen müſſen, innerlich aber und ingeheim würde jeder eine andere Unvollkommenheit in dem vorgeſchriebenen Religionsſyſteme finden, es mißbilligen, und weil es doch nur immer von einem Menſchen herrühret, der ſo gut irren kann, wie alle übrigen, ſich berechtiget glauben, ein beſſeres für ſich zu entwerfen, und es würde in der That ſelbſt abermal ſo vielerley unterſchiedene, unbeſtimmte, falſche Begriffe von Gott und der Art ihm zu dienen und zu gefallen geben, als ſich Glieder in einem Staate befänden.

XIII.

Gott selbst muß sie uns geben.

Da nun also dieses unumgänglich nöthige Mittel, wodurch die wahre Verehrung Gottes hergestellet, die ächte Sittenlehre bey den Menschen eingeführet, und der Endzweck, zu welchem sie erschaffen sind, allein erreichet werden kann, von menschlichen Kräften nimmermehr erwartet, noch gehoffet werden darf, so bleibt nichts übrig, als daß Gott selbst es über sich nehme, uns eine Vorschrift unmittelbar zu geben, und uns seinen Willen, wie wir ihm dienen, und unsere Bestimmung eigentlich erfüllen sollen, durch Worte zu verkündigen, und nicht nur allein durch seine Werke, weil unsere Vernunft größtentheils zu schwach ist, aus der Sprache, in welcher Gott durch die Natur allein mit uns redet, seinen Willen vollkommen zu erkennen, weil wir diese Sprache der Natur so vielfältig mißdeuten, und da sie beynahe jeder von uns anders höret, auch jeder sie nach seinem Gutdünken ausleget, und jeder einen andern Willen des Schöpfers daraus herleitet.

XIV.

Und dieſe Vorſchrift iſt die geoffenbarte Religion.

Dieſe Wortſprache Gottes aber, in welcher uns die Art ihm zu dienen und zu gefallen vorgeſchrieben wird, iſt eben das, was wir eine von Gott geoffenbarte Religion nennen, es folget alſo, daß es eine ſolche Religion unumgänglich geben müſſe, weil wir ſonſt ohne alle Vorſchrift unſerer blöden Vernunft allein überlaſſen, in ewigen Zweifeln und Irrthümern herumtappen, und uns von dem Endzwecke, zu welchem wir geſchaffen ſind, vielmehr entfernen, als ihm näher kommen würden.

XV.

Die von Gott geoffenbarte Religion iſt die chriſtliche.

Daß aber die chriſtliche Religion eben jene von Gott den Menſchen unmittelbar gegebene Vorſchrift ſeye, beweiſet ihre Uebereinſtimmung mit der geſunden Vernunft, mit

den göttlichen Eigenſchaften, und alles, was ſich ſeit Entſtehung der von uns angenommenen Offenbarung mit ihr und ihrem Urheber zugetragen hat, welches wir in nachfolgenden drey Abhandlungen zu zeigen haben.

Ende des erſten Theils.

Des

Freyherrn Binder v. Kriegelſtein

k. k. wirklichen geheimen Raths, und des H. Stephansordens Kommandeur,

hinterlaſſene

philoſophiſche Schriften.

Herausgegeben,

von

August Veith von Schittlersberg.

Zweyter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſiſch. Privilegio.

Wien und Prag,

in der v. Schönfeldiſchen Buchhandlung.

1783.

den göttlichen Eigenschaften, und alles, was sich seit Entstehung der von uns angenommenen Offenbarung mit ihr und ihrem Urheber zugetragen hat, welches wir in nachfolgenden drey Abhandlungen zu zeigen haben.

Ende des ersten Theils.

Des

Freyherrn Binder v. Kriegelſtein

k. k. wirklichen geheimen Raths, und des H. Stephansordens Kommandeur,

hinterlaſſene

philoſophiſche Schriften.

Herausgegeben,

von

August Veith von Schittlersberg.

Zweyter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſiſch. Privilegio.

Wien und Prag,

in der v. Schönfeldiſchen Buchhandlung.

1783.

Des

Freyherrn Binder

von

Kriegelſtein

philoſophiſche Schriften.

Zweyter Theil.

Viertes Hauptſtück.

Die chriſtliche Religion ſtimmt mit der geſunden Vernunft überein, hat aber noch viele Vorzüge über die natürliche Sittenlehre.

I.

Die Glaubenswahrheiten der chriſtlichen Religion ſind unbegreiflich, ſie ſind aber darum nicht minder wahr.

Es iſt wahr, daß die Geheimniſſe der chriſtlichen Religion von einem Inhalte ſind, den der menſchliche Geiſt kaum zu faſſen, vielweniger zu begreifen im Stande iſt. Sie ſcheinen ſogar auch unſeren Begriffen zuwider zu ſeyn, aber ſind ſie wohl darum minder wahr, und widerſprechen ſie auch darum wirklich der geſunden Vernunft? Wir begreifen zum Beyſpiel nicht die Verbindung des Ewigen mit einem nur drey und dreyßig Jahre lebenden Sterblichen, begreifen wir vielleicht die Verbindung unſerer Seele

mit dem Leibe? ſind nicht eben auch hier, ſo wie dort ganz entgegengeſetzte Eigenſchaften mit einander vereinbaret? Die Weiſe, wie etwas da iſt, kann uns unbekannt ſeyn, das Daſeyn der Sache ſelbſt iſt darum nicht zweifelhaft. Niemand unter uns zweifelt an der Regierung Gottes über die körperliche Welt. Er iſt aber ein Geiſt, wie kann er in Körper wirken, und die Quelle aller Bewegungen ſeyn? Und warum ſollte nicht auch Gott ſich mit einem endlichen Geiſte durch eine Wunderkraft näher verbinden, und in ihm wirkſam ſeyn können? Eines iſt ſo unbegreiflich, wie das andere, es iſt aber beydes darum nicht minder wahr. Der ungelehrte gemeine Mann würde ſonſt mit Recht die offenbareſten Wahrheiten der Meßkunſt für Lüge, für Träumerey halten, wenn er darum befugt wäre, eine Sache zu läugnen, weil ſie über ſeine Begriffe gehet.

II.

Auch in der Körperwelt giebt es unbegreifliche Dinge, ihr Daſeyn iſt darum dennoch gewiß.

Wenn wir den kleinen Umkreis, in welchem unſere Kenntniße eingeſchränket ſind, betrachten, ſo müſſen wir geſtehen, daß der weiſeſte Schöpfer es ſeinen Abſichten gemäß gefunden haben möge Adem Menſchen auf Erden nur einen kleinen Theil der Dinge und Wahrheiten, nicht aber alles, und das Ganze in ſeinem Zuſammenhange einſehen zu laſſen. Nicht nur bey den Glaubensgegenſtänden der chriſtlichen Religion, ſondern ſelbſt bey dem größten Theile der Körperwelt, und bey ihren Wirkungen triffe das nämliche ein. „ Wo wir unſer Auge nur „ hinwerfen, erblicken wir Dinge, deren „ Gebrauch uns zwar geſtattet worden iſt, „ weil er uns nöthig war, deren Wiſſenſchaft uns aber verſagt worden iſt, weil „ ſie vielmehr unſern Vorwitz unterhalten, „ als uns zur Dankbarkeit erwecket haben „ würde. Alle Welt iſt voll Wahrheiten, „ welche gleichviel ungezweifelt und unbe-

„ greiflich ſind. Das in ſeinen Wallungen
„ ſo wunderbare Licht, die ſo flüßige als
„ wirkſame, in ihren meiſten Erſcheinun-
„ gen ſo ſchreckliche Luft, das in ſeinen Ar-
„ beiten ſo fürchterliche, in ſeinem Weſen
„ ſo verborgene Feuer, die Urweſen der Ele-
„ mente, und ihre unendlich vielfache Ver-
„ webung, das Band, das zwey ſo von
„ einander unterſchiedene Weſen in uns Men-
„ ſchen verbindet, und andere dergleichen
„ Mirakel der Natur müſſen die ſo zuver-
„ ſichtliche Vermeſſenheit des menſchlichen
„ Verſtandes beugen, und ihn ſeiner Schwach-
„ heit auf immer überweiſen. *)

Wir ſehen Erſcheinungen in dem Rei-
che der Schöpfung, von denen wir keine Ur-
ſachen anzugeben wiſſen. Können wir wohl
die Natur eines einzigen von jenen Kräften
beſtimmen, die uns umgeben, die unſern
Sinnen ſo nahe liegen, die auf unſere Or-
ganen ſo fühlbar wirken? Die Beſchaffenheit
eines Tropfen Waſſers, der Bau des klein-

*) Hirtlicher Unterricht (Hirtenbrief) des
Erzbiſchofs von Lyon.

ſten Inſekts, die allgemeine Schwerung der Erdkörper gegen ihren Mittelpunkt, und Millionen andere Dinge ſind uns eben ſo viele unerklärbare Gegenſtände, über die man ſeit mehr als tauſend Jahren Betrachtungen und Verſuche angeſtellet hat, die uns beſtändig unter die Hände kommen, und deren Weſenheit wir bey aller Anſtrengung des Geiſtes noch nicht errathen konnten. Alles bleibt uns noch immer ein Räthſel, noch immer unergründlich, immer unbegreiflich. Aber iſt darum ihr Daſeyn zweifelhaft? Sind ſie darum minder wahr? Gewiß nicht, und eben ſo wenig kann das Unbegreifliche bey den Geheimnißen der chriſtlichen Religion ihre Wahrheit im mindeſten beeinträchtigen. Darum etwas nicht glauben, weil man es nicht begreifen kann, heißt ſeinen Unglauben auf Unwiſſenheit gründen.

III.

Die Glaubenswahrheiten ſcheinen unſern Begriffen zuwider, ſie enthalten aber deshalb keinen Widerſpruch mit der geſunden Vernunft.

Ja, wenn auch die Geheimniſſe der Religion ſogar meinen Begriffen zu widerſprechen ſcheinen, ſo kann ich doch hieraus nur höchſt unrichtig den Schluß ziehen, daß ſie in der That der geſunden Vernunft entgegen ſtreiten. Denn um dieſes behaupten zu können, müßte ich vorher das innerliche Weſen der Dinge, ihre Eigenſchaften und verborgene Verbindungen nicht nur wiſſen, ſondern auch verſichert ſeyn, daß mir nichts mehr verborgen ſeye; das iſt: ich müßte eines Theils von der Evidenz meiner Begriffe gewiß ſeyn, andern Theils zugleich die Natur desjenigen Dinges, das ich mit meinen Begriffen nicht zuſammenreimen kann, ganz durchdrungen haben, um einen Widerſpruch darzeigen zu können. Wir ſind aber von einem ſowohl, als von dem andern gleich weit entfernet. Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes liefert uns nur zu viele Beyſpiele

des irregeführten Verſtandes, als daß wir ihn für den ächten Probſtein aller Wahrheiten anſehen ſollten. Hielten nicht die Menſchen einmal für wahr, was ſie bald hernach für falſch erklärten? War nicht die Lehre von dem Laufe der Erde, von den Gegenfüßlern, von der Elektricität einſt nach den Begriffen der damaligen Philoſophie als eine aufgelegte Unmöglichkeit anerkannt? Und dennoch ſind wir durch lange Erfahrung ſo weit gekommen, daß wir heutiges Tags eben dieſe Lehre, die vor Jahren vernunftwidrig ſchien, als eine ausgemachte Wahrheit annehmen. Niemand zweifelt mehr an der Bewegung der Erde, an Antipoden, und ſo fort. Hat man nun vormals aus Mangel genugſamer Einſicht und Erfahrung verſchiedene Wahrheiten für unmöglich und wider die Vernunft laufend angeſehen, die dennoch richtig waren, warum ſollte denn heut zu Tage nicht bey moraliſchen Wahrheiten das nämliche eintreffen, von welchen unſere Vernunft die deutlichſten Begriffe eben nicht hat? So ſehr wir uns täuſchen würden, wenn wir aus manchen Unordnungen, die wir uns in dem Naturſyſteme wahrzunehmen dünken,

und die wir mit unſern Begriffen von einer höchſten Weisheit nicht zuſammenreimen können, ſchließen würden, daß es vernunftwidrig ſeye, ein höchſtweiſes Weſen zuzugeben, eben ſo ſehr würden wir uns irren, wenn wir aus dem anſcheinenden Streite zwiſchen unſern Begriffen und den Religionsgeheimniſſen ihre wahre Unverträglichkeit mit der geſunden Vernunft folgern würden.

Urtheilet niemal (ſagt einer der neuern und berühmteſten Schriftſteller von der Sekte der Deiſten) urtheilet niemal von Gott nach dem, was ſich ereignet, ſondern beurtheilet vielmehr alle Ereigniſſe nach dem Begriffe, den ihr von Gott habt. In Dingen, welche von der Leitung der Menſchen abhangen, rühren die Unordnungen nur daher, weil eben ſie, die Leiter dieſer Dinge, ſchwach, ungerecht, oder unwiſſend ſind. Keine dieſer Unvollkommenheiten kann in Gott ſeyn. Da nun er die ganze Schöpfung regieret, wie könnte es wohl möglich ſeyn, daß ſich da wahre Unordnungen einfänden? Ich ſehe hier zwey Sätze, deren einer offenbar gewiß, der andere aber dunkel iſt. Es

iſt offenbar gewiß, daß Gott weiſe und allmächtig iſt, es iſt aber nicht gewiß, daß dasjenige, ſo uns Unordnung zu ſeyn ſcheinet, es auch in der That ſeye, indem Gott eine weit erhabnere Einſicht in die Dinge hat, als wir.

Ich entſcheide alſo über eine ungewiſſe Sache durch das, was gewiß iſt, und ſchlieſſe, daß, da ein Widerſpruch in Rückſicht auf unſern Verſtand nichts anders iſt, als ein Streit zwiſchen zwey Begriffen, die wir haben, und da wir keine deutliche Begriffe von Sachen, welche die Vernunft überſteigen, haben können, daß wir alſo auch unmöglich einen Widerſpruch in dergleichen Dingen zu erweiſen im Stande ſind.

IV.

Die Vernunft geräth ſelbſt auf die Spuren mancher Glaubensgegenwürfe.

Aber ungeachtet jener dichten Wolke, die unſern Verſtand umnebelt, und durch welche wir die Lichtſtralen der chriſtlichen Religionswahrheiten nur ſparſam und gebrochen

empfangen, und darum manche Widersprüche uns in ihnen zu sehen dünken, so kann dennoch unsere Vernunft selbst in der Natur Spuren von manchen dieser Wahrheiten entdecken, die uns erst durch die Offenbarung umständlich bekannt werden, wir können uns ihr Daseyn erweisen, ungeachtet uns die Art ihres Daseyns unbegreiflich bleibet.

Zum Beyspiel: auf das Daseyn der Engel.

Die christliche Religion lehret uns zum Beyspiel, daß Engel oder Geister von einem höhern Range, als die menschliche Seele ist, erschaffen sind. Sie giebt uns umständliche Nachricht von ihrem Unterschiede ihrer Bestimmung und ihrer Eigenschaften. Wir gerathen aber auch durch die blosse Leitung des Vernunftlichtes auf die höchst wahrscheinliche Vermuthung, daß es dergleichen über die menschlichen Geister erhabnere Wesen geben müsse. Diese Vermuthung gründet sich auf die Beobachtung der ganzen Schöpfung in der wir unter allen ihren Bestandtheilen eine offenbare Gradation wahrnehmen, so, daß die sogenannten Reiche der Natur nicht

nur unter ſich, ſondern auch jedes derſelben für ſich, und in ſeinen Theilen durch mehrere oder mindere Eigenſchaften ſtuffenweiſe unterſchieden ſind. Wir halten daher dafür, daß es in dem Reiche der Geiſter eine ähnliche Gradation geben möge. Wir ſind ferner überzeugt, daß uns die Natur unzählige Gegenwürfe vorhält, an deren Daſeyn wir nicht zweifeln, deren innere Eigenſchaften aber wir nicht begreifen können; Da nun gleichwohl die göttliche Weisheit bey der ganzen Schöpfung die Verkündigung ihrer ſelbſt, und ihre Verherrlichung in den Augen denkender Weſen zum Zwecke hatte, und eben darum nichts von allen ihren Werken gänzlich unbekannt laſſen kann, ſo ſchließen wir abermal hieraus, daß es vollkommnere Geſchöpfe geben müſſe, deren Verſtandeskräften für höhere Begriffe gemacht ſind, und welche mehr wiſſen, als wir.

Auf den Fall der erſten Menſchen.

Auf eine ähnliche Art gerathen wir auch durch bloſſe Vernunftſchlüße auf die Spuren einer der Hauptgrundwahrheiten unſerer Religion, ich meyne den Fall des erſten Men-

ſchen, auf welchem das ganze Lehrgebäude des alten und neuen Bundes ruhet. Wir leiten dieſes aus folgenden Sätzen her. Nachdem die Seele ihrer Natur nach ein ohne Vergleich edleres Weſen iſt, als der Leib; ſo wollte Gott, daß ſie mit ihm ohne Abhängigkeit, und ohne Knechtſchaft vereiniget wäre, ſein Plan war es gewiß nicht, daß ein ſo edler Geiſt einem Erbſcholle unterworfen, und ein unſchuldiges denkendes Weſen gezwungen ſeyn ſollte, nach den Bewegungen eines Häufleins Staubes Schmerz und Elend zu ertragen. Die Seele alſo, die ſo ſehr über den Körper erhaben iſt, beherrſchte ihn anfangs mit unumſchränkter Gewalt, ſie erregte die Bewegungen in allen ſeinen Theilen, vorzüglich aber in jenen, mit welchen ihre Eindrücke unmittelbar verbunden ſind, nach Belieben, und ſtellte ſie auch wieder ein. Daher kam es, daß ſie nur dann, wann ſie es wollte, Vergnügen oder Schmerz empfand, daß ſie keine Empörung wider ihre Vernunft fühlte, daß ſie zwar durch den Körper ſinnlicher Gegenſtände gewahr wurde, ohne jedoch von ihm wider ihren Willen zur Liebe dieſer Dinge angetrieben zu

werden, daß ſie nach Belieben die Eindrücke mäßigen, ſie aufhalten, oder vertreiben, ja ſogar ihrer Entſtehung zuvorkommen konnte. Sie hatte hiezu nur nöthig, die Hauptheile des Gehirns unbeweglich zu machen, woraus ſich leicht begreifen läßt, daß der erſte Menſch ſeine Augen öffnen konnte, ohne irgend was zu ſehen, ſeine Ohren, ohne darum etwas zu hören, daß er eſſen konnte, ohne ein Vergnügen dabey zu empfinden, ſchlafen, ohne ſeine Unterſuchungen über die Wahrheit zu unterbrechen, daß er dieſe reizende Anſtrengung des Geiſtes, ſo lange es ihm gefiele, fortſetzen konnte, ohne hievon durch irgend einen ſinnlichen Eindruck, und noch vielweniger durch einen Schmerz abwendig gemacht zu werden. Das Weſentliche der Vereinigung der Seele mit dem Leibe beſtand in einer beyderſeitigen Uebereinſtimmung der Gedanken des Geiſtes, und der Bewegung des Körpers. Aber dieſe Uebereinſtimmung war an Seite des Geiſtes nicht nur von aller Abhängigkeit frey, ſondern vielmehr mit einer uneingeſchränkten Macht vereinbaret.

Gegenwärtig iſt es nicht mehr ſo. Die menſchliche Seele iſt nicht nur dieſer Gewalt beraubet, ſondern ſie hängt auch dergeſtalt von den Bewegungen des Körpers ab, daß ſie wahrhaftig Urſache hat ihren Zuſtand zu beſeufzen. So groß aber auch immer dieſe Veränderung in ſich ſelbſt, und in ihren Wirkungen ſeyn mag, ſo hat ſie doch auf die Verbindung der Seele mit dem Leibe keinen Einfluß. Die wechſelſeitige Uebereinſtimmung der Gedanken bey jener und der Bewegungen bey dieſem beſtehet noch immer. Die Sinnen leiſten noch heut zu Tage ihre Verrichtungen, und machen uns noch ſo wie in den erſten Zeiten mit allen dem, was um uns geſchieht, bekannt. Die Veränderung, die ſich hier ergeben hat, beſteht alſo nur in der Entziehung jener Gewalt, die Gott dem menſchlichen Geiſte verliehen hat, die Bewegungen des Körpers nach ſeinem eigenen Gutdünken zu mäſſigen, oder einzuſtellen. Aber welch ſeltene Wirkungen entſpringen nicht aus der Entziehung dieſer Gewalt? Der Geiſt, der nicht mehr Meiſter über die Bewegungen der Hauptheile des Gehirns iſt, leidet beſtändig die Eindrücke,

die dieſe auf ihn machen, und empfängt durch ſie eine unzählbare Menge ſinnlicher Ideen, angenehmer und widerwärtiger Empfindungen, die ihn entweder unglücklich, oder ausſchweifend machen. Und das Uebelſte dabey iſt, daß dieſe ſinnlichen Eindrücke gewöhnlich, ſo empöriſch und hartnäckig ſind, daß man ſich oft wider Willen zu ſinnlichen Dingen hingeriſſen ſieht, und nur mit der äußerſten Gewaltthätigkeit, und ſo zu ſagen nur durch Nebenwege ihnen Einhalt zu thun im Stande iſt. Daher kömmt jenes Toben der Leidenſchaften, jene Abweichung von der Vernunft, jener Kampf zwiſchen dem Geiſte und dem Fleiſche, und endlich jene ſeltenen Paradoxen und wunderlichen Widerſprüche, die wir in einem und eben demſelben Menſchen bemerken.

An dieſer Veränderung muß nun entweder Gott, oder wir die Schuld tragen. Wie kann man aber glauben, daß ein unendlich vollkommenes Weſen an Unordnungen Gefallen finde, daß es ſich ſelbſt widerſpreche, daß es ohne Urſache wolle, und nicht wolle, daß es uns für

eine Religion beſtimme, uns die Pflicht auferlege es zu lieben, und ſich ihm ganz zu widmen, daß es uns aber auch zugleich aus Eigenſinn von ſich ſtoſſe, verwerfe, und von aller Religion entferne? Es iſt unmöglich, daß Gott alles dieſes ohne Urſache thue. Man muß entweder keinen Gott glauben, oder ſich überreden, daß er wahrhaftig Urſachen habe, uns ſo zu behandeln. Wir müſſen daher ein uns unbekanntes Verbrechen begangen haben, welches uns ſeine Ungnade zugezogen, uns zum Gegenwurfe ſeines Zorns und unwürdig gemacht haben mag, an ihn zu denken, und ihn zu lieben. Wir müſſen ihn genöthiget haben, ein ganz anderes Betragen gegen uns anzunehmen, unſern Geiſt ſeiner Vorzüge zu berauben, Finſterniß über ihn zu lagern, ihn ſeiner Schwäche zu überlaſſen, den Empörungen des Körpers bloß zu ſtellen, dem Schmerze und Elende preis zu geben, und uns von jener Vollkommenheit, von jenem Range, in dem wir geſchaffen waren, ſo tief herabzuſetzen. *) Was kann

*) L'Incredule amené à la Religion par la raiſon.

ſonſt jene ungeheure Kette von Uebeln, die wir nach uns einherſchleppen, und an die uns ein unendlich gerechter Gott geſchmiedet hat, anderes ſagen, als daß wir ſträfbar ſind? Entweder iſt er grauſam, oder wir ſind Miſſethäter.

Es führt uns alſo unſere Vernunft ſelbſt auf die Spuren der erſten Sünde, auf die Quelle unſeres Unglücks. Und ſo ſehen wir, daß ungeachtet die Gegenſtände des Glaubens der Vernunft unbegreiflich ſind, ungeachtet ſie ihr ſelbſt zu widerſprechen ſcheinen, ſie ihnen dennoch das Zeugniß von ihrer Wahrheit zu geben, nicht verſagen könne, daß ſie ſogar noch zu ihrer Bekräftigung das ihrige beytrage.

V.

Die chriſtliche Religion kläret hingegen die Vernunft über viele Zweifeln und Anſtände auf.

Im Gegentheil hat ſie aber auch eben dieſen Glaubenswahrheiten die Entwicklung von unzähligen Zweifeln zu verdanken, in die

ſie ſich bey jedem Schritte ihrer Unterſuchungen immer mehr und mehr verwickelt. Wie viel unbegreifliche Dinge löſen ſich nicht erſt durch die Erkenntniß dieſer Wahrheiten auf, ohne welche wir ſelbe nie würden enträthſelt haben? Als ein unglücklicher Sklave ſeiner Leidenſchaften kömmt der Menſch auf die Welt. So hat ihn doch Gott nicht gemacht, ſagt die Vernunft, er muß ſich ſelbſt in ſein Elend geſtürzet haben. Aber wann, und wie that er dieſes? Hier kann uns die Vernunft nichts mehr ſagen. Gott kann ſein Werk nicht gänzlich verworfen haben, er hat mit uns nicht auf immer und ohne alle Hofnung einer Verſöhnung gebrochen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Gott, deſſen Weisheit und Güte unendlich iſt, und der den Einſturz der menſchlichen Vollkommenheit, und der erſten Religion vorſahe, nicht zugleich auf Mittel ihrer Wiederherſtellung bedacht geweſen ſeyn ſollte. Aber welches iſt das Mittel ihrer Herſtellung? Hier bleibt abermal aller Verſtand ſtille ſtehen. Gerechtigkeit und Ordnung ſind weſentliche Eigenſchaften Gottes, er kann nie wider die Ordnung handeln, ohne ſich ſelbſt zu widerſpre-

chen, und wenn wir ſie zerſtören, ſo beleidigen wir ihn, ſeine Gerechtigkeit will aber Genugthuung für die Beleidigung haben; denn ob zwar Gott gütig iſt, und gerne verzeihet, ſo kann er es doch nicht auf Koſten ſeiner Gerechtigkeit thun, er kann die Sünden der Menſchen nicht nachlaſſen, ohne eine verhältnißmäßige Genugthuung, eine verhältnißmäßige, eine hinreichende Genugthuung aber nenne ich jene, die mit dem Verbrechen im Verhältniße ſteht; um dieſes Verhältniß zu beſtimmen, muß der Grad der innern Bosheit, die in der zugefügten Beleidigung liegt, erwogen werden, dieſer Grad kann nur nach der Würde der beleidigten Perſon beſtimmet werden, die Würde desjenigen Weſens, das der Menſch beleidiget, iſt unendlich, die Größe der Sünde muß unendlich ſeyn. Wo wird nun die Vernunft für die Genugthuung ein Opfer von unendlichem Werthe ausfindig machen? Vielleicht unter den Menſchen? Aber eben dieſe ſind die Verbrecher, die Gott ſtraft, und ſelbſt die reinſten Geiſter ſind doch noch immer nur Geſchöpfe, und alle Geſchöpfe zuſammengenommen, machen noch nichts Unendliches aus,

sie taugen also nicht für eine unendliche Genugthuung. Da es nun zwischen Gott und dem Geschöpfe kein Mittel giebt, so kann die Vernunft auch unter allen Wesen keinen Mittler finden.

Aber allen diesen und unzähligen andern Schwierigkeiten, die dem nachdenkenden Verstande aufstossen, hilft die christliche Religion auf einmal ab. Durch ihr Licht zerstreuet sie die Finsterniſſen, in denen die Vernunft fruchtlos herumtappte, und führet sie aus einem Labyrinthe von Zweifeln und Schlüßen heraus. Sie zeigt ihr die Wirklichkeit von dem, was ihr wahrscheinlich dünkte, sie belehrt sie über die Umstände der ersten Sünde, sie sagt ihr, daß Gott wirklich einen Mittler von unendlichen Verdiensten den Menschen gegeben, und hiedurch ein Mittel gefunden habe, seine Gerechtigkeit und seine Barmherzigkeit zu vereinbaren, indem er aus bloſſer Güte einen Versöhner herziebt, und durch eben diesen Versöhner seiner Gerechtigkeit vollkommen Genüge leistet. Und nun sieht die Vernunft auf einmal einen Zusammenhang von Sachen

welcher nur der Wahrheit allein ganz eigen ſeyn kann. Wir konnten nicht zu Gott kommen, er iſt alſo zu uns gekommen, die Erniedrigung iſt unendlich, aber die Hoffart des Verbrechers war eben ſo groß. Die unendliche Beleidigung mußte durch eine unendliche Genugthuung getilget werden, nichts iſt unendlich als Gott ſelbſt, es mußte alſo von ihm geſchehen, es konnte aber nicht geſchehen, wenn er nicht Menſch geworden wäre. Und ſo klärt ſich der Vernunft eine Wahrheit nach der andern auf, die für ſie ohne das Licht der chriſtlichen Religion in ein ewiges undurchdringliches Dunkel verhüllet geblieben wäre. (Aus der wechſelſeitigen Hilfe, die die Religion der Vernunft, und dieſe der Religion leiſtet, erhellet ihre Uebereinſtimmung) So leiſtet dieſe der Vernunft einen unſchätzbaren Dienſt, indem ſie ſelbe eines Theils von der Wirklichkeit ſo vieler Dinge überführet, von denen ſie nur die Spuren durch mannigfaltige Unterſuchungen entdecken konnte, anders Theils auch ihr ganz neue, unerſinnliche Wahrheiten bekannt macht, durch welche ſie aus einem Gewirre von unzähligen Anſtän-

den und Zweifeln gerissen wird. Die Vernunft hingegen erweiset der Religion einen nicht minder wichtigen Dienst, indem sie sich bestrebet, mittels ihrer Betrachtungen die Wahrheit mancher Glaubensgegenwürfe zu bekräftigen. Und aus dieser wechselseitigen Hilfe, die sie einander darbieten, erhellet die Verträglichkeit, die Uebereinstimmung, die Harmonie zwischen beyden.

VI.

Das Unbegreifliche an den Geheimnissen dient zum Beweise für die christliche Religion.

Es giebt aber darum noch immer Glaubenswahrheiten, die von unabsehlicher Tiefe, von unbegreiflichem Inhalte sind; Wahrheiten, auf deren Vermuthung keine Vernunft je gerathen würde. Aber eben dieses ist eine wesentliche Eigenschaft einer geoffenbarten Religion. Sie muß sich auf Geheimniße gründen, sie muß so erhabene Dinge lehren, zu der sich die Vernunft nicht schwingen kann. Würde sie uns Sachen sagen, die wir ohne sie wissen könnten, so wäre sie entbehrlich, sie wäre nicht Offenbarung.

VII.

Sie fodert daher den Glauben, und dieſer gehört zu einer vollkommenen Religion.

Und darum fodert ſie den Glauben von uns, und die Billigkeit dieſer Foderung muß die Vernunft ſelbſt anerkennen, ob es gleich ihre ganze Freyheit koſtet. Wir ſind überzeugt, daß, da unſer ganzes Weſen das Werk der Allmacht und Güte Gottes iſt, und wir ihm daher ganz eigen ſind, er die gerechteſten Anſprüche habe, von uns mit allen Leibes- und Gemüthskräften, folglich mit unſerm Verſtande und Wille verehret zu werden, dieſes geſchieht aber an Seite des Willens durch die Ueberwindung und Aufopferung unſerer unerlaubten Begierden, an Seite des Verſtandes läßt ſich keine andere Aufopferung denken, als jene, die durch den Glauben geſchieht, wenn wir nämlich auf Gottes Wort allen jenen Wahrheiten, die uns noch ſo unbegreiflich ſind, einen unbedingten Beyfall geben. Es kann alſo keine vollkommene Religion ohne Aufopferung und Unterwerfung des Verſtandes beſtehen, und da dieſe Unterwerfung nicht

anders, als durch den Glauben ausgeübet wird, so müssen denn in einer vollkommenen Religion Geheimnisse vorhanden seyn, das ist Wahrheiten, welche außer dem Gesichtskreise der Vernunft liegen, und bey welchen keine Ueberzeugung, kein Wissen statt findet, widrigenfalls der Verstand keine Gelegenheit für die Aufopferung seiner selbst finden würde, er würde nicht den gehörigen Antheil an der Verehrung des höchsten Wesens nehmen, er würde von dem allgemeinen Tribute, den alle Geschöpfe nach dem ganzen Umfange ihrer Kräften dem Schöpfer zu leisten haben, zum Theile ausgeschlossen bleiben. Wie thöricht handelt also der sogenannte starke Geist, der die Geheimniße zum Beweggrunde seines Unglaubens annimmt, da sie gerade den Beweis von der Wahrheit und Vollkommenheit unserer Religion ausmachen. Er weigert sich seinen stolzen Verstand vor Wahrheiten zu beugen, denen man doch so viel Göttliches ansieht, die in allem Betrachte Ehrfurcht einflößen, und einen heiligen Schauder erwecken müssen, wo er hingegen vor tausend albernen, ungereimten, und oft den abscheulichsten Meynungen seiner Aber-

philoſophie, als vor eben ſo vielen Götzen niederfällt, und ihnen ſo willig einen unbedingten Beyfall ſeines ſtolzen Verſtandes zum Opfer bringt.

VIII.

Dieſer religiöſe Glaube iſt eine Gabe Gottes.

Aber eben hieraus beſtättiget ſich die Lehre der Chriſten, daß der religiöſe Glaube, eine Gabe Gottes ſeye; denn warum glaubet der ſtarke Geiſt weltliche Begebenheiten ohne Anſtand? warum hängt er oft den unverſtändlichſten Meynungen einer falſchen Weltweisheit mit ſo viel Hartnäckigkeit an, da er doch beyden ohne irgend einen Nachtheil befürchten zu dürfen, ſeinen Beyfall verſagen könnte? und warum verwirft er im Gegentheil mit ſo viel Leichtigkeit die Wahrheiten unſerer Religion, da ihm doch die entſetzliche Gefahr nicht verborgen ſeyn kann, der er ſich durch dieſen Schritt nähert, und da ihm doch wenigſtens immer die ſchreckliche Ungewißheit zurück bleibt, ob er nicht hiedurch ſich ſein ewiges Unglück bereite? Die

Urſache deſſen kann keine andere ſeyn, als weil der religiöſe Glaube eine Gnade Gottes iſt, welche er jenen Menſchen, die nur den Lüſten ihres verderbten Herzens Gehör geben, aus unergründlichen, und ihm allein bekannten Urſachen verſagt.

IX.

Beſchluß der Betrachtungen über die Glaubenslehre.

Aus allen dieſen Betrachtungen läßt ſich nun das Verhältniß und die Beziehung, in welcher die Vernunft mit den Glaubensſätzen der chriſtlichen Religion ſtehet, genüglich beſtimmen. Wir ſehen, daß aus der Unbegreiflichkeit dieſer Sätze dem Verſtande kein Recht erwachſe, an ihrer Wahrheit zu zweifeln, noch aus ihrer Unverträglichkeit mit unſern ſchwachen Begriffen ſie eines Widerſpruchs zu beſchuldigen, daß der Verſtand im Gegentheil ſich ſelbſt von ihrer Wahrheit zum Theile überzeuge, von ihnen hingegen Licht und Aufklärung über unzählige Anſtände empfange, daß endlich das Geheimnißvolle, das Unerreichbare, das Unergründli-

che dieſer Wahrheiten zur Weſenheit einer vollkommenen Religion gehöre, und daß ſich die Vernunft von der Pflicht ſie zu glauben mit keinem Grunde loszählen könne.

X.

Die chriſtliche Pflichtenlehre ſtimmt mit der Vernunftlehre überein, hat aber viele Vorzüge vor dieſer.

Laſſet uns nun auch die Sittenlehre der chriſtlichen Religion mit all jener Ehrfurcht, die das Anſehen ihres Lehrers, und ihre innere Vortreflichkeit von uns heiſchet, unterſuchen, und ſie auf die Grundſätze der Vernunft zurückführen. Aus ihrer Gegeneinanderhaltung und Vergleichung mit jenen, wird ſich der Beweis von ihrer vollkommneſten Uebereinſtimmung, zugleich aber auch die ungemeinen Vorzüge, die dieſe vor aller blos natürlichen Moral behauptet, von ſelbſt entwickeln.

Die Vernunft lehrt uns eine innere Verehrung Gottes.

Gott ist der Urheber meines Daseyns; ehe er mich schuf, war nichts von mir da, ich bin also ganz von ihm. Bey meiner Erschaffung konnte er mir nichts anderes, als sich selbst zum Endzwecke vorsetzen, weil aller Endzweck außer ihm selbst unendlich niederer und unedler ist. Ich kann aber zur Vergrösserung seiner inneren Seligkeit nichts beytragen, weil diese unendlich, und alles Zuwachses unfähig ist. Mir bleibt also zu Erreichung des mir vorgesetzten Zieles nichts anders übrig, als seine äußere Verherrlichung, das ist: die Verehrung und Anbethung seiner unendlichen Vollkommenheit; Mein ganzes Wesen muß also seine Richtung nach diesem Zwecke haben. Leib und Seele machen aber meine Wesenheit aus, beydes ist also zu seiner Verehrung bestimmt. Hieraus entstehet meine Pflicht zu einer äußern oder leiblichen, und zu einer inneren oder geistigen Verehrung. An dieser inneren Verehrung muß wieder meine ganze Seele Theil nehmen. Mein Gedächtniß muß mir die Größe der

Wohlthat meines Daſeyns und meiner Erhaltung, und alle die unzähligen Geſchenke, die die Hand Gottes über mich ausgegoſſen hat, ſtäts mit Dankbarkeit zurückrufen, mein Verſtand muß ihn als das höchſte Weſen erkennen, ihm alle Vollkommenheiten ohne Gränzen zueignen, und einen ſo hohen Begriff als nur immer möglich iſt, ſich von ihm machen. Mein Wille muß mich nur zu jenen Handlungen beſtimmen, die mir ſein in alle Herzen geſchriebenes Geſetz erlaubet, oder gebietet. Das iſt beynahe alles, was mich die Vernunft über die innere Verehrung Gottes lehret.

XI.

Die chriſtl. Religion macht dieſe innere Verehrung vollkommener.

Der Unterricht hingegen, den mir die chriſtliche Religion hierüber ertheilet, begreift nicht nur alles dieſes, ſondern noch weit vollkommnere Dinge in ſich. Sie verſichert mich, daß ich geſchaffen ſeye Gott zu dienen, zugleich aber auch ewig glückſelig zu werden. Die Wohlthat meines Daſeyns muß mir al-

ſo unendlich ſchätzbarer werden. Sie ſagt mir, daß ich das Loos dieſer glücklichen Beſtimmung muthwillig verloren, und Gott ſich gewürdiget habe, durch die Aufopferung ſeines eingebohrnen Sohns mir es wieder zu erkaufen. Meine Dankbarkeit hebt ſich alſo zu einem weit höheren Grade empor. Sie lehret mich nicht nur ſeine Geſchenke, ſondern auch ſeine Züchtigungen als Merkmaale ſeiner Gunſt anzuſehen; Sie heißet mich ſeine lohnende, und ſeine ſtrafende Hand zu küſſen, ihn in beyden als Vater zu erkennen, und zu ſegnen, Noth wie Ueberfluß, Schmerzen wie Geſundheit, Demüthigung wie Ehre, als wahre Wohlthaten mit dem zärtlichſten Danke zu erwiedern. Die chriſtliche Religion liefert alſo meinem Gedächtniße noch einmal ſo viel Stoff und Urſachen Gott zu danken und zu verehren, als immer die natürliche Sittenlehre zu liefern im Stande iſt. Meinem Verſtande zeigt ſie die göttlichen Vollkommenheiten in dem allervortreflichſten Glanze, wie wir es weiter unten erweiſen werden, ſie prägt ihm die allererhabenſten Begriffe von ihnen ein, ſeine Achtung gegen Gott ſteigt alſo auf den

höchſten Gipfel der Möglichkeit. Ueber alles dieſes lehrt ſie ihn aber noch mittels des Glaubens eine vollkommene Unterwerfung gegen Gott zu zeigen, ſich ſelbſt zu einem Opfer zu machen, und Gott auf eine Art zu verehren, die in der natürlichen Religion, wo keine Geheimniſſe vorhanden ſind, gar nicht einmal Platz greifet. Meinen Willen lehrt ſie endlich nicht nur alle meine Handlungen nach der Richtſchnur der göttlichen Geſetze zu beſtimmen, ſondern ſie zeigt ihm auch die vollkommneſte Art dieſer Beſtimmung, ſie giebt ihm die allerwirkſamſten Mittel, den allerſtärkſten Beweggrund hiezu, und macht ihm die Abweichung von dieſer Richtſchnur beynahe unmöglich, oder doch ohne Vergleich ſchwerer, als alle natürlichen Religionsſyſteme vermögen. Vor allem legt ſie zum Grunde, daß Gott das einzige wahre und höchſte Gut ſeye, daß er alſo über alles, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele, und aus allen Kräften geliebet werden müſſe.

Kann was Vernünftigeres, Vortrefflicheres, Glückſeligeres gedacht werden, als die

Liebe eines unendlich vollkommenen Gegenstandes? Welche Weisheit auf Erden hat je ihre Moral auf diesem Grundsatze gebauet? Diese Liebe muß so geartet seyn (sagt sie mir) daß ich alles, was außer diesem unendlich liebenswürdigen Gegenwurfe da ist, geringer achte, daß ich mein ganzes zeitliches Glück hindansetzen müsse, so fern es mit dieser Liebe unverträglich wird, daß ich viel tausendmal lieber den grausamsten Tod wählen solle, als mich zu einer Handlung entschliessen, die mir das Misfallen meines Gottes zuziehen könnte. Sie fodert von mir, daß ich jede aufwallende Begierde, die mich von der Richtschnur des göttlichen Willens entführen könnte, gleich in ihrer Geburt ersticke, ja, sie findet selbst jeden vorübergehenden, noch so flüchtigen Gedanken, der mit der Heiligkeit Gottes streitet, strafbar, und da sie mich verpflichtet, jedes Verlangen, jeden Wunsch, jeden Gedanken diesem höchsten Zwecke unterzuordnen, so macht sie, daß auch diese Seelenkraft, so wie es bey dem Verstande mittels des Glaubens geschieht, an sich eine völlige Aufopferung ihrer selbst vollziehet, und daß mein ganzes Leben zu

einer immerwährenden Verehrung Gottes wird. Sie geht noch weiter, indem ſie mich lehret, auch noch dann mit eben jener Wärme, mit eben jenem Eifer und Inbrunſt Gott zu lieben, wenn auch gar keine Belohnung damit verbunden wäre. Wo iſt nun die Religion, die mir eine ſo uneigennützige, ſo edle, ſo geläuterte, und ſo vollkommene Liebe gegen Gott auferleget, die mich eine ſolche Aufopferung meiner ganzen Seele lehret? Ich berufe mich auf das Zeugniß, das jedem Philoſophen ſein eigenes Herz geben muß, ob ſein Syſtem dem Willen einen ſo hohen Schwung von Liebe zu geben vermöge, und ob ihn ſeine Grundſätze eine ſolche Erhebung zu Gott fühlen machen. Seine Religion ſchildert ihm Gott in dem Geſchenke ſeines Daſeyns, und in ſeinen günſtigen Umſtänden als ſeinen Wohlthäter, mir ſchildert ihn die Chriſtliche in dieſen und in ſo vielen mir erſt durch ſie bekannt gewordenen unermeßlichen Wohlthaten, ja ſelbſt in meinem bitterſten Schickſale als den zärtlichſten Vater. Seine Religion treibt ihn zur dankbaren Erinnerung an, meine reißt mich hin zu ihr. Sein Verſtand ſieht die Allmacht, Güte, Ge-

rechtigkeit, und Weisheit Gottes nur durch die Natur, in der sich ihm die Wirkungen dieser Eigenschaften allein ausdrücken, mein Verstand sieht nebst diesen durch die Geheimnisse meiner Religion noch ganz andere, ganz außerordentliche Ausdrücke dieser Eigenschaften. Alle Verehrung Gottes, deren sein Verstand empfänglich ist, besteht in der dunkeln Erkenntniß und Anstaunung seiner unendlichen Vollkommenheit, mein Verstand treibt noch durch den Glauben diese Verehrung bis zur Unterwerfung, Gefangennehmung und Aufopferung seiner selbst. Seine Grundsätze heissen ihn Gott als Gutthäter lieben, die Grundsätze meiner Religion lehren mich ihn als das höchste Gut in sich selbst, ohne Rücksicht auf mein Wohl zu lieben. Es ist also offenbar, daß die innere oder geistige Verehrung Gottes, zu der uns die christliche Religion anleitet, mit jener, die der Philosoph aus der bloßen natürlichen Sittenlehre herholet, zwar vollkommen übereinstimmen, zugleich aber auch unendlich viele Vorzüge über sie habe.

XII.

Ueber die äußere Verehrung Gottes kann die Vernunft nichts Beſtimmtes ſagen, ſie lehret nur, daß ſie nothwendig ſey.

Von der äußern oder körperlichen Verehrung Gottes ſagt eben dieſe natürliche Sittenlehre, daß, um an der Erfüllung unſerer Beſtimmung nichts ermangeln zu laſſen, das iſt, um Gott nach dem ganzen Umfange unſers Weſens zu verehren, auch der Leib ſeinen Antheil hieben nehmen müſſe. Ich muß die dankbaren Empfindungen, die die ſtäte Erinnerung ſo vieler von Gott empfangener Gutthaten in mir rege macht, und nährt, mit meinem mündlichen Danke vereinbaren, und durch dieſen ſinnlichen Ausdruck meiner innern Dankbarkeit, die Güte Gottes gegen mich meinen Mitgeſchöpfen verkündigen. Die erhabenen Begriffe, die ich von ſeiner unendlichen Vortrefflichkeit habe, die Hochachtung, die mein Verſtand gegen ſelbe heget, müſſen in ein lautes Lob ſeiner Herrlichkeit ausbrechen, ſie müſſen ſich durch ehrfurchtsvolle Gebärden ſichtbar machen, und hiedurch meine Nebengeſchöpfe

zur Anbetung Gottes einzuladen. Die Liebe gegen Gott, die meine Seele durchglüht, muß auch außer sich wirken, und meinem ganzen äußeren Betragen seine wahre Richtung geben. Es müssen mit einem Worte, Gebärden, Sprache, und Handlungen jene innere Anbetung begleiten, welche mein Gedächtniß, Verstand, und Wille dem höchsten Wesen leistet; denn da es schlechterdings dort keine Vollkommenheit geben kann, wo zwey oder mehrere Dinge, die zu einem Endzwecke bestimmt sind, nicht einstimmig zu eben diesem Zwecke mitwirken, so kann auch jene Religion schlechterdings keine Vollkommenheit haben, wo nur der Geist, und nicht zugleich der Körper an der Verehrung Gottes Theil nimmt, da diese beyden Bestandtheile der menschlichen Wesenheit zu eben jener Verehrung, als zu ihrem gemeinschaftlichen Zwecke geschaffen sind.

Es bleibt zwar immer die innere Anbetung die vollkommneste, es darf aber darum die äußere nicht außer Acht gelassen werden, sie ist vielmehr um so nothwendiger, je weniger es Menschen giebt, die ohne diese ihre

Seelenkräften zu dem erforderlichen Grad von Andacht ſpannen können. Ueber alles dieſes iſt auch unſere Verbindlichkeit zu dem äuſſern Gottesdienſte die ſüſſeſte aller Pflichten, ſie iſt mit ſo viel Vergnügen des Geiſtes vergeſellſchaftet, daß, indem wir durch unſer Gebet Gott die Ehrerbietung erzeigen, wir uns zugleich ſelbſt den gröſten Dienſt erweiſen. Denn was iſt für ein Geſchöpf gröſſer und herrlicher, als ſich vor ſeinem Schöpfer in der tiefſten Demuth niederwerfen, und von der Hochachtung gegen ſeine unermeßliche Größe ganz durchdrungen ſich im Staube hinbeugen, ihm ſeine Schwäche und Nichtigkeit in dieſer Verdemüthigung vorſtellen, ſein Anliegen und Verlangen mit dem zuverſichtlichſten Vertrauen vor ihm ausſchütten, und ſeine Gnade anflehen! Welch ein Vergnügen für uns, wenn wir die gedrängten Empfindungen der Dankbarkeit, die unſere ganze Seele füllen, in laute Segnungen ſeiner Güte ausbrechen laſſen, wenn wir ihm jene Liebe geſtehen dürfen, die uns ganz zu ihm hinreiſſet, und die uns nach einer ewigen Vereinigung mit ihm ſehnen macht! Iſt nicht dieſe Anbetung ein Theil

der Glückſeligkeit eines vernünftigen Geſchöpfes? Ihm dieſe Anbetung verwehren, hieße ihm das edelſte Vergnügen rauben.

Der äußere Gottesdienſt gründet ſich alſo auf unſere eigene Glückſeligkeit, auf den Begriff von Vollkommenheit, und auf den Endzweck unſers Daſeyns. Dieß ſind die Quellen, aus welchen die natürliche Sittenlehre ſeine Nothwendigkeit erweiſet.

Aber ungeachtet deſſen giebt ſie doch von dieſer körperlichen Verehrung noch keine hinlängliche Beſtimmung. Sie entſcheidet nichts über die Art, wie ſie in Ausübung zu bringen ſeye, alles iſt noch willkührlich. Und eben hieraus haben manche Anlaß genommen, alle äußere Verehrung gänzlich zu verwerfen, andere hingegen, da ihnen die Vernunft hierinfalls keine Leitung geben konnte, ſondern ſie ihrer Willkühr überließ, verirrten ſich ſo weit, daß ſie ſich körperliche Bilder ſchnitzten, in denen ſie anfangs Gott zu verehren ſuchten, welchen ſie aber nach der Hand die Gottheit ſelbſt zumutheten, die ſie anbeteten, denen ſie ſogar Men-

ſchen ſchlachteten, und in dieſen grauſamen Opfern einen Dienſt zu erweiſen glaubten.

XIII.

Die chriſtliche Religion ſchreibt den vortrefflichſten äuſſerlichen Gottesdienſt vor.

Dieſen Ausſchweifungen, dieſen ſo gräulichen Irrthümern macht die chriſtliche Religion ein Ende, ſie hebt jene Willkührlichkeit eines philoſophiſchen Gottesdienſtes auf, indem ſie die äußeren Religionshandlungen beſtimmt, und uns eine der höchſten Majeſtät allein würdige Anbetung umſtändlich vorſchreibt.

a) In ihren Gebeten.

Um uns deſſen zu überzeugen, dürfen wir nur die Bücher der Schrift aufſchlagen, wo wir allenthalben die vortrefflichſte Weiſe der Anbetung antreffen werden. Durchaus herrſcht ein außerordentliches Feuer der Andacht, alles iſt voll der erhabenſten Ausdrücke, die die Seele zu den höchſten Ideen von Gott aufſchwellen machen. Hier finden wir die angemeſſenſte Sprache, in der wir unſere

ganze Dankbärkeit ausgieſſen, unſere Hochachtung gegen Gott am Tag legen, unſere Nichtigkeit bekennen, unſere Zerknirſchung ausdrücken ſollen, hier finden wir die Lobſprüche, deren wir uns zu bedienen haben, wenn wir das höchſte Weſen auf eine ihm anſtändige und würdige Art preiſen wollen. Vorzüglich dürfen wir nur das Gebet erwegen, welches wir von dem Stifter unſerer Religion ſelbſt gelehret worden ſind. Es enthält das Bekenntniß der väterlichen Sorge, die Gott für uns trägt, den Ausdruck eines kindlichen Zutrauens gegen ihn, einen edlen Eifer für die Ehre ſeines heiligen Namens, es iſt von einem Inhalte, der alle Bedürfniſſe, die auf unſer gegenwärtiges und künftiges Wohl eine Beziehung haben, in ſich faſſet, kurz: es iſt der Inbegriff aller Bitten, die immer ein vernünftiges Geſchöpf an ſeinen Schöpfer ſtellen kann.

Nebſt der Vortrefflichkeit, die in dieſer Anweiſung zum Gebete lieget, hat ſie noch das beſondere an ſich, daß ſie für jede Gattung Menſchen gemacht iſt. Auch der blödeſte Chriſt, der Gott nicht gehörig im Gei-

ſie zu verehren im Stande iſt, kann durch dieſe mündliche Anbetung, wenn er mit ihr eine reine Abſicht vereiniget, eben ſo gut; als der aufgeklärte Chriſt ſeinen Gott verehren, weil Gott nach der Lehre unſerer Religion, die Menſchen nach ihrem Vorſatze und Beſtreben, nicht nach dem Werke allein richtet, weil es bey ſeinem Dienſte nicht auf die tiefe Erkenntniß ankömmt, und weil die Abſicht auch ohne That, nie aber die That ohne Abſicht in ſeinen Augen gültig iſt. Glücklicher Zuſtand, da ich Gott ſo viel diene, als ich will!

b) In den Ceremonien.

Eine andere Gattung von Anbetung machen die feyerlichen Religionsübungen und Ceremonien aus, deren wir uns bey jenen bedienen. Dieſe ſind ſo beſchaffen, daß jeder, der ſie mit Aufmerkſamkeit betrachtet, geſtehen müſſe, daß man ihnen nicht, ohne einen heiligen Schauder zu empfinden, beywohnen könne. Ihr ſo viel bedeutendes, ausdruckvolles Weſen, ihre ſtille Majeſtät iſt geſchickt unſern zerſtreuten Geiſt zu verſammeln, unſere ganze Aufmerkſamkeit auf den

Gegenſtand, mit dem wir beſchäftiget ſind, hinzulenken, uns die tiefeſte Ehrfurcht einzuflöſſen, in uns den Eifer der Andacht anzuzünden, und uns in den Zuſtand einer heiligen Begeiſterung zu verſetzen. Nichts iſt hier, das nicht der Gröſſe des Herrn, dem wir dienen, vollkommen entſpräche.

c) In den weſentlichen Religionsübungen.

Die feyerlichen Religionsübungen ſelbſt, bey welchen wir uns dieſes Gepränges bedienen, beſtehen in der Ausſpendung und dem Genuß der Sakramente. Durch dieſen Genuß wird unſere Verläugnung, Unterwerfung und Aufopferung des Verſtandes in Ausübung gebracht. Hier zeigen wir die Lebhaftigkeit unſers Glaubens durch Thathandlungen ſelbſt. In dem Sakramente der Buße und des Abendmahls, welche wir am öfteſten empfangen, üben wir nebſt dem Glauben noch andere unſerer Religion ganz eigene Gattungen der Verehrung aus, wir unterziehen uns der allerempfindlichſten Demüthigung vor Gott, wir treten unſern Stolz mit Füſſen, indem wir kein Bedenken tragen ſeinem Stellvertreter das äuſſerſt beſchä-

mende Geſtändniß unſerer Sünden zu machen. In den Thränen der Buße zinſen wir Gott die Reue unſers Herzens, die wir über die Abweichungen von ſeinem heiligen Geſetze empfinden, wir erringen uns aber auch zugleich die verlohrne Ruhe des Geiſtes, indem wir durch die Buße den nagenden Gewiſſensbiſſen ein Ende machen, welche die Sünde allenthalben nach ſich zurückläßt, und die auch der ungläubige, der ſtarke Geiſt eben ſo gut empfindet, gegen welche er aber keine Arzney hat, weil er in ſeinem natürlichen Religionsſyſteme kein Mittel entdecken kann, ſich der Verzeihung Gottes zu verſichern.

Durch den Genuß des Abendmahls endlich erheben wir uns zu der innigſten Vereinigung mit Gott, und wir fühlen uns zugleich an dem Gipfel aller Glückſeligkeit, indem wir mittels eines lebhaften Glaubens uns in einem wahren, körperlichen Beſitze des höchſten Guts ſehen.

d) In ihrem Prieſterthume und Opfer.

Was endlich unſerem Gottesdienſte das Siegel der Vollkommenheit noch vollends aufdrücket, und unſerer Religion ein göttliches Anſehen giebt, iſt: daß ſie nach ihrem Syſteme erſtens ein Prieſterthum hat, deſſen Karakter ewig, deſſen Würde über alle Erdengröße erhaben, deſſen Gewalt übermenſchlich iſt, und daß ſie zweytens ein Opfer hat, welches unendlich mehr, als alle Schlacht- und Brandopfer aller Religionen werth iſt, weil es ein Dankopfer iſt, das allein mit den Wohlthaten Gottes im Verhältniſſe ſteht, das allein einer göttlichen Freygebigkeit die Waage hält, und gegen welches ſich auch eine unendliche Verbindlichkeit aufhebt, weil es ein Lobopfer iſt, das allein der Größe des Allerhöchſten angemeſſen iſt, und durch welches ihm eine unendliche Ehre erwieſen wird, weil es ein Verſöhnungsopfer iſt, das allein für die Beleidigungen einer unermeßlichen Majeſtät eine vollſtändige Genugthuung leiſtet, und durch welches eine unendliche Schuld getilget wird, weil es

endlich ein Bittopfer iſt, das allein an Seite Gottes alle Rückſicht vollkommen verdienet, und welches über ſeinen Willen alles vermag. Wer ſieht nicht hieraus, daß durch eine ſo vortreffliche Art des Gottesdienſtes, durch eine ſo beſtimmte Vorſchrift über die äußere ſowohl als innere Verehrung Gottes, die wir unſerer Glaubenslehre zu verdanken haben, alle Pflichten gegen Gott erfüllet werden, und daß die Religion der Chriſten alles das weit hinter ſich laſſe, was die ganze Vernunft über dieſen Punkt zu ſagen im Stande iſt.

XIV.

Die chriſtliche Moral iſt in Beziehung auf uns ſelbſt die vollkommneſte.

Aber nicht nur in Beziehung auf Gott, ſondern auch in Beziehung auf uns ſelbſt iſt die chriſtliche Pflichtenlehre die vernünftigſte und die vollkommneſte, weil ſie uns hienieden zur höchſten Stuffe der menſchlichen Vollkommenheit, und der zeitlichen Glückſeligkeit führet.

Sie klärt den Verstand auf.

Der Christ erhält durch die Lehre seiner Religion die deutlichste Erkenntniß von seiner Bestimmung hienieden, und dem eigentlichen Endzwecke seines Daseyns, er bekömmt den bestimmtesten und verläßlichsten Unterricht über den künftigen Zustand, den er jenseits des Grabes zu gewärtigen hat, und endlich empfängt er die hellesten und erhabnesten Begriffe von Gott, von seinen Eigenschaften, und Wirkungen, er erreichet also die edelste Wissenschaft, deren die menschliche Vernunft fähig ist, weil seine Vernunft mit den vortrefflichen Wahrheiten aller Wahrheiten so nahe bekannt wird. Die Vernunft des Christen ist die aufgelegteste jede Wahrheit zu erkennen, und zu untersuchen, weil er gelehret wird, seine Leidenschaften zu unterdrücken, welche allzeit Störerinnen aller heitern Betrachtungen sind, und welche durch ihr Toben jene innere Ruhe des Geistes verscheuchen, die zur Prüfung der Wahrheit unumgänglich erfodert wird. Der Ungläubige überwindet zwar auch seine Leidenschaften, er überwindet sie aber nicht

alle, er unterdrückt eine durch die andere. Er kann aus Geiz alle andere Neigungen überwältigen, aus Stolz Tugenden ausüben. Der Chriſt muß ſie alle überwinden, unterjochen, tödten. Jede Tugend, die von Leidenſchaft oder Temperament entſpringet, wird ihm zu keiner Tugend gerechnet. Der Freygeiſt pochet immer auf ſeine Vernunft, er behauptet, der Chriſt handle gegen dieſelbe, da es aber gewiß iſt, daß nur jener der Vernunft folge, nur jener ſie vollkommen höre, der alle Gemüthsleidenſchaften von ſich verbannet hat, ſo kann er es ja nicht läugnen, daß der Chriſt der Vernunft in der That ſelbſt jenen Vorzug gebe, den er ihr einräumet, und daß das Chriſtenthum hierinfalls mit ſeinen eigenen Grundſätzen übereins komme.

Lenket den Willen zum Beſten.

Das Ziel, welches die Religion dem Chriſten für alle ſeine Begierden aufſtecket, iſt Gott allein, indem der Chriſt nach dieſem Ziele trachtet, trachtet er nach dem Vollkommenſten, und nach jenem, was allein alle Begierden erſättigen kann.

Jeder frage ſein Herz, ob er ein vollkommenes Vergnügen in allem dem, was außer Gott iſt, gefunden habe, und ob alle Geſchöpfe im Stande ſind, ſein Verlangen zu ſtillen? Alle Freuden, die uns die irdiſchen Güter anbieten, laſſen entweder ein Leeres in uns zurück, und reizen unſern Durſt nach ihnen, ohne ihn zu löſchen, oder ſie löſchen ihn, und erregen zugleich einen Eckel gegen allen ferneren Genuß ihrer täuſchenden Süſſe, nach der wir kurz vorher ſo ſehr gelechzet haben.

Nur der Chriſt allein erhält mehr, als er wünſchet, und bekräftiget ſolches durch redende Thaten, indem er alles vergängliche Vergnügen verachtet und verwirft, indem er mit ſo viel Gleichgültigkeit, ja ſelbſt mit fröhlichem Muthe auf das Verzicht thut, wonach andere Menſchen ſo ſehnlich ſtreben. Der Geiſt des Chriſten befindet ſich alſo in einer Verfaſſung, die nicht vollkommener ſeyn kann, weil ſeine Kenntniſſe über die allerwichtigſten Wahrheiten die aufgeklärteſten, ſeine Begierden aber die ordentlichſten, und nur nach dem wahren und höchſten Gute gerichtet ſind.

XV.

Lehret die Unterjochung des Lebens.

Seinen Leib behandelt der Chriſt als Sklaven, weil dieſer ſich immer gegen die Herrſchaft des Geiſtes empöret, weil er der Zunder aller unordentlichen Begierden iſt, und durch die Aufwicklung der Leidenſchaften der Vernunft eine ewige Fehde ankündiget. Er verſagt ihm alles, was ſeine Sinnen kützelt, er macht ihm Abbruch, er drücket ihn, er tödtet ihn ab, er kreuziget ſein Fleiſch. Der ſtarke Geiſt ſpottet dieſer Abtödtung, er findet in den Faſten, und in den Kaſteyungen des Chriſten etwas Widerſinniges, und einen Widerſpruch mit den Grundſätzen ſeines Syſtems. Würde er aber erwegen, daß jemehr wir uns von den Sinnen des Körpers entfernen, deſtomehr wir uns der Vollkommenheit der moraliſchen Sinnen des Geiſtes nähern, welche ſowohl an und für ſich betrachtet, als auch in Anſehung ihres Gegenſtandes keiner Verweſung oder Zernichtung unterworfen ſind, ſo würde er finden, daß nach dieſem Grundſatze kein Pere de la Trappe für unglücklich oder unvernünftig anzu-

ſehen ſeye, weil er bey ſeinen ſtrengen Buß-werken, bey der Kreuzigung ſeines Fleiſches immer das hat, was er verlanget, nämlich die Ruhe der Seele in Gott. Was er ſeinen leiblichen Sinnen entziehet, ſind eitle Dinge, die dem, was er ſuchet, gerade entgegen ſtehen, alle freywilligen Qualen, die er ſeinem Leibe anthut, ſind eitle Mittel, die ihm zu der erwünſchten Lage des Geiſtes verhelfen. Der Chriſt tödtet ſich ab, weil er Gott mehr liebet, als ſich ſelbſt, und alles dasjenige zu überwinden ſuchet, was dieſer Liebe Hinderniße legen kann. Die Abtödtung für ſich ſelbſt betrachtet, hat den Werth nicht, aber die Urſache und der Endzweck, um deſſentwillen ſie geſchieht. Auch in dem unmöglichen Falle, daß kein ewiges Leben zu hoffen ſtünde, wäre die Abtödtung des Chriſten noch vernünftig und vortheilhaft, weil ſie um einer Sache willen geſchieht, die der Chriſt für das größte und vortrefflichſte hält. Uebet doch der Ungläubige ſelbſt an ſeinem Leibe Unglimpflichkeiten aus, ſetzet er doch ſogar ſeine Geſundheit, ſein Leben in die Gefahr, blos einer eitlen Ehre, oder einer augenblicklichen Wolluſt

wegen. Es thaten ja ſelbſt die Märtyrer kaum mehr, als oft von Ungläubigen aus Thorheit und Leidenſchaft geſchieht. Wie kann man wohl alſo die Abtödtung des Chriſten bey einem weit edleren Beweggrunde tadeln? Iſt ſie nicht dem Leibe ſelbſt gedeihlich, indem ſie in ihm jene Lüſternheit, jenes heftige Begierdenfeuer erſticket, das ihn ſonſt mit Gewalt zu ſolchen Ausſchweifungen hinreiſſen würde, welche den Samen der ſcheußlichſten Krankheiten, der empfindlichſten Schmerzen in ihn ſtreuen, und meiſtens ſeine gänzliche Zerſtörung nach ſich ziehen? –

XVI.

Lehret uns das vernünftigſte Betragen in Glück und Unglück.

So wie der Chriſt in Rückſicht auf den Geiſt und Körper der vollkommneſte iſt, eben ſo vollkommen iſt er auch in Rückſicht auf ſeine äußeren Glücksumſtände. Sie mögen günſtig oder widerwärtig ſeyn, ſein Betragen iſt in beyden Fällen das vernünftigſte. Hat ihm die Vorſicht Reichthum und

Ehre bestimmt, so betet er die Güte des Gebers mit dankbarem Herze an, er macht den weisesten Gebrauch davon, weil er alles dem höchsten Zwecke unterzuordnen gewohnt ist, und da er sein wahres Glück nur in dem unendlichen Gute findet, und alles, was ausser diesem ist, als vergänglich ansieht, und seiner Liebe ganz unwürdig achtet, so bindet er sein Herz an keines aus beyden, er bedienet sich ihrer mit einem klugen Mißtrauen gegen ihre Unstandhaftigkeit, und bleibt allzeit von allem Uebermuthe weit entfernet. Hat sie im Gegentheile Armuth, Noth, Verfolgung, Schande und Schimpf über ihn verhänget, so schreibt er es seinen Sünden zu, er bietet mit Geduld seinen Nacken der Züchtigung dar, er nimmt sie selbst als ein Merkmaal der Gnade Gottes an, die ihn dadurch seinem ewigen Untergange entreissen will. Er sieht auf seinen Erlöser hin, er sieht ihn die Armuth vor einer königlichen Pracht, die ihm eben so gut zu Befehle stand, freywillig wählen, er hört ihn von den unverweslichen Gütern des Himmelreichs predigen, er betrachtet ihn dem Spotte eines ganzen Volkes an einer Schandsäule bloß-

geſtellet, an ein Kreuz genagelt, mit Blut und Schimpf ganz überdecket, und er geräth auf einmal in einen heiligen Eifer, einem ſo vortrefflichen Muſter der Armuth, der Demuth, der Geduld nachzukommen, er ergreift den Kelch der Bitterkeit, den ihm die Vorſicht hinhält, mit beyden Händen, und trinkt ihn mit unglaublicher Stärke, mit heiterer Mine, mit dem innigſten Vergnügen aus. Welch Betragen kann edler ſeyn, als dieſes, welche Verfaſſung des Geiſtes kann für den beſtändigen Wechſel des Glückes, dem wir hienieden unterworfen ſind, geſchickter, vernünftiger, erwünſchlicher ſeyn, als dieſe?

XVII.

Und macht unſer Glück hienieden vollkommen.

Aus ſolch einer Lage, in der ſich der Geiſt des Chriſten befindet, aus ſolch einem Betragen, welches er gegen ſeinen Körper, und gegen ſeine äußern Umſtände annimmt, muß nothwendig jene himmliſche Ruhe des Gemüthes entſtehen, die der Philoſoph für den

Gipfel der menſchlichen Glückſeligkeit hält, über die er kein größeres Gut auf Erden kennt, welche aber der Chriſt nur als einen ſchwachen Vorgeſchmack von jener unendlichen Glückſeligkeit, die ihm noch nach dieſem Leben vorbehalten iſt, anſieht, und vorempfindet. So ſehr der Philoſoph auch immer dieſe Gemüthsruhe preiſet, ſo wenig kann ſie ihm ſeine ganze natürliche Sittenlehre in jenem Grade verſchaffen, in welchem ſie die Chriſten durch ihre Religion genießen. Ich will annehmen, daß er alles hat, was man von allen Dingen, die auf Erden ſind, nur wünſchen kann, und er wird bey allen dem nicht vollkommen vergnügt ſeyn: ſein Verlangen ſtrecket ſich noch immer weiter, es beruhiget ſeine Seele mit tauſend neuen Wünſchen, und quälet ſie mit dem Gedanken der Unmöglichkeit, ſeine Begierden jemal ganz befriediget zu ſehen. Und wenn er auch wirklich in dem vollesten Genuße der zeitlichen Güter ſeine ganze Erſättigung fände, ſo muß doch der Gedanke allein, daß er alles dieſes nur eine kurze Zeit genieſſen könne, und daß er ſterben müſſe, alle ſeine Freuden vergällen, er muß die

Bitterkeit dieſes Gedankens um ſo mehr ſchmecken, jemehr ſein Herz an dieſen nichtigen Gütern hängt. Denn wer mit Wahrheit ſagen kann, daß er mit Gelaſſenheit, mit Ruhe an ſeinen Tod gedenke, muß ſeine Neigungen zu allen irdiſchen Gütern überwunden haben. Iſt aber dieſes, ſo können dieſe Güter dem Menſchen keine wahre Freude verurſachen, und er hat von ihnen eben ſo wenig, als jener, der ihrer gar beraubt iſt. Nehmet hingegen dem Chriſten alles weg, und er bleibt noch der reichſte, der glücklichſte. Ihn wandelt keine Furcht an, irgend was zu verlieren, er hat gelernet vor jenen, die ſeinen Leib umbringen können, über ſeine Seele aber nichts vermögen, nicht zu zittern. Die einzige Furcht, die ihn in jener ſeligen Ruhe des Geiſtes ſtöhren könnte, wäre die Ungewißheit, ob er des Haſſes oder der Gnade Gottes würdig ſeye? Aber auch dieſe Beängſtigung hebt ſich durch die troſtvolle Verſicherung, die ihm ſeine Religion giebt, daß er durch ein reumüthiges Geſtändniß ſeiner Vergehungen, durch die Verdienſte Chriſti, und durch die Auflöſung des Prieſters Verzeihung und Gnade von

Gott erlange. Wie ſehr muß im Gegentheil den ſtarken Geiſt das Bewußtſeyn der begangenen Miſſethaten beunruhigen, da ihm eines Theils die Vernunft ſagt, daß es durch den Tod noch nicht mit ihm ein Ende habe, daß ihm noch nach dieſem Leben ein glücklicher oder unglücklicher Zuſtand bevorſtehe, und da ſie ihm doch keinen Rath ertheilen kann, wie er ſeine Sünden tilgen, Gott beſänftigen, und ſich vor einer ewig unglücklichen Zukunft ſicher ſtellen ſolle. Wie kann nun wohl der Anhänger einer blos natürlichen Religion ſich rühmen, jene Gemüthsruhe zu beſitzen, welche unſer wahres Glück hienieden ausmachet, da er den Stachel des äußerſten Kummers ſein ganzes Leben hindurch in ſeinem Buſen herumträgt, da ſeine Seele von der marternden Ungewißheit über dieſen ſo wichtigen Punkt unausſetzlich gefoltert wird, und wechſelweiſe mit einer matten Hoffnung, mit Furcht und Verzweiflung zu ringen hat? Nichts kann uns den unglücklichen Zuſtand ſeines Geiſtes ſo ſehr ſchildern, als die Scene ſeines Todes. Hier zeigt ſich, wie weit er es mit ſeiner Gemüthsruhe, mit ſeiner Glückſeligkeit gebracht

habe, und was ſeine Religion vermöge. Welche Labung kann ſie ihm wohl damal ſchaffen? was kann ſie ihm jenſeits des Grabes zeigen, das ſeine Aengſten ſtillen, ſeine Zweifel befriedigen, ſeine Hoffnung aufrichten möchte? Etwa den gräulichen Abgrund der Vernichtung? Aber welche von viehiſchen Leidenſchaften nicht gar verſchlungene Seele wird denn einer ſo jämmerlichen Beſtimmung ohne Schauder entgegen ſehen können? Wird denn die entſetzliche Natur einen Bearif von ihrer gänzlichen Vertilgung nicht aus allen Kräften von ſich wegzuwälzen ſuchen? Wird wohl der Glaubensverächter ſelbſt dieſer ſo gräßlichen als niederſchlagenden Meynung ſich ſo ſtark überführen können, um eine Beruhigung in ihr zu finden? Nein, das kann er nicht, denn die Stimme der Vernunft ruft ihm laut zu, daß er in eine andere Welt wandern müſſe, wo er vielleicht glücklich, vermuthlich aber ewig unglücklich zu bleiben habe. Entſetzliche Vermuthung! die aber bey ihm um ſo gegründeter iſt, da er von ſeinen begangenen Sünden gewiß iſt, von der Nachlaſſung der Sünde aber, und von der Wiedererwerbung der verlohrnen

Gnade nicht die mindeste Versicherung hat. Was ist nun wohl vermögend ihn diesen trost- und hoffnungslosen Zustand zu entreissen, wenn es nicht die Busse der Christen ist? Entweder muß er zu dieser greifen, oder er stirbt in Verzweiflung.

Welch ein Unterschied zwischen einem solchen Sterbenden, und zwischen einem andern, welchem die Religion mit allem ihrem Lichte, und aller ihrer Kraft zur Seite steht! Der Christ achtet den Tod weder als ein Werk des Ungefährs, weder als ein blindes Schicksal der Menschheit, sondern als eine gerechte, heilige, und unnachläßliche Folge eines Urtheils, das wider den sündhaften Menschen Gott gesprochen hat, und in der von seiner Versöhnung bestimmten Zeit an ihm vollstrecket. Er tritt diesem gerechten Gott bey, läßt sich gerne gefallen, was ihm gefällt, freuet sich seiner so billigen Gerichte, er gehorsamet ihm, demüthiget sich vor ihm, betet ihn an, danket ihm, und sein Herz ist froh, oder doch zufrieden. Der Tod hat für ihn an sich betrachtet nichts Fürchterliches, und die Ewigkeit, in die er

hinübertritt, nichts Schreckbares an ſich. Er hat ſich von den Gütern der Erde ſchon lange losgeriſſen, die Entfernung von ihnen kann ihm alſo nicht ſchmerzlich fallen, er hat ſeine Leidenſchaften bezähmet, und ſeinen Körper gebändiget, ſein Gewiſſen kann ihm alſo jene bittere Vorwürfe nicht machen, die der Ungläubige am Rande des Lebens empfindet. Sieht er in die Zukunft hin, ſo hat er die gegründeteſte Hoffnung, die ewige Glückſeligkeit zu erlangen, weil er ſich von den Vergehungen, zu welchen ihn ſeine Schwachheit verleitete, durch die Buße gereiniget weis, und weil er von der Barmherzigkeit Gottes in allen Geheimnißen ſeines Glaubens ganz außerordentliche Beweiſe antrift, die ihn an der Vergebung der Sünden, und an der Erlangung der Verheißungen ſeiner Religion nicht zweifeln laſſen. Und aus dieſem Grunde wird ihm ſeine Auflöſung vielmehr zum Ziele ſeiner Sehnungen, da ſie dem Ungläubigen zur Klippe wird, an der ſein ganzes Syſtem, ſeine Ruhe, ſeine Hoffnung ſtrandet. Mithin iſt der Tod ohne das Licht der Religion und ohne Tröſtung derſelben, ein gräulicher Gegenwurf

eine ſchmerzliche und ſchändliche Hinrichtung, ein Abgrund, ein unabhelfliches Unglück, hingegen iſt der Tod in Chriſto und in ſeiner Geſellſchaft eine willige Aufopferung, eine Uebung des Gehorſams, ein Sündopfer, eine Entſchlafung, ein Ueberflug von einer mühſamen Pilgerſchaft ins Vaterland, und zu einer ſeligen und ewigen Ruhe.

XVIII.

Die chriſtliche Moral macht endlich den Menſchen zum beſten Gliede der Geſellſchaft.

Gleichwie aber die chriſtliche Religion den Menſchen für ſich allein betrachtet, im Leben, im Tode, und jenſeits des Grabes zum glücklichſten macht, ſo macht ſie ihn auch zum beſten in Rückſicht auf ſeine Mitmenſchen, weil ſie ihn zum verträglichſten, nützlichſten Gliede der menſchlichen Geſellſchaft bildet.

Nichts iſt dieſer Geſellſchaft ſchädlicher, als die Hoffart, ſie giebt zum Haße, Neide, zur Unterdrückung, zum Morde, und

allen Laſtern Anlaß, ſie zerreißet alle Bande der Eintracht, indem ſie die Menſchen untereinander ganz unverträglich macht; Es ſagt alſo die Vernunft, daß dieſes Laſter als die Quelle aller übrigen zu beſtreiten ſeye. Doch was macht dieſe unlautere Giftquelle alles Unheils ſo ganz verſiegen als die chriſtliche Religion, welche der Hoffart in der Demuth eine Tugend entgegenſetzet, die die Grundſäule aller geſellſchaftlichen Tugenden iſt, von der aber von dem Lichte der Offenbarung keine Weltweisheit irgend je was gemeldet hat, da ſie doch ſowohl mit unſerer ganzen Natur und unſerm Weſen, als mit unſerem Verhältniſſe gegen Gott ſo trefflich übereinkömmt? Der Stifter der chriſtlichen Religion hat ſie der erſte als ſeine Lieblingstugend ausgeübet, und er hat ſich zum vollkommneſten Muſter derſelben aufgeſtellet. Sein ganzes Leben war eine Lehre der Demuth in Worten und Thaten, und zugleich ein Beweis für die Wahrheit ſeiner Lehre, weil die Demuth immer die Wahrheit zur Begleiterinn hat, und ſich mit Liſt, Lüge, und Betrug nicht vereinbaren läßt. Der Chriſt, der ſich nach dieſem Muſter der De-

muth gestaltet, wird nie das Glück, das Ansehen eines andern untergraben, nie sich über den Standort, den ihm die Vorsicht angewiesen hat, zum Nachtheile eines andern erheben, nie auf die Größe seines Nebenmenschens mit eifersichtigem Auge hinsehen. Er läßt jeden in dem ungestörten Besitze seiner Ehre, seiner Güter, seiner Rechte, er räumet gerne jedem noch freywillige Vorzüge über sich ein, ohne Anspruch auf eine Wiedervergeltung zu machen, er erfreuet sich der Vortheile, die andere vor ihm genießen, er läßt sich sogar seine eigene Verkleinerung viel lieber gefallen, als daß er sich durch eine gleiche Verkleinerung seines Nebenmenschens dafür zu entschädigen, oder zu rächen suchte. Seine Demuth macht ihn geduldig, sanft, und gefällig. Er erträgt die Schwachheiten der andern, und glaubt sich der nämlichen Fehler fähig, wenn er sich an ihrer Stelle befände. Er begegnet der Ungestümme mit Nachgiebigkeit, dem Zorn mit Gelassenheit, den Beleidigungen mit Stillschweigen. Seine Gegenwehr ist die Zurechtweisung des Frevlers, seine Rache die Beschämung der Bosheit durch ihre Erduldung.

Die Einfalt des Herzens, die ihn ſeine Religion lehret, macht, daß er nie argwöhnet, daß er vielmehr von jedem das Beſte denket, und auch bey offenbar böſen Thaten ſeinem Nebenmenſchen ſo viel als möglich, immer eine gute Abſicht zutrauet, oder doch Mitleid mit ihm trägt. Im Gegentheil kann man ſich ganz auf ihn verlaſſen, denn er hält, was er verſpricht, und denkt, was er redet.

Die Liebe des Chriſten iſt uneingeſchränkt, ſie umfaſſet das ganze Menſchengeſchlecht ohne Unterſchied, ohne Nebenabſicht, ohne Verſtellung, und ſie hat zu ihrem Maaßſtabe die Liebe, die er ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Sein Herz nimmt den wärmſten Antheil an den Leiden ſeiner Mitgeſchöpfe, und ergießet ſich ganz in Wohlthaten. Er kleidet die Nackten, er ſpeiſet die Darbenden, er dienet den Kranken, er tröſtet die Betrübten, räth den Unſchlüßigen, lehret die Unwiſſenden, leitet die Irrenden, und wird allen alles. Sogar ſeinen Feinden ſchließet er ſein Herz auf, er erwiedert ihren Haß mit Liebe, ihre Flüche mit Segnungen, ihre Verfolgung mit

Gutthaten. Was kann man nunmehr von einem Menschen fodern, um das beste Glied der menschlichen Gesellschaft zu werden? Ist nicht die Pflichtenlehre der Christen in Beziehung auf unsere Nebenmenschen gerade das äußerste Gegentheil von dem unvernünftigen Egoismus, der sich nicht verbergen läßt, der andern unmöglich gefallen kann, der alles gegen mich empören muß? Macht nicht diese Lehre die Menschen zu Engeln des Friedens, und ihre Gesellschaft, wenn sie einer so vortrefflichen Vorschrift genau nachkommen, zu einer himmlischen Gesellschaft auf Erden? Betrachten wir den Christen im Staate, im Zusammenhange mit der obersten Gewalt der bürgerlichen Gesellschaft, so ist er abermal der allerbeste Unterthan, den sich irgend ein Staat wünschen kann. Denn da er seinen Nebenmenschen die werkthätigste Liebe zu erweisen trachtet, und nach Möglichkeit das Wohl jedes einzelnen Bürgers befördert, so trägt er auch einerseits alles bey, was zum allgemeinen Besten, das ist, zum eigentlichen Endzwecke der bürgerlichen Gesellschaft erforderlich ist. Die oberste Gewalt betrachtet er als eine von Gott zum

Beſten der Menſchen eingeſetzte Gewalt, er gehorchet ihr nicht des Zorns, ſondern des Gewiſſens wegen, er glaubet, daß ihre Geſetze ihm eine wahre innere Verbindung auferlegen; und darum befolgt er ſie nicht nur dem äußeren Scheine nach, ſondern mit ſeinem ganzen Willen, und nach ihrem ganzen Inhalte. Er erlaubet ſich nicht einmal einen Gedanken, der dieſen Geſetzen zuwiderliefe, weil er ein Gericht Gottes über ſich erkennet, in welchem er für jeden Gedanken, für jede Begierde, die geſetzwidrig iſt, Rechenſchaft zu geben haben wird.

Der Chriſt iſt endlich der arbeitſamſte, gewerbſamſte Bürger, weil er den Müßiggang meidet, er iſt der herzhafteſte Vertheidiger ſeines Vaterlands, weil ihn der Tod nicht zittern macht, er iſt mit einem Worte ein zärtlicher Vater, ein gehorſamer Sohne, ein treuer Ehegatte, ein kluger Haushälter, ein redlicher Handelsmann, ein gerechter Richter, ein erbaulicher Vorſteher; er iſt in allen Ständen der beſte, der liebenswürdigſte. Er iſt das edelſte, reinſte, ſchönſte Geſchöpf unter der Sonne, und er iſt alles

alles dieſes durch die Lehre ſeiner Religion. Hingegen iſt der Unglaube von den ſchwärzeſten Folgen begleitet, er gereichet dem Staate zum äußerſten Verderben, er macht furchtſame, träge, eigennützige, neidiſche, betrügeriſche, zornige, grauſame, und überhaupt ſolche Menſchen, welche die Thiere ſelbſt an böſen Eigenſchaften durch einen höheren Grad von Bosheit übertreffen. Er iſt die Peſt in jeder Geſellſchaft. Es handelt alſo nicht nur jeder Landesfürſt, ſondern auch jeder Bürger wider die Vernunft, wider ſein eigenes Wohl, wenn er den Unglauben auch in dem Falle, daß er vertheidiget werden könnte, zu befördern, die chriſtliche Religion aber zu unterdrücken bemühet wäre. Würden die Chriſten ihrer Lehre getreu bleiben, ſo hätte der Souverain von ſolchen Unterthanen nicht nur keine Meuterey, ſondern nicht einmal einen Ungehorſam, ja ſogar keinen boshaften Gedanken zu beſorgen. Man brauchte keinen Henker, keinen Richter, keinen Rechtsfreund, kein Nothleidender wäre vorhanden, eitle Pracht und Verſchwendung wären verbannet, durchaus würde eine kluge Sparſamkeit beobachtet wer-

den, Handel, Gewerbſamkeit, und der öffentliche Glaube würde in voller Blüthe da ſtehen, und allenthalben würde Ruhe, Frieden, Eintracht, Liebe, und Zufriedenheit herrſchen.

XIX.

Beſchluß dieſes Hauptſtücks.

Dieſes iſt die wahre Schilderung der chriſtlichen Religion. Wer kann ihre Schönheit, Vortrefflichkeit, und Weisheit miskennen? Wer kann ihr die Vorzüge ſtreitig machen, die ſie vor aller natürlichen Moral behauptet? Wo iſt außer ihr eine wahre Glückſeligkeit zu finden? Iſt nicht der Menſch, mit ihr das vortrefflichſte ſchönſte Weſen auf Erden, und kann noch ein Zweifel übrig bleiben, ob ſolch eine Religion wahrhaft und göttlich ſeye?

Eine Religion, die mich die vollkommneſte Verehrung und Anbetung des höchſten Weſens lehret, die meinem Verſtande ſo deutliche Begriffe von Gott giebt, ihm aus unzähligen Zweifeln heraushilft, und ihn über meine Beſtimmung, und mein künftiges Schickſal ſo entſcheidend unterrichtet, die

mir so viele, so große und herrliche Wahrheiten bekannt macht, die mir die Urquelle aller Vollkommenheit selbst zum Gegenwurfe für meine Liebe anweiset, und diese Liebe bis zum höchsten Grade der Vollkommenheit leitet, die mich lehret meine Gedanken und Begierden nach diesem höchsten Zwecke zu richten, die mir so viel Gleichgültigkeit gegen die nichtigen Schätze der Erde einflößet, mich im Unglücke tröstet, stärket, und über mich selbst erhebt, die von mir alle knechtische Furcht verscheucht, und in mir den nagenden Wurm des Gewissens durch ihre Heilsmittel tödtet, die mir die empörischen Leidenschaften zu unterjochen, mein Fleisch zu kreuzigen befiehlt, mir hiezu durch die Verheißung des göttlichen Beystandes und ewiger Belohnung Muth machet, und dafür schon hienieden die Zufriedenheit und Ruhe des Geistes schenket, mir in ihrem süßen Genuße die himmlischen Seligkeiten vorempfinden läßt, und mich in meinem Leben zum glücklichsten Geschöpfe macht, im Tode aber meine Stütze, mein Labsal, meine beste einzige Freundinn wird. Eine Religion, die mich zum Menschenfreunde, zum Wohlthä-

ter meiner Feinde, zum verträglichſten, nachgiebigſten Gliede der Geſellſchaft bildet, mich zu einem herzhaften, klugen, redlichen, ämſigen, nützlichen Bürger, und zum treueſten Unterthan machet. Solch eine Religion, die alles dieſes vermag, muß die vernünftigſte, die vollkommneſte, ſie muß göttlich ſeyn, denn ſie lehrt mich Dinge, auf welche die ſich überlaſſene Vernunft nie verfallen wäre, und die mir doch zu Erreichung eines ſo hohen Grades menſchlicher Vollkommenheit unumgänglich nöthig zu wiſſen waren, ſie giebt mir Beweggründe und Mittel zu Befolgung ihrer Lehre an die Hand, die ich vergebens in allen Lehrgebäuden einer natürlichen Sittenphiloſophie ſuchen würde, und wenn ſie wirklich eine menſchliche Erfindung, wenn ſie eine bloße Täuſchung, wenn ſie Lüge wäre, ſo wäre ſie doch die vernünftigſte, nützlichſte aller Erfindungen, ſie wäre die angenehmſte Täuſchung, ſie wäre eine Lüge, der man es anwünſchen müßte, daß ſie Wahrheit wäre.

Fünftes Hauptstück.

Die christliche Religion stimmt mit den Vollkommenheiten Gottes überein, und zeigt sie uns in einem erhabneren Lichte als jenes ist, in welchem sie die sich selbst überlassene Vernunft erblicket.

I.

Die christlichen Tugenden machen die Karakteristik der christlichen Moral aus.

Was eigentlich die christliche Moral als ein Merkmaal von andern Religionslehren unterschieden macht, sind die sogenannten christlichen Tugenden, die sie lehret, und die vor dem Lichte der Offenbarung in der Schule der natürlichen Sittenphilosophie nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Eben diese Tugenden sind es, auf die wir unsere Aufmerksamkeit zu richten haben, wenn wir untersuchen wollen, ob die christliche Religion mit den göttlichen Eigenschaften übereinstimme?

II.

Sie beziehen ſich alle auf die Eigenſchaften Gottes.

Eine dieſer Tugenden iſt der Glaube, ein unbedingter Beyfall des Verſtandes, den wir allen Offenbarungen Gottes geben, die wir für ſolche aus dem Grunde der höchſten Wahrſcheinlichkeit erkennen, ein Beyfall, der mit der Bereitwilligkeit vereinbaret ſeyn muß, Gut, Blut, und Leben für jede von uns geglaubte Wahrheit aufzuopfern. Ein Glaube, eine Bereitwilligkeit dieſer Art hat nichts anderes zum Grunde, als die Wahrheit und Untrüglichkeit Gottes, und dieſe hat wieder an Seite der verſtändigen Geſchöpfe nichts anderes, ſo ihr entſpräche, als eben jene Unterwerfung des Verſtandes, die wir ihren Offenbarungen leiſten. Und ſo zeiget ſich gleich hier eine wechſelſeitige Beziehung der Unfehlbarkeit Gottes auf die Ausübung unſers Glaubens, und dieſer Ausübung auf die Unfehlbarkeit Gottes.

III.

Die Hoffnung, eine zweyte Tugend der Chriſten, die wir für die Erlangung der Verheißungen unſerer Religion hegen, gründet ſich auf die Allmacht Gottes, der uns ſelig machen kann, auf die Güte deſſelben, die uns ſelig zu machen wünſcht, und endlich auf die Wahrhaftigkeit Gottes, der uns die Seligkeit verſprochen hat, und uns mit eitlen Verſprechungen unmöglich täuſchen kann.

IV.

Die Liebe gegen Gott, zu welcher uns weder die Erwartung irgend eines Lohns anlocken, noch die Furcht vor irgend einer Strafe zwingen, von der uns weder alle Reize der Welt abhalten, noch die grauſamſten Martern trennen dürfen, legt einen Inbegriff unendlicher Vollkommenheiten in Gott zum Grunde, welchem an Seiten denkender Weſen Liebe aus allen ihren Kräften und Vermögen entſprechen muß.

V.

Die Selbſtverläugnung, jene von den Philoſophen ſo ſehr verkannte Tugend der Chriſten entſtehet aus eben dieſem Begriffe, in welchem wir Gott unendliche Vollkommenheiten zueignen, und dadurch ihn zum höchſten Gute erheben, in deſſen Genuße allein die höchſte Glückſeligkeit zu finden iſt, daher auch dieſem höchſten Gute unſere Losbindung von den irdiſchen Feſſeln, unſere Gleichgültigkeit gegen die vergänglichen Güter der Welt, und endlich die Aufopferung alles deſſen, was niederer, als dieſes iſt, gebühret.

VI.

Die Demuth und der Gehorſam der Chriſten ſind wieder Tugenden, wodurch einerſeits das unumſchränkte Eigenthumsrecht, welches Gott über ſeine Geſchöpfe hat, ſeine Größe und Herrlichkeit; andererſeits aber unſere vollkommene Abhängigkeit von ihm, unſere Schwäche, Hinfälligkeit und Nichtigkeit feyerlich eingeſtanden, bekennt, und werkthätig bezeuget wird.

VII.

Auf dieſe Art kann man aber mit Recht ſagen, daß die Ausübung dieſer chriſtlichen Tugenden eine wahre Verkündigung der Vollkommenheiten Gottes ſeye. Ein Heide, der den Chriſten ſo glauben, ſo hoffen, ſo lieben, ſich ſo verläugnen, demüthigen, und ſo gehorſamen ſieht, muß überführet werden, daß der Chriſt ſeinen Gott für ein wahrhaft und unfehlbares, für ein allmächtig und gütiges, für ein unendlich vollkommenes und liebenswürdiges Weſen halte, und ihn als ſeinen unumſchränkten Herrn und Gebieter erkenne und verehre.

„ Gott, den wir Chriſten anbethen, iſt
„ der Gott der Wahrheit, und darum ſe-
„ zen wir unſern Ruhm darein, keine an-
„ dere Sprache, als die Sprache der Wahr-
„ heit zu reden. Sie iſt uns lieber, als
„ die größten Schätze. Alles, was ſie belei-
„ digen könnte, fürchten wir, und wir ſind
„ bereit Hab und Gut für ſie aufzuopfern.
„ Gott, den wir anbethen, iſt der Gott
„ der Heiligkeit, und darum trachten wir

„ nur ihm allein zu gefallen, indem wir un-
„ ſere Herzen von allen ſündhaften Begier-
„ den rein halten, und unſer Leben nach
„ ſeinen heiligen Geſetzen einrichten. Unſer
„ ganze Stolz beſteht hierinn, daß wir ihm
„ ähnlich zu werden trachten, und wir tra-
„ gen das einzige Verlangen heilig zu wer-
„ den, weil Gott heilig iſt. Gott, den
„ wir anbethen, iſt ein Gott der Gerechtigkeit,
„ darum glauben wir feſt, daß er das
„ Laſter ſtrafen, und die Tugend aber belohnen
„ werde, und daß gleichwie er ewig und
„ unendlich iſt, auch ſeine Strafen und
„ Belohnungen ewig und endlos ſeyn wer-
„ den. Gott, den wir anbethen, iſt ein
„ Gott der Güte, darum ſtellen wir ihm mit
„ Zuverſicht unſere Bedürfniße vor, wir wen-
„ den uns zu ihm, wie zu unſerm Vater,
„ und wir erwarten nur von ſeiner Güte
„ die Gnaden, die wir zu einem heiligen
„ Lebenswandel nöthig haben. Gott, den
„ wir anbethen, iſt die Weisheit ſelbſt, und
„ er iſt es, bey dem wir uns in allen un-
„ ſeren Unternehmungen Raths erholen, er
„ iſt es, auf den ſich alle unſere Handlun-
„ gen beziehen, und er iſt die Grundurſache

„ aller unſerer Bewegungen, und die Richt-
„ ſchnur unſers Betragens. Gott endlich,
„ den wir anbethen, iſt das höchſte Gut,
„ wir ſeufzen daher nur nach ihm, nur von
„ ihm erwarten wir unſere Glückſeligkeit, er
„ iſt dieſe Glückſeligkeit ſelbſt; die wir hof-
„ fen, und nach der wir uns ſehnen. *)

Dieß iſt die Sprache, die der Chriſt re-
det, die Denkungsart, die er annimmt, der Lebenswandel, den er führet, wenn er den Lehrſätzen ſeiner Religion nachkömmt. Wer ſieht nicht die Harmonie, die zwiſchen ei-nem ſolchen Lehrſyſteme, und zwiſchen den Ei-genſchaften Gottes herrſchet?

VIII.

Dieß iſt nicht der einzige Vorzug des Chriſtenthums, ſondern es zeigt uns auch die Glaubenslehre die Eigenſchaften Got-tes in einem beſonderen Glanze.

Aber dieſe Uebereinſtimmung mit den gött-lichen Vollkommenheiten iſt noch nicht der

* Lettres d'une mere Tom. I. pag. 71.

ganze Vor:ta der chriſtlichen Religion, ſondern, ſie zeigt uns auch dieſe in einem weit herrlicheren Lichte, als jenes iſt, in welchem wir ſie mit dem Auge der Vernunft allein ſehen. Um uns deſſen zu überführen, dürfen wir nur die Grundlehre, auf welcher das ganze chriſtliche Religionsſyſtem ruhet, betrachten. Dieſe Haupt- und karakteriſtiſche Lehre beſteht in dem Geheimniße der Menſchwerdung des Sohns Gottes und der darauf erfolgten Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts, weil aus dieſem Geheimniße ſich alle übrigen entwickeln.

IX.

Betrachtung über das Geheimniß der Erlöſung, welches den Grund des chriſtlichen Glaubens ausmachet.

Nur bey einer obenhinigen Betrachtung deſſelben werden wir gleich gewahr, daß ſich Gottes Allmacht, Weisheit, und Güte auf eine ganz außerordentliche Art hier auszeichnen. Der Zuſtand der Menſchen iſt durch die Sünde zerrüttet worden. Tod, und eine ewige Ausſchlüßung von dem Genuße der

ihnen urſprünglich zugedachten Glückſeligkeit war eben dadurch ihr Loos. Dieſer jammervollen Beſtimmung abzuhelfen, iſt in dem Umfange aller wirklich und möglichen Weſen kein Mittel vorhanden, mithin iſt zugleich auch der ganze Endzweck der Menſchen, welcher in einer zukünftigen ewigen Vereinigung mit ihrem Schöpfer, und in dem Beſitze einer endloſen Glückſeligkeit beſtehen ſollte, für ſie auf immer und ewig unerreichbar gemacht, und dadurch ſo zu ſagen, der ganze Plan der Schöpfung auf einmal vereitelt. Wer hier die bloße Vernunft zu Rathe zieht, wird in Gott kein Mittel mehr entdecken, das ſolch einem Uebel abhelfen könnte, denn die Beleidigung traf ein unendliches Weſen, ſie war daher in dieſer Beziehung ſelbſt unendlich, und konnte durch nichts geringeres, als wieder durch eine unendliche Genugthuung gut gemacht werden. Solch eine Genugthuung aber war an Seite aller wirklich und möglichen Geſchöpfe ſchlechterdings unmöglich, mithin auch das Uebel ſlatterdings unabhilflich.

Aber dem Chriſten deckt ſich hier durch das Geheimniß der Menſchwerdung ein neuer Abgrund von Gottes Weisheit auf, indem er ſieht, wie ſie auch dieſem ſo unabhilflichen Uebel Rath zu ſchaffen wiſſe. Das Unerſchöpfliche ſeiner Allmacht zeigt ſich ihm hier in einem ganz außerordentlichen Lichte, da er in ihr noch da Rettungsmittel vorhanden ſieht, wo die Vernunft keines mehr finden konnte. Gott nämlich entſchließt ſich für uns Verlohrnen ſelbſt Genugthuung zu leiſten — Welch endlicher Verſtand hätte ſo was vermuthen ſollen? — Er nimmt die menſchliche Natur an, um in dieſer für die Sünden der Menſchen ein Opfer zu werden. Durch dieſes Mittel der Vereinigung werden die Leiden und Handlungen dieſer Natur zu einem unendlichen Werthe erhöhet, und indem durch die zu einem unendlichen Werthe erhöhten Thaten und Leiden der ſo veredelten menſchlichen Natur die Genugthuung geleiſtet wird, ſo wird die Genugthuung ſelbſt zu einem unendlichen Werthe erhoben, und auf dieſe Art iſt die unendliche Beleidigung wieder gut gemacht, die urſprüngliche Beſtimmung des menſchlichen Geſchlechts wird

wieder erreichbar, und die durch die Sünde zerrüttete Ordnung wird in dem Plane der Schöpfung wieder vollkommen hergestellet. Eben so zeigt sich jene Weisheit und Allmacht mit ungewöhnlichem Glanze selbst bey der Ausführung dieses ganz unerwarteten, ganz unerrathbaren Entschlußes, denn hier tritt eine übernatürliche Begebenheit mitten in die Reihe der natürlichen Ereigniße, und dennoch scheint die Kette von natürlichen Ursachen und Wirkungen der Welt ununterbrochen fortzugehen. Alle Umstände, in welche wir den Erlöser versetzet sehen, verlieren nichts von ihrem natürlichen Zusammenhange, ungeachtet sie zugleich gewählet waren, alle Weissagungen vom Messias in jedem Punkte zu erfüllen. Welche Idee von Weisheit hat nun mehr Größe, jene des Deisten, der diese Eigenschaft Gottes in der Ordnung liest, welche in diesem Weltgebäude, in der unerklärbaren Verbindung unzähliger Ursachen und Wirkungen, Absichten und Erreichungsmittel herrschet, oder jene des Christen, der über alles dieses noch ganz andere Wirkungen dieser Weisheit in der Wiederherstellung des in Unordnung gebrachten

menſchlichen Zuſtandes durch ſeine Religion kennen lernet? Welche Vorſtellung iſt der Allmacht Gottes würdiger, angemeſſener? Jene des bloſſen Naturbetrachters, der über die Größe, Menge, und Mannigfaltigkeit ihrer Werke ſtaunet, oder jene des Chriſten, der überdieß in dem Grundgeheimniße der Erlöſung Wunder an Wunder gekettet, das Uebernatürliche mit dem Natürlichen verknüpfet, und endlich die nach unſerer Vernunft ganz unmögliche Abhilfe unſers Unglücks dennoch zu Stande gebracht ſieht?

X.

Doch, was alles dieſes noch übertrifft, iſt die Güte Gottes, die ſich hier in ganzer Fülle verkündiget. Gott, der durch den Untergang des menſchlichen Geſchlechts nicht den mindeſten Abbruch an ſeiner Glückſeligkeit würde gelitten haben, der das vollkommneſte Recht, die gegründeſte Urſache hatte, uns als Feinde und Empörer zu behandeln, ſieht mit Erbarmen auf alle die Millionen ſeiner aufrühreriſchen Geſchöpfe hin, die ohne Rettung in den Abgrund ihres Unglücks hinabzuſtürzen verdienten, und er unternimmt es

ſelbſt, die unnachläßlichen Forderungen ſeiner Gerechtigkeit durch eine Herablaſſung, die über alle Begriffe geht, zu tilgen, nimmt die verächtliche Geſtalt verworfener Geſchöpfe an, um es ſich möglich zu machen, für ſie zu leiden, und ſelbſt ein Schlachtopfer für ihre Sünde zu werden. Wo iſt die Vernunft, die es je gewagt haben würde, eine ſo völlige Ergießung von Güte ſelbſt in dem unendlich gütigen Gott zu vermuthen? Wo ſind die Grundſätze der Weltweisheit, aus denen ſich ſolch eine Wirkung dieſer Güte herleiten ließe? Ohne die Kenntniß von dem Geheimniße der Menſchwerdung kann die Vernunft nichts mehr wiſſen, als daß Gott unzähligen Weſen das Daſeyn gegeben habe, ohne daß ſie es verdienten, und ohne daß ſeine Glückſeligkeit dadurch das mindeſte gewinnen konnte. Durch die Kenntniß dieſes Geheimniſſes hingegen wird ſie mit einem weit höheren Grade der göttlichen Güte bekannt gemacht; denn hier ſieht ſie dieſe beſchäftiget, nicht um Geſchöpfen wohlzuthun, die keine Anſprüche darauf hatten, ſondern Geſchöpfen wohlzuthun, die ſich ſelbſt zum Gegenwurfe eines unendlich gerechten Haſſes

nemacht, und ihre Verwerfung und Vertilgung verdienet haben; Dort ſieht ſie die Güte Gottes wohlthätig gegen Weſen ohne Verdienſt, hier ſieht ſie ſelbe wohlthätig gegen undankbare empöriſche Weſen. Welche Ausübung der Güte iſt nun edler, jene erſtere, oder dieſe letztere? und welcher Begriff von dieſer Eigenſchaft des höchſten Weſens iſt erhabener, vortrefflicher, jener, den ich der Philoſophie zu verdanken habe, oder dieſer, den ich hier durch die Geheimniße meiner Religion erlange?

XI.

Endlich ſtralt auch hier die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes in einer Majeſtät, in der ſie die Vernunft vor dieſem nie erblicket hatte, denn hier iſt ein Gottmenſch, der zur Tilgung der Sünde als ein Opfer geſchlachtet wird, hier fließt ein Blut, deſſen jeder Tropfen den Werth der ganzen Schöpfung unendlichmal überwieget. Zu welcher Höhe muß nicht alſo mein Gedanke von der Heiligkeit und Gerechtigkeit desjenigen ſteigen, dem für die zugefügte Beleidigung durch nichts geringeres, als durch den Tod einer

göttlichen Perſon eine würdige Genugthuung geleiſtet, deſſen Zorn nur mit ſolch einem Opfer beſänftiget, deſſen Verzeihung und Gnade nur für ſolch einen Preis wieder erlanget werden kann.

XII.

Schlußfolge.

Gleichwie wir nun aus dem Grunde, daß ſich in allen Theilen der ganzen ſichtbaren Natur eine unendliche Weisheit und Güte veroffenbaret, vernünftig ſchließen müſſen, daß ſie kein Werk des Zufalls, ſondern das Werk eines unendlich weiſen, mächtig, und gütigen Weſens ſeye, eben ſo müſſen wir auch, und zwar mit einem noch weit feſterem Grunde ſchließen, daß das chriſtliche Religionsſyſtem, welches uns dieſe und noch viel mehrere Eigenſchaften Gottes auf eine weit deutlichere Art verkündiget, und uns ſelbe in einem weit erhabneren Lichte zeiget, als die ganze Natur ebenfalls nur Gott ſelbſt zum Urheber habe.

Sechstes Hauptſtück.

Die chriſtliche Religion ſtimmt mit dem überein, was ſich vor ihrer Entſtehung zugetragen, und was ſich mit ihrem Urheber ſowohl, als mit ihr ſelbſt ereignet hat, beweiſet ihren göttlichen Urſprung.

I.

Künftige Begebenheiten können nur durch Eingebung Gottes umſtändlich vorgeſagt werden.

Künftige Begebenheiten, die ſich nach Verlauf mehrerer Jahrhunderte ereignen ſollen, bis auf ihre kleinſten Umſtände vorauszuſehen, und vorherzuſagen, iſt eine Sache, die dem allwiſſenden Gott allein möglich iſt, und wenn Menſchen jemal ſo was umſtändlich vorher verkündiget haben, das wirklich nach mehreren Jahrhunderten genau eingetroffen hat, ſo konnte es nicht anders, als durch eine Eingebung Gottes geſchehen ſeyn. Dieß

iſt ein Satz, deſſen Wahrheit die ſtrengſte Prüfung der Vernunft aushält.

Wenn ſich alſo mit irgend einem Menſchen, der ſich für einen Stifter einer neuen Religion, und für einen von Gott geſandten Geſetzgeber ausgab, ſolche Dinge zugetragen haben, welche mehrere Jahrhunderte voraus umſtändlich und ſonnenklar vorhergeſagt worden ſind, ſo hat ihm Gott ſelbſt dadurch ein unläugbares Zeugniß ſeiner Sendung gegeben, und durch die richtigſte Eintreffung vorhergeſagter Begebenheiten ſein göttliches Anſehen an Tag gelegt. Was immer ein auf dieſe Art beglaubigter Mann ſagt, lehret, und gebietet, muß als Wahrheit und Gottes Wille betrachtet werden, und wenn er ſagt, er ſeye Gott ſelbſt, ſo kann es nicht anders, als in der That wirklich ſo ſeyn, weil Gott keine Lüge beglaubigen kann.

II.

Daß Jeſus lebte und getödtet wurde, iſt ein unbezweifeltes Faktum.

Es iſt eine weltbekannte Sache, daß unter des Kaiſers Auguſtus Regierung ein Menſch

in Judea geboren worden, der ſich Jeſus von Nazareth nannte, der nach erreichten männlichen Jahren ſich für einen von Gott geſandten Geſetzgeber, für einen Geſalbten des Herrn, für den Meßias öffentlich erkläret hat, und der unter Pontius Pilatus, dem Landpfleger, in Gegenwart vieler tauſend Einwohner von Jeruſalem an ein Kreuz genagelt, und hingerichtet worden iſt. Dieſe Geſchichte iſt durch die Zeugniße heidniſch- und jüdiſcher Schriftſteller, die in dem nämlichen Jahrhunderte lebten, bewährt, ſie iſt von Mund zu Mund erzählet worden, ſie erhält ſich als eine allgemeine Sage noch in unſern Tagen, und die Folgen, die nur aus dieſer Begebenheit allein entſtehen konnten, ſind wirklich vor allen Augen gegenwärtig. Wer allein hieran zweifeln wollte, müßte an allem andern, was ſich immer in ältern Zeiten zugetragen hat, zweifeln. Dieſe Begebenheit zu läugnen, wäre ſo viel, als läugnen, daß ein Cäſar Auguſtus, oder ein Tiberius, oder was immer für ein berühmter Mann ſonſt, der etwa vor hundert oder mehr Jahren ein beſonderes Aufſehen in der Welt gemacht hat, jemal da geweſen ſeye.

III.

Umſtändlichere Nachrichten von Jeſu geben die Evangelien, deren Glaubwürdigkeit erwieſen wird.

Ueber die Umſtände aber, von welchen die Geburt, der Wandel, und der Tod dieſes Jeſus von Nazareth begleitet waren, haben wir ferner Nachrichten in Händen, die einen ſolchen Grad der Glaubwürdigkeit erreichen, daß man eher den Erzählungen aller profanen Geſchichtſchreiber, als dieſen den Glauben verſagen müßte. Wir haben vier Geſchichtbücher von dieſem Jeſus, die von allen Seiten betrachtet, das Gepräge der Wahrheit tragen. Alles, was eine vernünftige Kritik bey irgend einer Erzählung erheiſchet, um ſie für glaubwürdig, ächt, und unläugbar zu halten, findet ſich bey dieſen Geſchichtbüchern ein.

Sie ſind erſtens zu einer Zeit geſchrieben, da das, was ſich mit Jeſu zugetragen hat, noch im friſcheſten Andenken ſeyn mußte, denn nach des Euſebius Chronikon hat Matthäus, einer der Jünger Jeſu, acht

Jahre nach der Entſtehung der Kirche ſein Evangelium verfertiget, drey Jahre darauf erſchien zu Rom nach dem Zeugniße des Hieronymus das Evangelium Marci, eines der Schüler des Apoſtels Petrus. Dann ſchrieb Lukas, einer der zwey und ſiebenzig Jünger und ein treuer Gefährte des Apoſtels Paulus ein anderes, und endlich gegen das Ende des erſten chriſtlichen Jahrhunderts verfertigte auch Johannes der Apoſtel auf inſtändiges Bitten der Biſchöfe in Aſien, wie Euſebius von Cäſarea, und Hieronymus bezeugen, das vierte Geſchichtsbuch von Jeſu. Wären dieſe Geſchichtbücher nicht ſchon zu jenen Zeiten wirklich vorhanden geweſen, wie würde ſich wohl Klemens, ein Jünger und Nachfolger Petri in ſeinem Briefe an die Korinthier auf die Stellen, die ſich in den Evangelien des Markus und Lukas befinden, haben berufen können? Wie würde Ignatius der Martyrer und Schüler Johannis in ſeinem Schreiben an die Chriſten zu Smyrna aus Lukas und Matthäus Texte haben anführen können? Wie würde Juſtinus in ſeinen zwo Vertheidigungsſchriften, und in dem Geſpräche mit Tryphon dem Juden ſo viele

und lange Stellen aus allen vier Evangelien genützt haben? Wie würde Klemens von Alexandrien, der noch vor dem Tode des Martyrers Justinus gebohren war, bey Gelegenheit einer gewissen Erzählung haben sagen können: „Diese Begebenheit ist nicht in „den vier Evangelien, die wir von der Kirche empfangen haben, enthalten, *)" und wie würde er sich namentlich an verschiedenen Orten seiner Werke auf die Evangelien des Matthäus, des Markus, des Lukas, und Johannes bezogen haben?

Man muß entweder so unverschämt seyn, alles dieses geradehin wegzuläugnen, und was Eusebius, was Hieronymus, was Klemens, Justinus, Ignatius, und alle Zeitgenossen und Lehrer der ersten Kirche sagten, für unterschoben ansehen, oder man muß gestehen, daß die Evangelien zu einer Zeit erschienen sind, da noch viele tausend Augen- und Ohrenzeugen von den Thaten und Leiden Jesu lebten. Eine Erzählung aber, die gleich auf die frische That zum Verschein

*) Strom. l. 3.

kömmt, die ſo vielen tauſend Zeitgenoſſen der darinn enthaltenen Begebenheiten vor Augen gelegt, von ihnen ohne die mindeſte Eigennützigkeit, ja ſogar zu ihrem eigenen zeitlichen Nachtheil als bewährt und ächt angenommen geglaubet, und mit dem Tode ſelbſt bekennet wird, hat ſchon dadurch den höchſten Grad der Glaubwürdigkeit erreichet. Wenigſtens ſind uns die hinterlaſſenen Geſchichtbücher eines Livius, eines Cäſars, eines Tacitus ſchon darum glaubwürdig genug, daß ſie den Begebenheiten, die wir darinn aufgezeichnet finden, theils gleichgültig, theils ſehr nahe ſind.

IV.

Ein zweyter Grund für die Glaubwürdigkeit der Geſchichte Jeſu iſt, daß ſie von mehreren beſchrieben worden, die, ob ſie ſchon in ganz verſchiedenen Gegenden, mithin weit von einander lebten, dennoch in allen weſentlichen Stücken ihrer Erzählung vollkommen übereinſtimmen. Jedes dieſer Evangelien enthält das nämliche Syſtem der Lehre Chriſti, der Karakter Jeſu iſt ſich in allem ganz ähnlich und gleich, und es herrſchet in

ihnen offenbar ein gemeinschaftlicher Geist. Ihre Verfasser konnten auch nichts, als die Wahrheit allein zum Zwecke haben, denn so groß und herrlich sie auch immer von Jesu schrieben, so konnte es nicht Schmeicheley seyn, weil damal Jesus nicht mehr unter ihnen war. Es konnte eben so wenig aus Eigennutz herrühren, weil sie wohl wußten, wie sehr sie sich den Haß der Heiden und Jüden durch die Verbreitung seiner Thaten zuziehen, und welche Verfolgungen und Drangsalen sie über sich häufen würden. Es konnte endlich nicht aus Ruhmsucht geschehen seyn, weil sie sich selbst darinn zu ihrer eigenen Demüthigung als kleingläubig, zaghaft, und unbeständig schildern, und ihre Schwachheiten und Sünden freymüthig bekennen. Ihre Erzählungen sind also von allem Verdachte der Partheylichkeit oder Untreue frey, und verdienen dießfalls den Glauben vor allen Geschichten profaner Schriftsteller, weil wir bey diesen lextern weder von einer solchen Reinigkeit der Absicht, noch von einer solchen Offenherzigkeit, als jene war, mit welcher die Verfasser der Evangelien geschrieben haben, so sichere Beweise besitzen.

V.

Ein dritter Grund für die Glaubwürdigkeit dieſer Geſchichtbücher von Jeſu liegt endlich auch in ihrer Uebereinſtimmung mit den Erzählungen gleichzeitiger ſowohl heidniſch, als jüdiſcher Geſchichtſchreiber. So wenn uns zum Beyſpiele die Verfaſſer der Evangelien von Johannes dem Vorläufer Jeſu ſagen, daß er in der Wüſte die Bekehrung predigte, das Volk zur Annehmung der Taufe beredete, und daß ihn Herodes habe enthaupten laſſen, ſo hören wir andererſeits das nämliche von Joſeph dem jüdiſchen Geſchichtſchreiber ſelbſt, denn da er des Kriegs erwähnet, den Herodes wider Aretas den König von Arabien führte, und in welchem ſein Heer eine grauſame Niederlage erlitten hat, ſagt er: „ Man glaubt bey den Jüden, daß „ der Untergang des Kriegsheers eine gerechte Strafe geweſen iſt, welche der Höchſte „ über den Vierfürſten Herodes verhänget „ hat, weil er Johannes den Täufer, der „ ein heiliger Mann war, hat umbringen „ laſſen, denn dieſer ermahnte die Jüden „ zur Tugend, beſonders zur Gottesfurcht,

„ Gerechtigkeit, und zur Annehmung der
„ Taufe. Er belehrte sie, daß es nicht ge-
„ nug sey, sich von einer oder der ande-
„ ren Sünde zu enthalten, wenn man Gott
„ gefällig werden wollte, sondern man mü-
„ ße sein Herz durch Gerechtigkeit, und
„ seinen Körper durch die Taufe reinigen.
„ Weil nun das Volk haufenweise zu ihm
„ hinlief, und mit Begierde seine Lehren
„ hörte, so besorgte Herodes, daß ihm das
„ große Ansehen dieses Mannes zum Scha-
„ den gereichen möchte, er hielt es also für
„ rathsamer ihn bey Zeiten aus dem We-
„ ge zu schaffen, als nach geschehenem Un-
„ glücke eine fruchtlose Reue zu tragen,
„ er ließ ihn also gefangen nehmen, und
„ umbringen. " *)

Wenn wir in den Evangelien von den Unruhen lesen, die Herodes des Besuchs wegen angerichtet hat, welchen die drey Weisen aus Morgenland dem neugebohrnen Jesu machten, so finden wir gerade das nämliche bey Makrobius einem heidnischen Schrift-

*) Antiqu. Jud. lib. 18. c. 7.

ſteller, da er ſagt: Es hätte Auguſtus, als er vernahm, daß unter den zweyjährigen Knaben, die Herodes der Judenkönig in Syrien hat umbringen laſſen, auch Herodis eigener Sohn mit hingerichtet worden ſeye, ſcherzweiſe geſagt, es wäre beſſer ein Schwein, als Herodis Sohn zu ſeyn.

Wenn uns endlich die Geſchichtbücher der Evangeliſten von der ſchreckbaren Verfinſterung der Sonne, und dem Erdbeben, welches ſich bey dem Tode Jeſu ereignet hat, reden, ſo leſen wir andererſeits ein unverdächtiges Zeugniß eben dieſer Begebenheit in der Kronik Phlegons, eines Freygelaſſenen des Kaiſer Adrians. „ In dem vierten Jah„ re (ſagt er) in der zweyhundert und zwey„ ten Olimpiade (welches nach der richtigſten „ Berechnung gerade der nämliche Zeitpunkt „ iſt, da Jeſus ſtarb) ereignete ſich eine ſo „ große und erſtaunenswürdige Finſterniß „ der Sonne, dergleichen man noch niemal „ geſehen hat. Der Tag verwandelte ſich

*) Saturn. lib. 2. cap. 4.

„ um die sechste Stunde in eine so schwar-
„ ze Nacht, daß man die Sterne am Him-
„ mel sehen konnte. Zu gleicher Zeit führ-
„ te man in Bythinien ein starkes Erdbe-
„ ben, wodurch in der Stadt Nicäa viele
„ Häuser über den Haufen geworfen wur-
„ den." *) Von dieser außerordentlichen Begebenheit getrauet sich Tertullian sogar den Römern ins Gesicht zu sagen, daß sie sie in ihren Jahrbüchern aufgezeichnet hätten. Ich schweige noch von vielen andern gleichzeitigen Schriftstellern, welche von den Leiden und Thaten Jesu, die in den Evangelien erzählet werden, unläugbare und vielfältige Zeugnisse hinterlassen haben, auf welche sich die ersten Väter der Kirche in ihren Aufsätzen beziehen, die sie also in Händen haben mußten, ob sie sich gleich bis auf unsere Zeiten nicht erhalten konnten, da die Christen selbst aus unüberdachten Eifer manche Werke dergleichen heidnischer gleichzeitiger Schriftsteller vertilget haben.

*) Chron. lib. 15.

VI.

Welche Geſchichte läßt ſich nun wohl angeben, die ſo viele Kennzeichen der Wahrheit trüge, als die Geſchichte Jeſu, oder die Evangelien? Ihr Alterthum reichet bis an die Zeiten der Perſon ſelbſt, von der ſie handeln; Sie erſcheinen auf die friſche That, und finden bey unzähligen Menſchen, die doch wiſſen mußten, ob ſich alles, was darinn erzählet wird, wirklich zugetragen habe oder nicht, einen ſolchen Glauben, daß ſie kein Bedenken tragen, ihnen mit ihrem Blute das Zeugniß zu geben. Sie ſtimmen unter einander auf die wunderbarſte Art überein, und ihre Verfaſſer ſind in Umſtänden, in welchen man ſie ihrer Unternehmung wegen weder einer Schmeicheley, noch des Eigennutzes beſchuldigen kann. Ihre Treue und Offenherzigkeit geht bis zur Hindanſetzung ihrer eigenen Ehre, und die Thatſachen, die ſie anführen, ſo außerordentlich ſie auch ſind, und ſo ſehr ſie auch immer das Juden- und Heidenthum zu Schanden machen, werden von heidniſch und jüdiſchen, theils gleichzeitigen, theils ſehr nahe reichen-

den Geſchichtſchreibern ſelbſt bewähret. Es bleibt uns daher nichts übrig, als daß wir entweder gar alles, was wir nicht mit eigenen Augen geſehen haben, ohne Unterſchied wegläugnen, oder das aufrichtige Geſtändniß machen, daß jenes, was wir in ſolchen von allen Seiten bewährten Denkmälern antreffen, wahr ſeyn müſſe.

VII.

Was ſich nach dem Zeugniße dieſer Evangelien mit Jeſu zugetragen hat, war Jahrhunderte vor ſeiner Geburt vorhergeſagt.

Laſſet uns nun ſehen, ob die Begebenheiten, die ſich theils weltkündig, theils nach dem Zeugniße eben dieſer Denkmäler mit Jeſu, da er auf Erden wandelte, zugetragen haben, lange vor ihrer Eintreffung vorher verkündiget worden ſind, ob ihm alſo Gott das Zeugniß ſeiner Sendung gegeben, und ihn dadurch ſo beglaubiget habe, als er nöthig hatte, um für einen göttlichen Urheber einer Religion angeſehen zu werden. Wir wollen uns hier nicht in die weitläuſi-

gen Beweiſe über die Aechtheit der moſaiſchen, und der übrigen Bücher des alten Teſtaments einlaſſen. Für unſer Vorhaben brauchen wir nur zween allenthalben bekannte, und allgemein eingeſtandene Sätze zum Grunde zu legen: Erſtens, daß die Bücher Moſis, und der Propheten, welches Urhebers ſie auch immer ſeyn mögen, lange vor der Epoche Chriſti vorhanden waren, zweytens, daß eben dieſe Bücher bis auf heutige Zeiten ganz unverfälſcht erhalten worden ſind. Alle Zweifel, die man gegen den erſteren dieſer Sätze rügen könnte, ſind durch das einmüthige Zeugniß der ganzen jüdiſchen Nation, und durch das bekannte Alterthum ihrer Religion, Ceremonien, und Feſte, die ſich alle auf dieſe Bücher gründen, ſattſam widerleget, und was den zweyten Satz betrifft, ſo ſind wieder alle Zweifel dagegen eben ſo nichtig, weil dieſe Bücher, ſo wie wir ſie in Händen haben, vollkommen mit denjenigen übereinſtimmen, die die Jüden von undenklichen Zeiten her beſitzen.

VIII.

Was nun immer in diesen Büchern, die so viele Jahrhunderte vor der Erscheinung Jesu auf dieser Welt schon da waren, enthalten ist, besteht beynahe alles entweder in den deutlichsten Vorbildern von den Leiden und Unternehmungen dieses Jesus, oder geradezu in ausdrücklichen, und den bestimmtesten Weissagungen von dem, was sich mit ihm wirklich creignet hat. Die Schlange, die Moses in der Wüste auf einem Holze erhaben den Israeliten darstellte, und die sie nur mit Glauben und Vertrauen anschauen durften, um von ihren Krankheiten zu genesen, ist ein allegerisches Gemälde der Darstellung Jesu an dem Holze des Kreuzes, von welchem Gesundheit und Leben des Geistes für diejenigen ausgehen sollte, die mit Glaubensblicken auf ihn hinsehen würden. Solch ein Bildniß ist Jonas, der um den Sturm zu stillen in die See geworfen, und von einem Ungeheuer verschlungen wird, am dritten Tag aber wieder zum Vorschein kömmt, um den Niniviten die Buße zu predigen, denn so war auch Jesus, nach Zeug-

niß ſeiner Geſchichte den Zorn Gottes zu beſänftigen, der Wuth der Juden preisgegeben, vom Tode verſchlungen, am dritten Tag aber wieder zum Leben erwecket, wodurch unzählige Völker des Heidenthums zur Erkenntniß Gottes geführet wurden. Solch ein Gemälde iſt Joſeph, der von ſeinen Brüdern den Heiden verkauft, in einen Kerker geworfen wird, dann wieder hervorkömmt, durch ſeine Weisheit Aegypten rettet, und deſſen Vorſteher und Vater wird. Solch ein Gemälde iſt Iſaak, der von ſeinem eigenen Vater zum Opfer gebracht wird, zugleich ſeine Aufopferung überlebt, und der Stammvater einer zahlreichen Nachkommenſchaft wird. Solch ein Vorbild iſt das Lamm, das zu Oſtern geſchlachtet wurde, und deſſen Schlachtung und Blut Iſrael ſeine Befreyung und Leben zu danken hatte. Solch ein Vorbild iſt die moſaiſche Reinigung, die Ordnung der Opfer, die Einrichtung der Stiftshütte, das Aroniſche Prieſteramt, und unzählige andere Begebenheiten, die in Moſis Büchern enthalten ſind.

IX.

Aber nicht nur in dieſen Bildern allein finden wir die Beglaubigung Jeſu und ſeiner Religion, ſondern wir haben noch viel deutlichere Weiſſagungen von ihm in den Propheten. Iſaias predigte es lange vorher, daß der Meßias von ſeinem Volke zwar erwartet, aber nicht angenommen, ſondern wie ein Uebelthäter gebunden, und beym Gerichte für ſchuldig erkläret, und verurtheilet werden ſoll, daß er ſtatt ſich zu rechtfertigen, wie ein Lamm, das geſchlachtet wird, verſtummen werde, daß er getödtet, und ſein Tod durch die Geſellſchaft von Halsverbrechern entehret werden ſoll; Daß er mit ſeinen Leiden die Sünden der Menſchen verſöhnen, und ſie durch ſeine Wunden heilen wird, daß er eben da er ſterben, und gleichſam unterliegen wird, den Sieg davon tragen ſoll; Daß nur erſt ſeine Auferſtehung, und die wunderreiche Vermehrung ſeines Hauſes, wer er ſeye, entdecken werde; Daß die Völker und Könige der Erde ihre falſchen Gottheiten verlaſſen, und ihm anhängen werden. Daß man ihn alsdann für den gerechten,

für den Sion verheißenen König erkennen werde. Daß er unter den Heiden groß und herrlich ſeyn wird, wie auch Joſeph erſtlich zwar in Aegypten von Brüdern verkauft, nachher aber ein Herr des Landes geworden iſt. *)

David ſchildert ihn Jahrhunderte vorher von einer ungeheuern Laſt von Schmerzen gedrückt, von Feinden umringet, und von ſeinen Freunden verlaſſen, gewaltſam hingeſtrecket, an Händen und Füßen durchbohret, geläſtert, und mit Galle und Eſig getränket. Er bemerket ſogar den Umſtand, daß man ſich in ſeine Kleider theilen, und über ſeinen Rock das Loos werfen würde. So wie er ihn in dieſer Demüthigung ſchildert, eben ſo ſchildert er ihn auch in ſeiner Größe, wenn er ihn den ewigen hohen Prieſter nennet, der keinen Vorgänger und keinen Amtsfolger, wie er ſelbſt iſt, haben kann, wenn er ihn, den Gekreuzigten, zum Licht der Völker machet, und wenn er von einem Speisopfer redet, das zum ſtätten Gedächt-

*) Lib. II. 10. 15. et III. 4. 12.

niße ſeines Todes geſtiftet wird. *) Man halte hier die Geſchichte Jeſu mit jenen Vorbildern, und mit dieſen zwo ſo umſtändlichen Weiſſagungen Davids und Iſaiä zuſammen, man leſe die Demüthigung, die Leiden, und den Tod Jeſu, man ſehe andererſeits auf den herrlichen Glanz, in welchem die Religion, deren Urheber er iſt, ſich nach ſeinem Tode emporhebt, verbreitet, und erhält, und man geſtehe nur aufrichtig, daß alle dieſe Bilder völlig auf ihn paſſen, daß, was Iſaias, was David ſagten, bis auf jeden kleinſten Umſtand wirklich erfüllet worden ſey, daß ſich mit keiner andern Perſon, die je auf der Welt lebte alle dieſe Begebenheiten zugleich zugetragen haben, daß nur die Lebensgeſchichte Jeſu allein diejenige ſey, auf welche alle dieſe Bilder, und alle dieſe Prophetenſprüche angewendet werden können.

X.

Noch weit auffallender, als alles dieſes, iſt, was Jakob auf dem Sterbebette ſeinem Soh-

*) Pſal. II. XXI. et CIX.

ne Judä prophezeyte: „ O Juda! (ſpricht „ er) dich werden deine Brüder preiſen. „ Deine Hand wird auf dem Nacken deiner „ Feinde ſeyn, dich werden die Söhne dei„ nes Vaters anbethen, von Juda wird der „ Zepter nicht wegkommen, noch ein Ge„ bieter von ſeinen Lenden, bis derjenige „ nicht kömmt, der da geſandt werden ſoll. " *) Der Patriarch ſagt hier erſtens zu ſeinem Sohne Judas, daß der Himmel ſeiner Nachkommenſchaft beſondere Vorzüge über die Nachkommenſchaft ſeiner Brüder beſtimmet habe, daß zweytens die Abkömmlinge ſeines Stammes einen auf eigenen Geſetzen ruhenden Staat ausmachen werden, und drittens, daß ſich dieſer Staat ſo lange erhalten, und ſeine Könige und Führer haben wird, bis derjenige kömmt, der geſandt werden ſoll, das iſt Meßias, der dem Jakob, dem Iſaak, und dem Abraham verſprochen war. Sobald alſo, als einmal die Nachkommenſchaft Judä, oder die Jüden ihrer Vorzüge beraubt, und ihr Staatskörper zerſtreuet ſeyn wird, ſobald ſie keine Könige, keine Führer mehr haben

*) Genes. XLIX. 8. 10.

werden, so wird es ein Zeichen seyn, daß derjenige bereits schon gekommen sey, der gesandt werden soll.

Nun ist es welthekannt, daß der Stamm Judä wirklich das Vorrecht vor den übrigen Stämmen der Kinder Jakobs immer behauptet habe, denn die zehn abtrünnigen Stämme verlohren ihr Vaterland, ohne jemal wieder zurückzukehren, der Stamm Judä kömmt unter der Anführung Zorobabels in sein Erbland wieder, und behauptet sich von da aus immer in seinem Glanze. Die mächtigsten Monarchien der Welt leiden Erschütterungen. Alexander stürzt das Reich der Perser, die Römer überziehen verschiedene Königreiche, und das furchtbare Rom selbst beginnt zu wanken. Nur der kleine Staat der Jüden bleibt noch immer aufrecht stehen, er behält noch immer seine Richter und seine Könige. Aber nun erscheint Jesus. Er stiftet ein neues Gesetz, er fängt eine neue Epoche an, seine Thaten und seine Leiden entsprechen allen dem, was von Isaias, David, und den übrigen Propheten Jahrhunderte vorhergesagt worden ist. Sein Leben

und Tod mit allen Umſtänden betrachtet wird das Urbild aller Schattenbilder, welche vor ſeiner Ankunft der Grund des Glaubens, und der Erwartung aller Jüden waren.

Und nun wendet ſich auch nach ſeinem Tode das Schickſal des ſo herrlich begünſtigten jüdiſchen Staats. Titus überſchwemmt ihn mit ſeinem Heere, raubt ihm ſeine Städte, ſeinen Tempel, und ſeine Freyheit. Seine Glieder machen keinen eigenen Staat mehr aus. Sie verlieren ihre Fürſten, und ihr Geſchlecht zerſtreuet ſich in alle Gegenden der Welt, von wannen ſie nimmermehr in einen Körper zuſammwachſen können. Die Folgen eines lezteren Schickſals, das ſie betroffen hat, ſind wirklich vor unſern Augen. Wir ſehen ſie als eine unglückliche Nation ohne Erbland, ohne eigene Regenten, ohne Tempel, ohne Prieſterthum, ohne Opfer, und ohne eine vernünftige Hoffnung alles dieſes jemal wieder zu erobern.

Soll das noch nicht Beglaubigung genug für Jeſu ſeyn? Jahrhunderte vorher, als er gebohren war, las man ſchon die er-

ſtaunliche Veränderung, die ſich mit Judas Nachkommenſchaft ereignen ſollte, ſobald der von Gott Geſandte kommen würde. Jeſus kömmt, er giebt ſich für eben denjenigen aus, mit ihm trägt ſich auch wirklich alles zu, was ſich gemäß den Weiſſagungen der Propheten mit dem Meßias zutragen ſollte. Auf ſeine Ankunft folgt endlich auch in der That die traurige Kataſtrophe mit dem jüdiſchen Volke, die Jakob vorgeſagt, und deren Folgen wir noch zur Stunde vor Augen haben.

XI.

Eine eben ſo beweiſende Urkunde für die Beglaubigung Jeſu iſt endlich auch die Erfüllung desjenigen, was Daniel durch die Eingebungen Gottes, der allein die Abgründe der Zukunft dem menſchlichen Auge aufſchließen kann, vorhergeſagt hat. „ Nach den zwey „ und ſechzig Wochen (ſpricht er) wird Chri„ ſtus getödtet werden, und das Volk, das „ ihn verläugnen wird, wird nicht mehr ſein „ Volk ſeyn. Ein anderes Volk wird mit „ ſeinem Fürſten kommen, und die Stadt, „ und das Heiligthum zerſtören, daß beydes „ ein Ende nehmen wird, und auf den Krieg

„ wird eine jämmerliche Verwüſtung folgen,
„ deren Zeit beſtimmt iſt. Chriſtus wird
„ vielen den Bund beſtätigen eine Woche
„ lang, und mitten in der Woche wird er
„ die Opfer und Speisopfer abbringen. Der
„ Gräul und Verwüſtung wird in dem Tem-
„ pel ſtehen, und die Verwüſtung wird bis
„ zur Vollbringung, und bis ans Ende
„ währen. *) Nach dieſer Weiſſagung muß alſo binnen ſo viel Jahrwochen ein Mann auftreten, der Chriſtus, oder ein Geſalbter des Herrn heißen, der die Opfer der Jüden abbringen, und endlich getödtet werden ſoll. Es muß ein Volk ihn dafür nicht erkennen wollen, und daher von ihm verworfen werden. Es muß letztlich auch ein fremdes Volk unter Anführung ſeines Fürſtens die Stadt Jeruſalem und den Tempel zerſtören, und die Verwüſtung muß bis zur Vollbringung, oder bis ans Ende fortdauern.

Von welchem Menſchen ſonſt, als nur von Jeſus allein, läßt ſich wohl die Erfüllung alles deſſen erweiſen? Jeſus iſt der Chriſtus,

*) Dan. IX. 20. 21. und die folg.

und wird von unzähligen Völkern der Erde dafür erkannt, er und nur er bringt die Opfer der Jüden ab, und sezt dafür ein neues ein, das er an sich selbst vollziehet. Er wird getödtet, und der Zeitpunkt seines Todes fällt nach der richtigsten Berechnung der Schriftverständigen gerade auf den Ausgang der Jahrwochen Daniels. Er wird von dem Judenvolke verläugnet, und dieses von ihm verworfen. Auf seinen Tod kömmt wirklich ein anderes Volk mit seinem Fürsten Titus, welches Jernsalem, und den Tempel, an dem die Religion des Judenthums gebunden war, zerstöret. Des Unglücks endlich, das in einem Tage über dieses Volk, das Jesum verläugnet hat, gehäufet wird, und der Verwüstung seiner Stadt und seines Tempels ist noch bis zur Stunde seit mehr dann sechzehn Jahrhunderten kein Ende, und kann auch nimmermehr ein Ende gehoffet werden. Man sage was man will, man läugne meinetwegen alle übernatürliche Begebenheiten, die wir in den Geschichtbüchern Jesu lesen, man gebe nur jene zu, die sich ohne wunderwirkender Kraft mit ihm zugetragen haben, nur jene, bey welchen er

ſich blos leidend verhielt, und auf welche ſeinerſeits keine ſichtbare Mitwirkung den mindeſten Einfluß haben konnte, man laſſe nur zu, was man jeder andern Erzählung, die auch bey weitem nicht ſo viele Kennzeichen der Wahrheit hat, als die Evangelien, einzugeſtehen pflegt, man nehme nur für wahr an, daß ein Mann Namens Jeſus um den bemerkten Zeitpunkt lebte, der mit Abbringung der jüdiſchen Opfer, und mit der Stiftung einer neuen Religion beſchäftiget war, der ſich für den Meßias ausgab, der von den Juden dafür nicht erkannt, ſondern auf ein Kreuz hingeſtrecket, an Händen und Füſſen durchbohret, mit Galle und Eſſig getränket, und hingerichtet worden iſt, und daß auf ſeinen Tod die Zerſtörung Jeruſalems und ſeines Tempels erfolget ſey, daß die Nachkommenſchaft Judä ſeit dieſer Epoche ihre Könige, ihre Freyheit, ihr Vaterland, ihr Prieſterthum, ihre Altäre, und Opfer verlohren, und bis zur Stunde nicht mehr wieder erobert habe. Man glaube ſpräch ich nur dieſe, allem Anſehen nach blos natürliche Begebenheiten und Umſtände, zu deren Eintreffung Jeſus ſichtbarlicherweiſe

nichts beytragen konnte, und denen kein vernünftiger Jude, kein redlicher Deiſt widerſprechen wird, und man kann unmöglich mehr läugnen, daß jenes, was wir und die Jüden in David, Daniel, und Jakob von Meßias leſen, und dieſe ſchon Jahrhunderte vor Jeſu geleſen haben, richtig, und bis auf die kleinſten Umſtände eingetroffen habe, und daß ſich nebſt Jeſu keine andere Perſon anführen laſſe, durch deren ſämmtliche Begebenheiten und Weiſſagungen Davids, Jakobs, und Daniels ſo genau in Erfüllung gegangen wären.

Schlußfolge aus den vorhergehenden Sätzen.

Iſt nun aber alles dieſes in der That ſo beſchaffen, ſo iſt es ja offenbar, daß Gott ſelbſt dieſen Jeſus beglaubiget habe; denn nur Er konnte ſo viele Jahrhunderte vorher die künftigen Thaten und Leiden deſſelben wiſſen, und die Männer, durch deren Mund und Schriften ſeine künftigen Begebenheiten der Vorwelt bekannt gemacht wurden, konnten die Wiſſenſchaft davon nur von dem Allwiſſenden allein herhaben. Wie ſollte aber

Gott ſo außerordentliche Dinge gethan, ſo viele Vorbilder vorangeſchicket, ſo viele Propheten erwecket, und ſo viele Umſtände von dem Leben und den Thaten eines Menſchen voraus kund gemacht haben, der ſich für einen göttlichen Urheber einer Religion aufwerfen würde, ohne es in der That zu ſeyn? Und auf was anderes ſollte wohl dieſe Vorherverkündigung hinzielen, als auf die Beſtätigung alles deſſen, was dieſer Menſch ſagen würde? Es müßte alſo entweder Gott durch die ſo deutlichen Weiſſagungen und Vorbilder von Jeſu, einer Lüge das Zeugniß gegeben, und hiemit den größten Antheil an einer aufgelegten Weltbetrügerey haben, oder es muß Jeſus, ſo wie er es ſagte, ein göttlicher Urheber der von ihm geſtifteten Religion ſeyn.

XII.

Jeſus hat wirklich Wunder gewirket.

Aber nicht nur allein die wirkliche Erfüllung alles deſſen, was durch himmliſche Eingebungen von Jeſu vorhergeſagt würde, ſondern auch die unzähligen Wunder, die eben

die eben dieſer Jeſus gewirket hat, ſind ein unumſtößlicher Beweis ſeiner göttlichen Sendung. Denn, wenn Jeſus Dinge zuwege gebracht hat, die die Kräften der ganzen Natur überſteigen, ſo hat offenbar Gott, der alleinige Schöpfer und Beherrſcher der natürlichen Kräfte mit ihm gewirket. Hat Jeſus Blinde ſehend, Krumme gerad, Stumme redend, und Taube hörend gemacht. Hat er ſo viele tauſend Menſchen mit fünf Broden ſatt geſpeiſet, hat er Todte zum Leben erwecket, iſt er ſelbſt vom Grabe wieder erſtanden, ſo hat alles dieſes nur die Allmacht Gottes in ihm gethan, und hiemit ſeine Unternehmungen gebilliget, ſeine Lehren beſtättiget, und dem Vorgeben, daß er Gottes Sohn ſey, ein untrügliches Zeugniß gegeben.

XIII.

Es braucht in der That ſehr viel Leichtſinn, oder eine beſondere Verſtockung des Herzens, alle die Wunderthaten Jeſu, die wir von ihm in den Evangelien leſen, geradehin abzuläugnen. Denn nebſt allen den Beweisgründen, die wir überhaupt für die Glaubwürdigkeit dieſer vier Geſchichtbücher

angeführet haben, giebt es noch ſo viele andere, die insbeſondere die Wunderwerke Jeſu unläugbar beſtätigen. Jeſus mußte außerordentliche, und das Maaß menſchlicher Kräfte überſteigende Dinge gethan haben; denn warum hätten ſonſt ſeine Widerſacher behaupten wollen, daß er mit dem Teufel ein heimliches Einverſtändniß habe? Warum würden die Talmudiſten zu jener lächerlichen Erdichtung noch heut zu Tage ihre Zuflucht nehmen, als hätte Jeſus durch das Geheimniß das Wort Jehova eigentlich auszuſprechen Wunder gethan. Wäre es ihnen nicht viel leichter geweſen geradehin zu ſagen, Jeſus habe nie Wunder gewirket, als durch eine ſo ſeichte Ausflucht ſich aus der Verlegenheit zu ziehen? Aber ſie konnten dieſes nicht. Die Wunder mußten zu offenbar geweſen ſeyn, als daß die Urheber dieſer Erdichtung ſo was wagen durften. Ja ſo offenbar waren ſie, und der Ruf von ihnen ſo verbreitet, ſo unbezweifelt, daß die heidniſchen Kaiſer Adrianus und Alexander Severus, nach dem bekannten Zeugniße des heidniſchen Schriftſtellers Lampridius, dieſem Jeſus Tempel errichten, und ihn als einen Gott ver-

ehren wollten. Alexander Severus hatte ihn sogar unter seine Hausgötter aufgenommen, und angebetet. Ist es aber wohl möglich, daß diese Kaiser in einem Menschen, der nicht so lange vorher an dem Galgen des Kreuzes als ein Missethäter hingerichtet worden ist, so viel Göttliches sollten gefunden haben, wenn nicht andererseits von eben diesem Menschen so viele ausserordentliche und unbegreifliche Dinge bekannt gewesen wären, die seinem in den Augen der Heiden so verächtlichen Schicksale das Gegengewicht hielten? Celsus, ein epikureischer Weltweiser, und einer der heftigsten Widersacher des Christenthums läugnet es nicht, daß Jesus Blinde sehend, und Lahme gerade gemacht habe. Seine fruchtlosen Bemühungen gehen nur dahin, die Möglichkeit dieser Thaten aus natürlichen oder zauberischen Kräften zu erweisen. „Ihr „glaubt (sagt er) daß Christus Gottes Sohn „sey, weil er Krumme und Blinde gene„set hat." *) Daß also alles dieses Jesus gethan habe, bezweifelt Celsus nicht, nur will er nicht zugeben, daß Jesus darum

*) Siehe Origen. contra Celsum lib. I.

Gottes Sohn ſey. Auch Julian der Abtrünnige hat ſich an das vergebliche Unternehmen, die Wunder Chriſti zu vereiteln, gewagt, und dadurch, daß er ein Buch wider ſelbe geſchrieben hat, uns um einen Beweis mehr geliefert, daß Jeſus außerordentliche Dinge gethan hat. Porphyrius, und Hierokles beyde Heiden, und geſchworne Feinde des Chriſtenthums haben die wunderbaren Geneſungen, und andere übernatürliche Handlungen von Jeſu eingeſtanden. Phlegon bekannte es in ſeinen Jahrbüchern, wie uns Origenes verſichert, daß Chriſtus die Gabe der Weiſſagung hatte, und mehrere Begebenheiten prophezeyte, die wirklich eingetroffen haben.

XIV.

Aber wir können aller dieſer Zeugniße entbehren, wenn wir nur den ganzen Fortgang betrachten, mit welchem das Unternehmen Jeſu den jüdiſchen Gottesdienſt aufzuheben, und eine neue Religion zu ſtiften, begleitet war. Denn es iſt wohl nicht begreiflich, wie er ſich ohne Wunderwerke einen ſo groſſen Anhang zuziehen konnte, daß man ihn ſo-

gar für einen Aufwiegler des Volks anklagte. Von seiner Geburt an arm und unangesehen lebte er bis zu seinen männlichen Jahren, und nachdem er diese erreichet, wie geht er mit der wichtigsten aller Unternehmungen zu Werke? Er geht von Flecken zu Flecken, von Stadt zu Stadt, und macht es ihren Einwohnern bekannt, daß er von Gott gesandt, und Gottes Sohn selbst sey. Eine so außerordentliche Ankündigung hätte natürlicherweise alles gegen ihn empören sollen, und bey der äußersten Anhänglichkeit der Jüden an ihre Religion, sollten sie solch ein Vorgeben als eine Lästerung Gottes aufgenommen, und ihn auf der Stelle gesteiniget haben. Geschah dieses nicht, so mußten nur ganz außerordentliche Zeichen seinen Worten so viel Gewicht gegeben haben, daß die Jüden einer so auffallenden Bothschaft mit einer Achtung begegneten, die sie nicht nur von aller Gewaltthätigkeit zurückhielt, sondern auch zu Tausenden hinter ihm einher laufen machte, um seine Lehren zu hören.

Und was war denn so Anziehendes in seiner Lehre? Hat er dem Volke die harten

Pflichten ihrer Religion erleichtert? Hat er ihnen Wohlleben gerathen und ihren Leidenſchaften geſchmeichelt, oder hat er nicht vielmehr Armuth, Geduld, Abtödtung, und alles das gepredigt, was dieſem fleiſchlichen Volke unmöglich willkommen ſeyn konnte, wenn er nicht anders durch die Gewalt der Wunderwerke einer ſo neuen und unglimpflichen Sittenlehre ein übermenſchliches Anſehen zu geben gewußt hätte? Würden ſich wohl ſo viele Schüler und zugleich ſo eifrige Verbreiter ſeiner Lehre eingefunden haben, wenn ſie nichts Außerordentliches an ihm bemerket hätten? Sie konnten ſich keinen zeitlichen Lohn von ihm verſprechen, denn er ſagte es ihnen nur zu deutlich, daß ſie auf der Bahne, die ſie mit ihm betreten, nichts als Verachtung, Trübſal, Martern, und den gewaltſamen Tod finden würden, eine Aufrichtigkeit, die bey jedem andern menſchlichen Stifter einer Religion, wie Mahomed war, das unfehlbarſte Mittel geweſen wäre, alle Anhänger zu verſcheuchen. Und dieſe Jünger wurden durch die Ankündigung der ſchrecklichſten Uebel, die über Menſchen kommen können, dennoch nicht abgeſchreckt,

Werkzeuge seines Unternehmens zu werden. Welch ein Mittel konnte denn also so mächtig gewesen seyn die äußerste Verläugnung ihrer selbst, und den wahrhaft heroischen Entschluß, alles für Jesu aufzuopfern, in ihrem schüchternen Geiste hervorzubringen? Etwa die bloßen Verheissungen eines künftigen Ersatzes in dem Reiche seines Vaters? Aber wie konnten sie gegen eine bloße Verheissung ihr ganzes Wohl und Leben wagen? gegen eine Verheißung, die ihnen Dinge zusaget, welche nicht in der Macht eines Menschen liegen? Es ist höchst unwahrscheinlich, es ist unmöglich, daß so viele Menschen so unbehutsam in ihr Unglück hineinrennen sollten, ohne einen festern Grund als ein bloß unbewährtes Versprechen zu haben, auf welchem sie die Hoffnung ihrer Entschädigung bauen könnten. Die Besorglichkeit der Jünger Jesu, mit der sie ihn fragten, was sie denn für alle Aufopferungen, die sie seinetwegen machten, für eine Entgeltung zu erwarten hätten, zeiget genug an, daß sie ihr eigenes Wohl gewiß nicht so blindlings preis zu geben gesinnet waren. Jesus mußte ihnen daher erst erwiesen haben, daß es in seiner

Gewalt liege, die Belohnungen jenſeits des Grabes, auf die er ſie hin verwies, wirklich zu leiſten, und wie konnte er dieſes anders, als durch Wunderwerke? Denn das war das einzige Mittel, darzuthun, daß ſeine Macht über die Gränzen des Lebens und der Natur reiche. In der That, es braucht viel Leichtſinn, um über alle dieſe Schwierigkeiten hinüberzuhüpfen, und geradehin zu ſagen: Jeſus habe keine Wunder gewirket, oder man muß nur ein ſehr verſtocktes Herz haben, wenn man zu allen den Zeugniſſen, die ſelbſt die Feinde Chriſti von ſeinen Wundern ablegen, mit Gewalt die Augen zudrücket. Hat nun aber Jeſus Mirakeln gewirket, ſo hat offenbar Gott bey Einführung ſeiner Religion mitgewirket, und ſie muß göttlich ſeyn. Hat aber Jeſus keine Mirakeln gewirket, ſo iſt gerade das ein Wunder, welches nur die Allmacht Gottes verrichten kann, daß eine Religion, wie die chriſtliche iſt, ohne ſolche Mirakel zu einem ſo erſtaunlichen Anſehen gelangen, ſich ſo verbreiten, und bis zur Stunde erhalten konnte.

XV.

Selbst die Verbreitung seiner Religion ist ein offenbares Wunderwerk.

Es ist dieses ein Gegenstand, der unsere ganze Aufmerksamkeit verdient. Lasset uns also erstens die Größe des Unternehmens, eine Religion, wie die christliche ist, zur Religion der ganzen Welt zu machen, zweytens die Schwäche der Mittel und Werkzeuge erwägen, durch welche dieses alles zu Stande gebracht werden soll, drittens, die natürlicherweise ganz unübersteiglichen Hinderniße betrachten, die diesem Unternehmen bey jedem Schritte aufstießen, und endlich den Triumph zu Gemüthe führen, in welchem wir die Religion Christi Jesu über alles, was sich nur immer ihrem Fortgange im Wege stellet, siegreich einhergehen, und sich über den Erdkreis verbreiten sehen.

XVI.

Dieſes wird erwieſen aus der Gröſſe des Unternehmens.

Jeſus, der vor wenigen Tagen als ein Verführer des Volks, als ein Gotteslästerer, und als ein Säufer von Gericht zu Gericht geſchleppet, und ſo häßlicher Verbrechen beſchuldiget wurde, daß er an einer Schandſäule öffentlich mit Ruthen gezüchtiget, und vor dem Angeſichte einer unzähligen Menge Menſchen, die ſich von allen Gegenden Aſiens zur Oſterzeit in Jeruſalem einfanden, ans Kreuz genagelt, und in Geſellſchaft zweyer Räuber getödtet wurde, dieſer Jeſus ſollte bald darauf der ganzen Welt als eine göttliche Perſon vorgeſtellet, von ihr angenommen, verehret, und angebetet werden. Seine Worte ſollten für die Richtſchnur und das Geſetz aller Menſchen gelten. Die unbegreiflichſten Dinge, die er als Wahrheiten ausgab, ſollten auf ſein Wort geglaubet werden, und der Stolz der Weltweiſen ſollte ſich vor ſeinen Geheimnißen beugen. Die Götter der Heiden ſollten von ihren Altären herabgeworfen werden, und ihre Anbeter,

die ihnen Weyhrauch ſtreuten, und Opfer ſchlachteten, ſollten ſelbſt Hand anlegen ihre Tempel niederzureiſſen. Mit Haß und Verachtung ſollten ſie auf die Laſter zurückſehen, die ſie vor kurzem vergöttert hatten, und einer Religion entſagen, die ſie durch undenkliche Zeiten ausübten, die ſie von ihren Voreltern ererbet haben, und an welche ihr Herz um ſo ſtärker gefeſſelt war, als ſie darinn die Rechtfertigung ihrer Ausſchweifungen fanden. Sie ſollten mit einem Worte alles dasjenige verwerfen und verdammen, was bis izt das Ehrwürdigſte und Heiligſte unter ihnen war. Welch ein ungeheures Unternehmen! Aber noch nicht genug an dieſem, es müſſen ſogar die Begriffe, die ganze Denkungsart, die Neigungen, die Lebensart und Sitten unzählbarer Nationen ganz umgegoſſen, und in das Gegentheil verwandelt werden. Sie müſſen ganz andere Ideen von dem höchſten Weſen, von dem Endzwecke ihres Daſeyns, von der Beſchaffenheit des künftigen Lebens annehmen, ſie müſſen dahingebracht werden, ihre Vernunft zu verläugnen, und ſie unerhörten, unbegreiflichen Erſcheinungen aufzuopfern. Sie müſſen

Reichthum, Wolluſt, und Ehre von nun an, mit ganz andern Augen anſehen. Bisher kannten ſie keine höhern Güter, als dieſe, itzt ſoll alles dieſes in ihren Begriffen bis zur Verachtung herabſinken. Heroiſmus, Freundſchaft, Vaterlandsliebe waren bey ihnen die erhabenſten Tugenden, nun ſollen ſie als die niederſten angeſehen werden. Die Rache, die ſie für Beleidigung an ihren Feinden zu nehmen gewohnt waren, die ſie mit zur Tapferkeit rechneten, und ſich zur Pflicht machten, ſoll ſich nun in Liebe und Wohlthätigkeit gegen ihre Beleidiger verwandeln. Ihre ſtolzen und blutdürſtigen Herzen ſollen nun an Demuth, Geduld, und Sanftmuth gewohnt werden. Sie ſollen endlich auch der Vielweiberey entſagen, deren Aufopferung ihren Herzen die äußerſte Ueberwindung koſten wird. Sie ſollen mit einem Worte einen andern Gott, eine andere Religion, eine andere Lebensart umfangen, und beynahe in allen Stücken das Gegentheil von dem, was ſie bisher waren, werden. Und dieſe gänzliche Umgießung, dieſer Umſturz des Heidenthums ſoll in Städten, in ungeheuren Reichen, in allen Theilen der Welt vor ſich

gehen. Auf diesen Trümmern soll die Religion des gekreuzigten Jesus sich empor heben, und bis an die Gränzen des Erdkreises sich verbreiten.

Wahrhaftig, das ist mehr als alle Eroberungen Alexanders und der Römer, das ist ein Plan, bey dessen Vorstellung der unternehmendeste Geist zurückzittern muß, ein Entwurf, zu dessen Ausführung natürlicherweise nichts weniger erfordert würde, als daß die weisesten Männer von allen Nationen zu Gehilfen berufen würden, ein Unternehmen, das nur durch ungeheure Kriegsheere, durch Verwüstung unzähliger Städte, durch Vergießung ganzer Ströme Bluts, und nur durch Verlauf vieler Jahrhunderte wahrscheinlicherweise aber mit allen diesen gewaltsamen Mitteln gar niemal zu Stande gebracht werden kann.

XVII.

Aus der Schwäche der Werkzeuge bey diesem Unternehmen.

Und zu diesem Unternehmen, welcher Werkzeuge und Mittel bedienet sich Jesus? Er

wählt ſich eine Schaar Jünger, die er von den Ufern des Meers ſammelte, und vom Fiſchfange zum Apoſtelamte berief; Männer, die ihrer Geburt und Beſchäftigung nach zur niederſten Klaſſe der Menſchen gehören, die eines verwilderten Verſtandes, eines rohen Herzens, und rauher Sitten waren, die nur an ſinnliche Begriffe gewohnt, für die Faſſung der erhabneſten und abſtrakteſten Wahrheiten ſeiner Lehre äußerſt unaufgelegt waren, die bey dem Anſcheine der mindeſten Gefahr verzagten, und bey Annäherung der Leiden ihres Anführers ſich zerſtreuten, ihn verließen, und wohl gar verläugneten. Dieſe Männer wählet Jeſus zu Werkzeugen eines unerhörten Unternehmens, ſolchen blöden, furchtſamen, rohen, und ungetreuen Gehilfen macht er den Auftrag in alle Welt zu gehen, das Evangelium zu predigen, und ein Beginnen auszuführen, welches das Vermögen der mächtigſten Erderoberer überſteiget, und das offenbar übermenſchliche Kräfte heiſchet. Dieſe verachteten und unwiſſenden Fiſcher müſſen hin nach Athen und Rom ziehen, und dort in jenen Sammelplätzen aller Künſte und Wiſſenſchaften, in jenen Wohn-

sitzen des geläuterten Geschmacks, und verfeinerten Sitten, in jenen berufenen Schulen der irdischen Weisheit öffentlich auftreten, die größten Geister, die gelehrtesten und weisesten Männer ihrer Zeiten belehren, ihre Irrthümer zerstreuen, und ihre Weisheit zu Schanden machen, dafür aber ihnen eine Lehre verkündigen, die dem angenommenen Systeme der Welt, der allgemeinen Sinnlichkeit der menschlichen Natur gerade zuwiderläuft, ihnen Dinge glaubwürdig machen, die den Verstand übersteigen, und mit ihren Begriffen unverträglich sind, ihnen endlich Jesum als einen Gottmenschen zur Anbethung aufstellen, der zu Jerusalem erst vor kurzem der Gewalt elender Menschen unterlag, und den schimpflichen Tod eines Missethäters sterben mußte. Diese schüchternen zaghaften Fischer sollen vor die ansehnlichsten Gerichte hintreten, vor ihrem Angesichte die Wahrheit mit unerschrockenem Muthe verfechten, ihren schrecklichen Drohungen mit Standhaftigkeit und mit ruhigem Geiste begegnen. Sie sollen sich durch tausend Gefahren des Landes und der weiten See durchwagen, die weitgestreckten Reiche durchwan-

dern, und bis an die Gränzen der Erde hindringen. Dieſe einſt wankenden ungetreuen Gehilfen Jeſu ſollen nun für ihn, den ſie ſo kleinmüthig verlaſſen hatten, den grauſamſten Martern entgegen eilen, und über dieß noch unzähligen andern Menſchen Beyſpiel, und Muth zum Tode geben.

Wenn alles dieſes durch ſo ſchwächliche Geſchörfe geſchehen ſoll, muß nicht eher eine ganz unbegreifliche Veränderung mit dieſen Werkzeugen ſelbſt vorgehen? Muß nicht erſt ihr Verſtand auf einmal erleuchtet, mit den höchſten Wahrheiten bekannt gemacht, und mit einer ganz außerordentlichen Weisheit ausgeſtattet werden, um über den Verſtand und den Willen der aufgeklärteſten Geiſter ſiegen zu können? Muß nicht erſt ihre ſchüchterne Natur ganz und gar umgeſtattet werden, um ſie in den Stand zu ſetzen, ſo unerſchrocken vor geiſt- und weltliche Richterſtühle hinzutreten, und den furchtbarſten Drohungen Trotz zu bieten? Muß nicht in ihrer Seele ein unwiderſtehlicher Muth gegoſſen, und ſie mit mehr als menſchlicher Stärke ausgerüſtet werden, um alle dieſe ſo

groſſen Foderungen zu erfüllen? Und dieſe Umſtaltung ſoll Jeſus ohne Allmacht zuwege bringen? Dieſes ſoll ein Menſch im Stande ſeyn? — Ich fordere alle Läugner der Wunderwerke auf, innerhalb den Gränzen der ganzen Natur ein Mittel, eine Kraft anzuzeigen, die vermögend wäre, eine ſolche, ſo gähe Umgieſſung des Verſtandes, des Herzens, des ganzen Weſens bey Männern von einem Alter, als die Fiſcher waren, zu bewerkſtelligen! Ich fodere ſie auf, mir ein Beyſpiel eines ſo ſchnellen Uebergangs von Dummheit zu einer ſiegenden Weisheit, von Zaghaftigkeit zum äuſſerſten Grad von Unerſchrockenheit, von Wankelmuth zu einer Standhaftigkeit, die über Martern und Tod gehet, bey irgend einem Menſchen in dieſer weiten Welt aufzuweiſen, und ich bin gewiß, ſie können dieſes nicht. Es iſt unmöglich, daß ſo was nach dem ſchrittweiſen Gange der ganzen Natur ſich ereignen könne.

XVIII.

Aus der Gewalt der Hinderniſſe, die dieſem Unternehmen im Wege lagen.

Aber nicht nur die Schwäche der natürlichen Mittel, die Jeſus zur Einführung ſeiner Lehre ergreifet, ſondern auch die erſtaunlichen Hinderniſſe, die ſich eben dieſer Einführung von allen Seiten entgegenſetzten, machen den Erfolg ſeines Unternehmens menſchlicherweiſe ſchlechterdings unmöglich. Das ganze Judenvolk bietet alle ſeine Kräften wider die Religion Jeſu auf, ſie erſinnen die ſchwärzeſten Lügen, um alle Gemüther gegen ſie und ihren Urheber zu erbittern. Sie ſchelten ſeine Jünger Betrüger, die den Leichnam ihres Meiſters geſtohlen hätten, um das Volk mit einer erdichteten Auferſtehung zu bethören, ſie ſchreyen ſie für Trunkbolde und wahnwitzige Menſchen aus, wann ſie in voller Begeiſterung auf offenem Platze erſcheinen, um die Gottheit Chriſti zu predigen. Sie werfen ſie aus den Synagogen, ſie ſteinigen ſie, ſie thun das Aeußerſte, was nur immer die allzugegründete Furcht vor dem Umſturze ihrer Synagoge, und der hieraus

entſtandene unverſöhnliche Haß ihnen einge-
ben konnte. Von dieſer Seite ſcheint nun
alle Hoffnung für das Aufkommen der Kir-
che Chriſti verlohren zu ſeyn. Andererſeits
macht ſich wiederum das heidniſche Prieſter-
thum, und die ganze Weltweisheit gegen die
Lehre Jeſu auf. Die Diener der Götzen ſe-
hen im voraus ihr Anſehen, und ihre Blend-
werke mit den Tempeln ihrer Gottheiten zu-
gleich einſtürzen. Sie wüthen, ſie toben,
ſie empören die Herzen des Volks und der
Regenten gegen die Verbreiter einer ihrem
zeitlichen Intereße ſo nachtheiligen Lehre,
und die Weltweiſen erſchöpfen ihre ganze
Wiſſenſchaft, um ſelbe zu widerlegen, und
allenthalben verhaßt zu machen. Was ſoll
nun wohl die Zuſammenſchwörung ſo vieler
Kräfte gegen die Ausführung des Unterneh-
mens Jeſu nicht vermögen? Die Regenten
ergriefen ſelbſt Feuer und Schwert, um alle,
die ſich zu Chriſto bekennen würden, von der
Erde zu vertilgen. Es erſcheinen wider ſie
die grauſamſten Geſetze, man erklärt ſie al-
ler Würden unfähig, man verdammet ſie zur
Reinigung, man verſagt ihnen den Schutz
der Gerechtigkeit, indem man verbittet ſie

vor Gericht anzuhören, wenn ſie ſich über zugefügtes Unrecht, über die gewaltſame Hinwegnehmung ihrer Güter, über die Schändung ihrer Weiber beklagen ſollten. *) Man giebt den blutigſten aller Befehle, die Biſchöfe, die Prieſter, und Diakonen hinzurichten, die Rathsglieder, die adelichen und anſehnlichſten Perſonen, falls ſie Chriſten würden, ihres Vermögens, ihrer Würde zu entſetzen, und wenn ſie fortführen Chriſten zu bleiben, auch zum Tode zu verurtheilen. **)

Nun ſtellt man auch wirklich die gräßlichſten Beyſpiele der Grauſamkeit auf, nun fängt man ein Blutbad an, dergleichen die Welt noch nie geſehen hat. Tacitus ein Heide mag den Zweiflern unſers Jahrhunderts dieſe entſetzliche Scene der Verfolgung ſelbſt ſchildern, ſein Zeugniß hat bey ihnen Gewicht. „ Nero (ſagt er) hat an jenen, „ die man Chriſten nannte, die ausgeſuchteſten Strafen vollziehen laſſen. “ — —

*) Euſeb. Hiſt. lib. 8.

**) Cypr. Epiſt. 8.

„ Man machte ihren Tod zu einem Schau-
„ ſpiele, man kleidete ſie mit Häuten wilder
„ Thiere an, und warf ſie den Hunden vor,
„ damit ſie von ihnen zerriſſen würden. Man
„ kreuzigte, man verbrannte ſie, und ihre
„ brennenden Leiber mußten nächtlicher Wei-
„ le zur Beleuchtung der Straſſen die-
„ nen. *) “ Das war der Anfang der Ver-folgung. Schon ſieht man dieſe blutigen Auftritte zu vielen Tauſenden in allen Pro-vinzen der römiſchen Monarchie ſich vervielfältigen. Der Brief der Kirche von Lyon an die Aſiatiſchen Kirchen **) iſt ein Denkmaal der unglaublichen Grauſamkeiten, die an Chriſten ausgeübet wurden. Eine ungeheure Zahl von allen Ständen, von beyden Geſchlechtern, von jedem Alter werden mit den ausgeſuchteſten Qualen umgebracht. Man ſieht zarte Blandinen durch mehrere Tage alle Gattungen der Martern ausſtehen, Athalien auf glühenden Eiſen ſitzen, Potamiane im ſiedenden Oele kochen, Adriane mit Hacken in Stücke zerriſſen, und einen Probus

*) Tacit. Annal. lib. 15. c. 44.

**) Euſeb. Hiſt.

und Andronikus mit feurigen Spießen durchbohret werden.

Libanius der Lobredner des abtrünnigen Julians zählet in ſeiner Leichenrede eine lange Reihe der Martern, der Verſtümmlungen, der unerhörteſten Todesarten, durch welche das Chriſtenblut (um mich ſeines eigenen Ausdrucks zu bedienen) ſtromweiſe vergoſſen wurde. Galerius der Kaiſer befiehlt durch ein Edikt *) daß man ſie durch alle Grade der Torturen peinige, und dann mit langſamen Feuer lebendig verbrenne. Dieſe ſchmerzlichſte aller Todesgattungen ward ſo allgemein, daß nach dem Zeugniße Tertullians die Chriſten von den Weinreben, die man zu dieſer langſamen Verbrennung brauchte, und von den Pfählen, die man ihnen durch den Leib trieb, Sarmentarii, und Semarii genannt wurden. Ich verſchweige die Edikte eines Decius, eines Valerianus, und anderer, welche alle eben ſo viele Verordnungen der grauſamſten Verfolgungen waren.

*) De Mort. Perſecut.

XIX.

Und bey dieſem unmenſchlichen Verfahren gegen die erſten Gläubigen, wie kann es möglich ſcheinen, daß eine Religion, die ſich in Höhlen und Klüften, und unter die Erde zu verbergen gezwungen wird, und deren Annehmung zugleich auch das Urtheil zu einem qualenvollen Tod mit ſich bringet, jemal empor kommen würde? Wie ſoll Jeſus und die Prediger ſeiner Lehre ſo viel Glauben ſich zu erwerben im Stande ſeyn, daß man viel lieber Ehre, Hab, und Gut, den Schutz der Geſetze, das Vaterland, und ſelbſt das Leben aufzugeben kein Bedenken trage, als ihre Lehre nicht anzunehmen, oder ſie wieder zu verlaſſen? Wie läßt ſich vernünftigerweiſe nur hoffen, daß die Religion Jeſu, ohne den mindeſten Schutz bey irgend einer Macht der Erde, ohne das kleinſte Fleckchen Erdreichs, wo ihr ein ruhiger Aufenthalt geſtattet würde, zu finden, ſich dennoch erhalten, und in alle Theile der Welt verbreiten würde? Daß die ohnmächtigen Werkzeuge, die zu dieſer Verbreitung den Grund legen ſollten, wirklich über die Gegen-

bemühungen des ganzen Judenthums und der ganzen heidniſchen Weltweisheit, über die ſchrecklichſten Verfolgungen der geiſt- und weltlichen Obrigkeiten, über die mit allen erſinnlichen Martern bewaffnete Wuth der mächtigſten Weltbeherrſcher den Sieg davon tragen werden? und daß das Unternehmen Jeſu ungeachtet der unüberſteiglichen Hinderniße, ungeachtet der ſchwachen Hilfsmittel, und ungeachtet der ungeheuern Größe, die in dem Plane ſelbſt liegt, mit Triumph und Herrlichkeit zum Zwecke und zur Wirklichkeit gelangen werde? Natürlicherweiſe läßt ſich ſo was nimmermehr vermuthen, denn nach allen Regeln der Vernunftlehre müßte man immer ſo ſchließen: Es iſt offenbar gewiß, daß alle dieſe Umſtände zuſammengenommen wahrhaft hinreichende Urſachen waren, die Erſtickung des Chriſtenthums in den Tagen ſeiner Aufkeimung zuwege zu bringen. Es iſt eben ſo gewiß, daß ſobald die Urſachen zu Hervorbringung ihrer Wirkungen hinreichend ſind, ſich auch alſogleich nach dem natürlichen Laufe der Dinge dieſe ihre Wirkungen einfinden müſſen. Natürlicherweiſe ſollte alſo auf ſo viele Urſachen, die für die Zugrund-

richtung des Chriſtenthums vollkommen hinreichend waren, deſſen Zernichtung als eine natürliche Wirkung derſelben in der That ſelbſt erfolget ſeyn. Es iſt ferner eben ſo gewiß, daß ſich immer dasjenige in der Welt ereignen müße, für welches ein Uebergewicht von Urſachen vorhanden iſt, und daß hiemit das Widerſpiel, für welches weit ſchwächere Urſachen vorhanden ſind, ſich nicht zugleich ereignen könne. Nun ſind aber die natürlichen Triebfedern, die zum Untergange der Kirche Chriſti arbeiten, ohne Vergleich ſtärker als diejenigen, die für ihre Erhaltung geſpannt ſind. Es muß alſo die Religion Jeſu Chriſti unterliegen, wenn es anders nach den Regeln der Natur, das heißt nach dem Uebergewichte und der Ueberlegenheit der Kräfte zugehen ſoll. Geſchieht dieſes nicht, ſo muß eine höhere Macht ins Mittel treten, die den Lauf der Natur zu ändern, die Kette von Folgen und Urſachen zu zerreiſſen, und dem Uebergewichte der Zugrundrichtungsurſachen die Wirkung zu benehmen im Stande iſt.

XX.

Endlich aus dem Triumphe, in welchem die Religion Jeſu dem ungeachtet ſich verbreitet hat.

Und dieſes hat ſich nun ſicher' bey der neu geſtifteten Religion Jeſu ergeben müſſen, denn ſie hat wirklich über den Zuſammenfluß aller erſinnlichen Hinderniße geſieget, ſie hat in dem Sturme der heftigſten Verfolgungen ſich nicht nur feſt gehalten, ſondern auch bis zum Erſtaunen vergrößert, und die Ueberlegenheit aller auf ihren Untergang zuſammenſchwörender Urſachen iſt ſelbſt gegen den natürlichen Lauf der Dinge wirkungs- und folgenlos geblieben. Kaum hatten die Jünger Jeſu die Bekehrung einer Welt unter einander ausgetheilet, kaum fiengen ſie das Werk ihrer Sendung an, und ſchon wurde Jeſus im Herze der römiſchen Monarchie, in ihren Provinzen, in den entfernteſten Ländern als Gott geglaubet, und angebethet. Nicht nur in Städten ſchrieb Plinius an Trajan den Kaiſer *) ſondern auch in Flecken

*) Epiſt. lib. 10.

und Dörfern habe das Chriſtenthum allenthalben um ſich gegriffen, die Tempeln ſtünden verlaſſen und öde, und faſt kein Menſch wolle mehr Opfer für die Götter bringen. Markus Aurelius ſchrieb an den Senat zu Rom *), daß er umringet, von einer unzählbaren Menge von Barbaren, und in einen engen Paß getrieben, diejenigen zu Hilfe kommen ließe, die ſich Chriſten nannten, und er wäre erſtaunt, als er die Menge ſah, die ſich von ihnen unter ſeinem Kriegsheere befand. Tertulian ſagt zu eben dieſem Senate: „ Eure Städte, eure Inſeln, eure „ Pflanzörter, eure Verſammlungen, eure „ Lager, eure Zünfte, eure Rotten, eure „ Plätze ſind voll von Chriſten. Wenn dieſe „ Menge chriſtlicher Unterthanen euch heute verließ, ſo würde eure Macht durch „ dieſen Verluſt beynahe zu nichts werden. „ Ihr würdet mehr Feinde als Bürger haben, und die Anzahl eurer Feinde iſt nur „ darum geringer, weil beynahe alle eure „ Bürger Chriſten ſind. **) Wir leſen ſo-

*) Apud Juſtin.

**) Apolog. cap. 37.

gar in einem Briefe, *) den Petrus der Apoſtel geſchrieben hat, daß ſich bereits damal zahlreiche Kirchen in Pontus, in Kappadocien, in Gallazien, in Bythinien, und in dem größern Aſien befunden haben. Paulus erwähnet desgleichen der Kirchen, die ſich durch Griechenland, durch Cilicien, Syrien, und Arabien verbreitet haben. **) Wir wiſſen endlich auch, daß Jakobus eine Kirche in Judäa, Markus eine andere in Aegypten, Barnabas eine andere in Cypern, Thomas und Bartholomäus eine andere in Indien und Perſien regieret haben. Die Religion Jeſu hat alſo ſelbſt unter den äußerſten Drangſalen in den weitläufigen morgen- und abendländiſchen Reichen ihre Trophäen geyflanzt. Die Zertrümmerung der Götzen, der Umſturz der heidniſchen Religion, die unglaubliche Veränderung der Begriffe, der Denkungsart, der Sitten iſt alſo wirklich ſelbſt in jenen Zeiten der blutigſten Verfolgung bey ſo vielen Nationen, und ſo glücklich vor ſich gegangen, und was kein

*) I. Petr. cap. 1.

**) Act. cap. 13.

Alexander, kein Cäsar mit allen ihren Kriegsheeren nimmermehr vermocht hätten, haben die unangesehenen, blöden, und schüchternen Fischer wirklich zuwegegebracht. Gegen die Worte und Werke dieser wenigen schwachen Werkzeuge hat wirklich die Bosheit aller Juden, das Bestreben der ganzen Weltweisheit, die Wuth der fürchterlichsten Tyrannen nichts ausgerichtet. Die erstaunliche Veränderung, die sie mit einer ganzen Welt vorhatten, schien nicht anders möglich, als durch Kriegsheere, durch Verheerung ganzer Länder, und durch die Aufopferung vieler tausend Menschen. Nun ergab sich gerade das Gegentheil, und es müssen vielmehr alle diese gewaltsamen Mittel angewendet werden, um den Fortgang dieser Weltveränderung zu hemmen, und zu hintertreiben. Aber auch hier scheiterte alle Gewalt: die ausgesuchtesten Qualen und Todesarten, das ist, der äußerste Grad von Zwang, der sich über den menschlichen Willen ausüben läßt, werden ausgestanden, und zwar nicht von ein und anderen Enthusiasten, wie die heutigen Religionsspötter sagen, sondern von unzähligen Menschen aller Klassen, von den an-

geſchenſten, Gelehrteſten, ſo wie von Ungelehrten und Niedern, von Greiſen, Männern und Jünglingen, von Weibern und Kindern mit unglaublichem Muthe ausgeſtanden, und ſo zu ſagen ſelbſt aufgeſucht. Und dieſes alles für eine Lehre, die gar keine Vortheile in dieſem Leben anbietet, und die bey der Denkungsart jener Zeiten, bey dem damaligen allgemeinen Hange an den irdiſchen Gütern und Vergnügen unmöglich einen angenehmen Eindruck auf die Gemüther machen konnte. Wer hier nicht die Spuren der göttlichen Mitwirkung wahrnimmt, muß nicht wiſſen, was menſchliche Kräften ſind.

Beſchluß.

Ein vernünftiger Mann kann ſolch eine Religion, die ſich auf göttliche Vorherkündigungen gründet, und mit ihnen übereinſtimmt, die durch ſo ſchwache Werkzeuge, und trotz der unüberſteiglichen Hinderniße emporkömmt, und zu einer erſtaunlichen Größe aufwächſt, die ſo viele Blutzeugen ihrer Wahrheit zählet, ſo viele gelehrte Männer in ihrem Schooße trägt, die unter unzählbaren Spaltungen und Irrlehren noch bis

zur Stunde den nämlichen Geiſt und die erſte Reinigkeit durch ſo viele Jahrhunderte behalten hat, für nichts weniger, als für das Werk Gottes ſelbſt halten.

Inhalt
des erſten Theils.

Seite

Vorbericht des Verfaſſers 1

Einleitung 17

Erſtes Hauptſtück.

Beweis, daß es einen Gott giebt, und was für Eigenſchaften demſelben zukommen.

I. Das Daſeyn der Welt iſt ungezweifelt 33

II. Eine unendliche Reihe von Voreltern iſt widerſprechend 34

III. Die Welt konnte nicht immer geweſen ſeyn, ſie muß einen Anfang genommen haben 37

IV. Weitere Beſtätigung deſſen . . 38

V. Widerlegung eines Einwurfs . . 40

VI. Die Welt kann nicht von ihr ſelbſt entſtanden ſeyn 45

VII. Und eben ſo wenig durch einen Zufall, oder durch den ungefähren Zuſammenfluß der Urſtofstheilchen . 46

Seite

Dieſes wird aus der Beſchaffenheit des Weltbaues erwieſen 48

VIII. Dieſe auswärtige Urſache der Weltentſtehung iſt ein ewig ſelbſtſtändiges Weſen 59

IX. Welches zugleich unendlich und das iſt, was wir Gott nennen . . . 60

X. Zuſammenfaſſung aller vorhergehenden Sätze in einem Schluß . . 61

XI. Der Gegenſatz: daß es keinen Gott gebe, iſt unmöglich zu erweiſen . 63

XII. Er führt zu den ungereimteſten Folgen hin 65

XIII. Uebergang zu der Entwicklung der göttlichen Eigenſchaften 68

XIV. Gott iſt einzig und allein Gott . —

XV. Er iſt unveränderlich 70

XVI. Einfach und untheilbar . . . —

XVII. Ein Geiſt 71

XVIII. Er iſt allwiſſend 73

XIX. Sein Entſchluß iſt unabänderlich . 75

XX. Dabey aber unendlich frey im Wollen 76

XXI. Gott iſt unendlich weiſe . . . 77

XXII. Beweis deſſen aus der Natur . 78

XXIII. Gott iſt allmächtig 90

XXIV. Gott iſt allgegenwärtig . . 97

Seite

XXV. Und regieret die Welt mit einer ewigen Fürſehung 99

XXVI. Er iſt in ſich unendlich glückſelig 104

XXVII. Unendlich gütig 106

XXVIII. XXIX. Heilig und gerecht 109

XXX. Einwurf gegen das Daſeyn Gottes von den Weltübeln entlehnt . 110

XXXI. Widerlegung deſſelben, und zwar erſtens, was das moraliſche Uebel anbelangt 114

XXXII. Was zweytens das phyſiſche Uebel betrifft 118

Zweytes Hauptſtück.

Beweis, daß unſere Seele unſterblich ſeye, und daß es nach dieſem Leben eine Beſtrafung des Böſen, und Belohnung des Guten gebe.

I. Entwurf für den Beweis . . . 124

II. Beweis, daß die Seele eine von dem Körper unterſchiedene Subſtanz ſeye . 125

III. Noch zwey Merkmaale, welche dieſen Beweis beſtätigen 130

IV. Dieſe von dem Körper unterſchiedene Subſtanz iſt überhaupt nichts Zuſammengeſeztes 133

Seite

V. Erſter Beweis deſſen von der Verſchiedenheit genommen, welche zwiſchen den Veränderungen der zuſammengeſetzten Weſen, und zwiſchen jenen der Seele herrſchet . . . 136

VI. Zweyter Beweis von der Untheilbarkeit der Handlungen der Seele entlehnt 141

VII. Dritter Beweis, in welchem erwieſen wird, daß die Verrichtungen der Seele kein Reſultat von der Zuſammenſetzung ſeyn können . . . 144

VIII. Vierter Beweis, daß die Kraft zu denken und zu empfinden einem jeden Beſtandtheile der Seele eigen ſeyn müßte (falls ſie ein zuſammengeſetztes Weſen wäre) welches jedoch nicht zugelaſſen werden kann. Sie iſt daher ein einfaches Weſen . . 146

IX. Die Seele kann alſo als ein einfaches Weſen durch keine Auflöſung zu Grunde gehen 150

X. Sie kann auch von den Kräften der Natur nicht vernichtet werden, ſie iſt daher natürlicherweiſe unvergänglich 151

XI. Ihre Dauer nach dieſem Leben iſt keine lebloſe Dauer, ſondern ein wahres Leben 154

Seite

XII. Widerlegung des gewöhnlichen Einwurfs dagegen 156

XIII. Uebergang zu den Beweisen, daß sie auch Gott nicht vernichten werde . 162

XIV. Das Maaß, der ihr von Gott verliehenen Kräften, zeigt von ihrer Bestimmung zur Unsterblichkeit . . . 163

XV. Die Gewißheit von dieser Bestimmung wird noch dadurch bestärkt, daß die Fähigkeiten der Seele einer unaufhörlichen Vervollkommnung empfänglich sind 168

XVI. Die Vernichtung der Seele wäre eine ihren außerordentlichen Vorzügen ganz unangemessene Bestimmung . 180

XVII. Das uns eingeflößte allgemeine Verlangen nach einem ewigen Daseyn widerspricht eben dieser Vernichtung . 182

XVIII. Endlich müßte Gott bey dem Entschluße, die menschliche Seele zu vernichten, zugleich das verabscheuungswürdige System gelten lassen . 189

XIX. Weil alles dieses den Eigenschaften Gottes zuwider ist, so kann Er auch die Vernichtung der Seele nicht wollen 193

XX. Beschluß dieser Abhandlung, und Beweis, daß es nach dem Tode eine Belohnung des Guten, und Bestrafung des Bösen gebe 195

Drittes Hauptſtück.

Aus dem, was bis hieher geſagt worden iſt, folget, daß es eine Religion gebe, es muß aber hiebey die göttliche Offenbarung uns zu Hilfe kommen.

Seite

I. Der von dem Daſeyn Gottes überzeugt iſt, dem ſagt es das innigſte Gefühl, daß er ihm Verehrung, Dank, Liebe und Gehorſam ſchuldig ſeye . . 199

II. Der Endzweck unſers Daſeyns, und unſere Natur ſagt das nämliche, und darinn beſteht die Religion . . . 202

III. Doch iſt die Vernunft nicht im Stande, uns hierinnfalls allein eine beſtimmte Richtſchnur zu geben . . 203

IV. So nothwendig als der bürgerlichen Geſellſchaft die poſitive Geſetzgebung iſt, ſo nothwendig iſt in Rückſicht auf die Religion eine poſitive Vorſchrift für uns Menſchen 205

V. Dieſe Nothwendigkeit erweiſet die Erfahrung 209

Ein Blick auf die neu entdeckten Völker —

VI. Ein Blick auf den alten Welttheil . 211

VII — IX. Ein Blick auf die Philoſophen älterer und neuerer Zeiten 212 — 224

Seite

X. Schlußfolge aus dieſer Erfahrung . 224

XI. XII. Dieſe unumgängliche nöthig poſitive Vorſchrift kann nicht von Menſchen gegeben werden . . . 226 — 228

XIII. Gott ſelbſt muß ſie uns geben . 230

XIV. Und dieſe Vorſchrift iſt die geoffenbarte Religion 231

XV. Die von Gott geoffenbarte Religion iſt die chriſtliche . . . . . —

Zweyter Theil.

Viertes Hauptſtück.

Die chriſtliche Religion ſtimmt mit der geſunden Vernunft überein, hat aber noch viele Vorzüge über die natürliche Sittenlehre.

I. Die Glaubenswahrheiten der chriſtlichen Religion ſind unbegreiflich, ſie ſind aber darum nicht minder wahr . 235

II. Auch in der Körperwelt giebt es unbegreifliche Dinge, ihr Daſeyn iſt darum dennoch gewiß 237

III. Die Glaubenswahrheiten ſcheinen unſern Begriffen zuwider, ſie enthalten aber deshalb keinen Widerſpruch mit der geſunden Vernunft . . 240

Seite

IV. Die Vernunft geräth ſelbſt auf die Spuren mancher Glaubensgegenwürfe 243

Zum Beyſpiel: auf das Daſeyn der Engel 244

Auf den Fall der erſten Menſchen . 245

V. Die chriſtliche Religion kläret hingegen die Vernunft über viele Zweifeln und Anſtände auf 251

VI. Das Unbegreifliche an den Geheimnißen dient zum Beweiſe für die chriſtliche Religion 256

VII. Sie fodert daher den Glauben, und dieſer gehört zu einer vollkommenen Religion 257

VIII. Dieſer religiöſe Glaube iſt eine Gabe Gottes 259

IX. Beſchluß der Betrachtungen über die Glaubenslehre 260

X. Die chriſtliche Pflichtenlehre ſtimmt mit der Vernunftlehre überein, hat aber viele Vorzüge vor dieſer . . 261

Die Vernunft lehrt uns eine innere Verehrung Gottes 262

XI. Die chriſtliche Religion macht dieſe innere Verehrung vollkommener . . 293

XII. Ueber die äuſſere Verehrung Gottes kann die Vernunft nichts Beſtimmtes ſagen, ſie lehrt nur, daß ſie nothwendig ſey 269

Seite

XIII. Die christliche Religion schreibt den vortreflichsten äußerlichen Gottesdienst vor 273

a) In ihren Gebeten . . . . . —

b) In den Ceremonien 275

c) In den wesentlichen Religionsübungen 276

d) In ihrem Priesterthume und Opfer 278

XIV. Die christliche Moral ist in Beziehung auf uns selbst die vollkommneste 279

Sie klärt den Verstand auf 280

Lenket den Willen zum Besten . . 281

XV. Lehret die Unterjochung des Lebens. 283

XVI. Lehret uns das vernünftigste Betragen in Glück und Unglück . . 285

XVII. Und macht unser Glück hienieden vollkommen 287

XVIII. Die christliche Moral macht endlich den Menschen zum besten Gliede der Gesellschaft 294

XIX. Beschluß dieses Hauptstücks . . 301

Fünftes Hauptstück.

Die christliche Religion stimmt mit den Vollkommenheiten Gottes überein, und zeigt sie uns in einem erhabneren Lichte als jenes ist, in welchem sie die sich selbst überlassene Vernunft erblicket.

Seite

I. Die christlichen Tugenden machen die Karakteristik der christlichen Moral aus 304

II — VII. Sie beziehen sich alle auf die Eigenschaften Gottes . . . 305 — 308

VIII. Dieß ist nicht der einzige Vorzug des Christenthums, sondern es zeigt uns auch die Glaubenslehre die Eigenschaften Gottes in einem besonderen Glanze 310

IX — XI. Betrachtung über das Geheimniß der Erlösung, welches den Grund des christlichen Glaubens ausmachet . . . . . 311 — 317

XII. Schlußfolge 318

Sechstes Hauptſtück.

Die chriſtliche Religion ſtimmt mit dem überein, was ſich vor ihrer Entſtehung zugetragen, und was ſich mit ihrem Urheber ſowohl, als mit ihr ſelbſt ereignet hat, beweiſet ihren göttlichen Urſprung.

Seite

I. Künftige Begebenheiten können nur durch Eingebung Gottes umſtändlich vorgeſagt werden 319

II. Daß Jeſus lebte und getödtet wurde, iſt ein unbezweifeltes Faktum . . 320

III—VI. Umſtändlichere Nachrichten von Jeſu geben die Evangelien, deren Glaubwürdigkeit erwieſen wird 322 — 331

VII — XI. Was ſich nach dem Zeugniſſe dieſer Evangelien mit Jeſu zugetragen hat, war Jahrhunderte vor ſeiner Geburt vorhergeſagt . 332 — 342

Schlußfolge aus den vorhergehenden Sätzen 346

XII — XIV. Jeſus hat wirklich Wunder gewirket . . . . . 347 — 351

XV. Selbſt die Verbreitung ſeiner Religion iſt ein offenbares Wunderwerk 356

XVI. Dieſes wird erwieſen aus der Größe des Unternehmens 357

Seite

XVII. Aus der Schwäche der Werkzeuge bey dieſem Unternehmen . . . 360

XVIII. XIX. Aus der Gewalt der Hinderniſſe, die dieſem Unternehmen im Wege lagen. . . . . 365 — 370

XX. Endlich aus dem Triumphe, in welchem die Religion Jeſu dem ungeachtet ſich verbreitet hat . . . 373

Beſchluß 377